UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

LG.H
U364b

Probefahrten

Erſtlingsarbeiten aus dem Deutſchen Seminar in Leipzig

Herausgegeben von Albert Köſter

Achtzehnter Band

Die Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes

Ein Beitrag zur Journaliſtik des 18. Jahrhunderts

Von

Franz Ulbrich

118147
13/9/11

R. Voigtländers Verlag in Leipzig, 1911

1948

Alle Rechte vorbehalten.

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Meinen Eltern

Vorwort.

Indem ich vorliegende Arbeit der Öffentlichkeit übergebe, drängt es mich, vor allem meinem verehrten Lehrer Herrn Geheimrat Prof. Dr. Köſter aufrichtigſten Dank für die ſchönen Anregungen auszuſprechen, die er mir während meiner Studienjahre in ſo reicher Fülle angedeihen ließ.

Ferner möchte ich an dieſer Stelle das liebenswürdige Entgegenkommen dankbar anerkennen, das mir die Univerſitäts- und Stadtbibliothek in Leipzig, die Kgl. Bibliotheken zu Dresden und Berlin, nicht minder auch das Gleim-Archiv zu Halberſtadt und die Stadtbibliothek in Bern bewieſen.

Meinem Freunde Theodor Lockemann und Frl. Lutz Wähner danke ich für treue Hilfe bei der Durchſicht der Korrekturen herzlichſt.

Oldenburg, im Februar 1911.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Seite

I. Überblick über die journalistischen Strömungen von 1700—1740 mit besonderer Berücksichtigung der Stellungnahme Gottscheds 1
A. Die moralischen Wochenschriften und ihre Vorläufer 1
B. Gottsched als Herausgeber moralischer Wochenschriften 7
C. Die Weiterentwicklung des Journalismus bis zur Gründung der „Belustigungen des Verstandes und des Witzes“ 12
II. Inhalts- und Mitarbeiterverzeichnis der „Belustigungen des Verstandes und des Witzes“ 20
A. Vorbemerkung 20
B. Inhalts- und Mitarbeiterverzeichnis 22
III. Die Geschichte der „Belustigungen des Verstandes und des Witzes“ 55
A. Die Gründung der „Belustigungen“ 55
1. Das Programm 55
2. Der Redakteur 63
3. Der älteste Mitarbeiterstamm 76
B. Die Herausgabe der „Belustigungen“ 84
1. Die erste Periode der „Belustigungen unter dem überwiegenden Einfluß Gottscheds 85
2. Innere Umwandlung der „Belustigungen“ in der zweiten Periode ihres Erscheinens 123
3. Die Abzweigung der „Bremer Beiträge“ und die letzte Periode der „Belustigungen“ 168
C. Die Bedeutung der „Belustigungen“ für ihre Zeit 204
Exkurse 223
Register 227

I.

Überblick über die journalistischen Strömungen von 1700–1740 mit besonderer Berücksichtigung der Stellungnahme Gottscheds.

A. Die moralischen Wochenschriften und ihre Vorläufer.

Als sich dem vierundzwanzigjährigen Johann Christoph Gottsched wenige Monate nach seiner Ankunft in Leipzig dank der Empfehlungen Gottl. Siegfried Bayers aus Königsberg und der Protektion Johann Jakob Maskovs das Haus des berühmten Professors Johann Burkhard Menke gastlich öffnete, erschloß sich ihm neben mancherlei Anregungen, die ihm der Privatunterricht des jungen Menke, ihr gemeinsamer Besuch der Vorlesungen und die Benutzung der reichhaltigen Hausbibliothek zuteil werden ließ, vor allem auch das von ihm bisher noch nicht betretene Neuland des Journalismus, das für sein späteres Wirken bedeutungsvoller werden sollte, als er damals ahnte.

Ich betone gleich hier, daß es sich im folgenden, wenn von Journalismus die Rede ist, natürlich keineswegs um das politische, sondern nur um das gelehrte, moralische und belletristische Zeitungswesen handeln kann.

Es ist bekannt, daß die erste bedeutende, in Deutschland erschienene gelehrte Zeitschrift von einem Mitglied der Menkeschen Familie, und zwar von Otto Menke, Professor der Moral und praktischen Philosophie an der Universität Leipzig, im Jahre 1682 gegründet wurde. Die monatlich herausgegebenen „Acta Eruditorum" können gewissermaßen als Nachahmung des gleichartigen französischen „Journal des Sçavans" gelten, darüber hinaus aber als eine enzyklopädisch-gelehrte Sammelzeitung größten Stils, was die Zahl

der Mitarbeiter und die Internationalität der besprochenen Bücher anlangt. Otto Menke, dessen unmittelbare Teilnahme nicht umfangreich gewesen ist, der aber die ganze Last der äußeren Geschäfte auf sich genommen hatte, erweiterte allmählich durch eine vielverzweigte Korrespondenz die Zahl der Mitarbeiter und Gönner über ganz Deutschland, ja selbst über die Schweiz, Holland, Italien, Frankreich, und verschaffte so den „Acta Eruditorum" einen immer größeren Wirkungskreis und eine achtunggebietende, zentrale Stellung in der europäischen Gelehrtenrepublik. So lesen wir unter den Mitarbeitern die Namen der hervorragendsten Geister jener Zeit, wie Leibniz, Thomasius, Fr. Bened. Carpzow, Johann Olearius, Heinrich von Bünau u. a.

Es ist sicher, daß die „Acta" als ein höchst dankenswertes Mittel, einen wenn auch nur flüchtigen Überblick über die Erscheinungen der in- und ausländischen Literatur zu gewinnen, von den Gelehrten mit Freuden begrüßt wurden, und daß sie, wie Prutz sagt, einen reichen Strom fremden Wissens zu uns geleitet und den deutschen Geist vielfach befruchtet und angeregt haben.[1]).

Dem internationalen enzyklopädischen Charakter der Zeitung gemäß hatte man sich allerdings zu einem Schritte verstehen müssen, der von vornherein eine Wirkung auf die breite Masse des Volkes so gut wie ausschloß: die Abhandlungen wurden in lateinischer Sprache abgefaßt. Daß die Leitung und Ausarbeitung der „Acta" allein in Händen der „viri doctissimi" lag, hatte jedoch noch einen anderen Nachteil zur Folge: politische wie soziale Fragen, ferner auch die Erzeugnisse der modernen schönen Literatur blieben ganz unberücksichtigt. Zum größten Teil beschränkte man sich auf kurze sachliche Referate neuer und alter Werke aus den Gebieten der Mathematik, Physik, Botanik und Medizin, nur selten werden Gedichte, und dann meist solche holländischer Latinisten zur Anzeige gebracht.

Das Gepräge der Zeitung änderte sich auch nicht, als nach dem Tode Otto Menkes 1707 dessen Sohn Johann Burkhard Menke die Leitung der „Acta" übernahm. Es liegt auf der Hand, daß der junge wißbegierige Gottsched bald einen Einblick in diese Verhältnisse gewann und aus der Vielseitigkeit des literarischen Ge-

---

[1]) Geschichte des deutschen Journalismus. Zum ersten Male vollständig aus den Quellen gearbeitet von R. E. Prutz. Erster Teil. Hannover 1845. S. 278.

triebes, das seinen Mittelpunkt im Menkeschen Hause hatte, die nachhaltigsten Anregungen schöpfte. Bald finden wir ihn denn auch selbst tätig. Die Fülle des einlaufenden Korrespondenzmaterials wuchs derartig an, daß sich Menke in der Lage sah, 1715 ein zweites Journal herauszugeben, das der Zeitströmung mehr entgegenkommen und deshalb in deutscher Sprache abgefaßt werden sollte, nämlich die „Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen", die 1715 bis 1734 von Johann Gottlieb Krause, einem Freunde Gottscheds, redigiert wurden, und die in den folgenden Jahren zur Gründung einer Anzahl ähnlicher Zeitschriften führten[1]).

Es ist nachgewiesen worden[2]), daß Gottsched selbst bereits im ersten Jahre seines Leipziger Aufenthalts Mitarbeiter war, und daß es seinem wachsenden Einfluß zu danken ist, wenn die „Zeitungen von gelehrten Sachen" seit dem Jahre 1724 immer entschiedener einen deutschnationalen Standpunkt einnehmen. Ja 1727, als Krause nach Wittenberg ging, war Gottsched schon so weit mit der Redaktion vertraut, daß er die Vertretung übernehmen konnte.

Während nun die „Acta Eruditorum" und die „Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen" eine Flut von Nachahmungen erlebten, begann in Deutschland eine zweifellos auch von dem Unternehmen Menkes vorbereitete, im wesentlichen aber von einer noch zu nennenden Seite her günstig angebahnte Art von Zeitschriften aufzukommen, die jahrelang in unübersehbarer Breite unser Vaterland überschwemmten und dem Journalismus dreier Dezennien ihren Stempel aufdrückten: die moralischen Wochenschriften.

Es ist bekannt, daß ihre engere Heimat in England zu suchen ist. Indes muß doch hervorgehoben werden, daß ihnen in Deutschland, abgesehen von dem fruchtbaren Boden, den die politischen und sozialen Verhältnisse zu Beginn des 18. Jahrhunderts darstellten, der Weg durch einen Mann geebnet war, den man mit Recht den geistigen Vater des deutschen Journalismus genannt hat.

Christian Thomasius hatte 1688 mit seinen Monatsgesprächen: „Schertz- und Ernsthaffte, Vernünftige und Einfältige Gedanken,

[1]) Z. B. Tübingsche gelehrte Anzeigen (Tübingen 1735), Zeitungen Frankfurtischer Gelehrter (Frankfurt 1736), Etwas von gelehrten Rostockschen Sachen (Rostock 1737), Göttingsche Zeitungen von gelehrten Sachen (Göttingen 1739), Pommersche Nachrichten von gelehrten Sachen (1743), Erlangische gelehrte Anzeigen (Erlangen 1743) u. v. a. [2]) Gustav Waniek: Gottsched und die deutsche Litteratur seiner Zeit. Leipzig 1897. S. 22 f.

über allerhand Luſtige und nützliche Bücher und Fragen" wirklich das erſte deutſche ſchönwiſſenſchaftliche Unterhaltungsblatt geſchaffen, das durch ſeine äußere bequeme Erſcheinungsform, durch ſeine zu dramatiſcher Lebhaftigkeit geſteigerten Geſpräche, durch das rückſichtslos kühne Vorgehen gegen orthodoxe Intoleranz, ſcholaſtiſche Philoſophie und gelehrte Pedanterie und nicht zuletzt durch die auch in weiteren Kreiſen verſtändliche deutſche Sprache raſch an Popularität gewann.

Wie die Einkleidung der Zeitſchrift in Geſpräche, die Fiktion einer Geſellſchaft der Müßigen, die Darſtellung einzelner „Charaktere", in denen ſich manch einer der Leipziger Profeſſoren karikiert ſah, ſpäter als Einzelheiten in den moraliſchen Wochenſchriften ihre Parallelen fanden, ſo hatte Thomaſius mit der gewichtigen Frage[1]):

> Wozu die fremde todte Sprache, welche das Volk und beſonders auch die geſammte Frauenwelt von aller tieferen Bildung ausſchließt?

im Grunde genommen das Durchſchnittsprogramm der deutſchen Wochenſchriften berührt. Aber ſie beſaßen das, was den „Acta Eruditorum" wie auch den „Monatsgeſprächen" und ihren Nachahmungen noch gefehlt hatte, ein gemeinſames großes Ziel. Hand in Hand mit der Wolffiſchen Philoſophie galt es für ſie den Kampf, die moraliſchen Geſetze des Bürgertums aufrecht zu erhalten, das deutſche Familienleben vor den aus vornehmen Hof- und Adelskreiſen einreißenden lockeren Sitten zu bewahren; letzten Endes aber war ihr Gegenſtand die Erziehung des Menſchen mit allem, was zu dem Menſchen gehört. Im „Maler der Sitten" heißt es einmal[2]):

> Die Tugenden, die Wiſſenſchaften, die Glückſeligkeit, die Neigungen, die Laſter, die Fehler, die Thorheiten, das Elend, das Leben und Sterben des Menſchen ſoll uns Stoff an die Hand geben.

Dieſe Worte ſkizzieren ſo recht den Geſamtinhalt der deutſchen moraliſchen Wochenſchriften. Alle die Beſtrebungen eines Spener, Leibniz, Thomaſius und Wolff waren im Grunde auf das gleiche Ziel ausgegangen: auf eine Hebung und Beſſerung der geiſtigen und ſittlichen Zuſtände Deutſchlands. Was aber jenen Männern zunächſt nicht gelingen ſollte, das begannen die Sittenſchriften in neuer, glücklicherer Form. Ohne jeden einſeitig gelehrten Ballaſt, in billigem, bequemem Gewande, allen leicht faßlich, in der Mutterſprache ge-

[1]) Chriſtian Thomaſius' kleine teutſche Schriften. Halle 1721. S. 1/66.
[2]) Der Mahler der Sitten. Von Neuem überſehen und ſtark vermehret, Zürich, verlegts Conr. Orell und Comp. 1746. I. S. 8.

schrieben drängten sie dem deutschen Bürger die neuen Ideen auf, vertilgten Irrtümer, arbeiteten jeglichen Vorurteilen entgegen und bestrebten sich, allgemeine Aufklärung des Verstandes, Veredlung der Gesinnungen und Handlungen zu bewirken und „überhaupt die Menschen zufriedner, weiser und glücklicher zu machen“ [1]).

Indessen muß freilich anerkannt werden, daß diese Weiterentwicklung des deutschen Journalismus, die Bemühungen des Thomasius ausgenommen, in erster Reihe englischen Einflüssen zu danken war. Auch die englischen Wochenschriften waren das Ausdrucksmittel eines, wenn auch weit selbstbewußteren Defensivkampfes, den ein in seiner nationalen Gesinnung und gesunden Lebens- und Denkweise arg bedrohtes Bürgertum gegen die verderblichen französischen Einflüsse führte. Selbstredend kam dabei der Vorsprung, den England als geeintes Staatswesen und durch die damit verbundene größere politische Reife und schärfer ausgeprägte nationale Gesinnung vor Deutschland voraus hatte, auch in den Wochenschriften der beiden Länder zur Geltung. Alle Vorteile, mit denen die Herausgeber der englischen Wochenschriften rechnen konnten, fehlten in Deutschland; kein Wunder also, wenn die deutschen moralischen Zeitschriften trotz ihres ängstlichen Bemühens, ihren Vorbildern zu gleichen, weder inhaltlich noch sprachlich die Höhe eines „Tatler“, „Spectator“ oder „Guardian“ erreichten und ihnen damit natürlich auch keine ähnlich tiefgreifende und langandauernde Wirkung auf unsere zersplitterte Nation beschert war.

Die drei bedeutendsten englischen Wochenschriften sind eben genannt: „The Tatler“ (1709—1711), „The Spectator“ (1711—1712) und „The Guardian“ (1713), die von Steele und Addison herausgegeben wurden. Hauptsächlich auf sie gehen die deutschen Nachahmungen zurück, die sich erklärlicherweise zunächst in der Stadt finden, die durch ihre Lage und ihren Handel mit England in engsten Beziehungen stand. In Hamburg tauchen bereits 1713 und 1718 zwei wirkungslose, kurzlebige Wochenschriften auf: „Der Vernünftler“, von Friedrich Mattheson verfaßt, und „Die lustige Fama aus der närrischen Welt“.

Die erste bemerkenswertere Sittenschrift erscheint in Zürich unter dem Titel „Die Discourse der Mahlern“, wahrscheinlich seit Juli

---

[1]) (Beutlers) Allgemeines Sachregister über die wichtigsten deutschen Zeit- und Wochenschriften. Leipzig 1790. Vgl. Vorrede S. I.

1721. Es ist in diesem Überblick nicht der Platz, eingehender über Inhalt und Stellung dieser Schweizer moralischen Blätter oder ihrer späteren Auflage zu sprechen[1]). Nur soviel sei gesagt, daß auch sie, wie ausdrücklich betont wird, zu ihrer Gründung durch den „Spectator" angeregt sind, dem sie „einen Theil ihrer Methode und vielleicht alles dasjenige, was sie Artiges haben", entnehmen. Daß Bodmer und Breitinger die Hauptmitarbeiter waren, und wieso die Zeitung zu dem Titel „Discourse der Mahlern" kam, ist bekannt. Inhaltlich setzen sich die „Discourse" aus Abhandlungen über Erziehung, Freundschaft, Kinderzucht, praktische Lebensweisheit, Gottesfurcht, ja sogar über äußerliche Sitten und Gebräuche, wie das Kartenspiel und das Tabakrauchen in Form von Gesprächen, Briefen und Charakterbildern zusammen. Daneben beginnen schon hier die ersten kritischen Erörterungen über literarische Fragen: Angriffe gegen die zweite schlesische Dichterschule finden sich neben der Verherrlichung Opitzens. Was aber der Zeitschrift eine größere Wirkung in Deutschland versagte, war „das gemischte Wesen in der Sprache, das mehr zum Schimpfe, als zur Ehre der deutschen Nation gereiche"[2]), in der Schweiz dagegen stieß man auf Zensurschwierigkeiten und große Teilnahmlosigkeit, so daß man sich bereits 1723 genötigt sah, die „Discourse" eingehen zu lassen.

Von größter Wichtigkeit für die deutsche Wochenschriftenliteratur wurde aber der seit dem 5. Januar 1724 in Hamburg herausgegebene „Patriot". Er war, wie die Vorrede Richeys zum dritten Bande verrät, von der Patriotischen Gesellschaft ins Leben gerufen worden. Die Mitglieder[3]), meist angesehene Männer der Republik, kamen allwöchentlich zusammen und berieten über die wichtigsten Fragen „der Rechts- und Sittenlehre, der Staats- und Handlungskunst". Darauf erhielt jeder eines der angeschnittenen Themen zur schriftlichen Ausarbeitung für die Wochenschrift. Am besten stellt der „Patriot" selbst seine Absichten dar, wenn er sie dahin zusammenfaßt:

> daß er mit natürlichen und vernünftigen Gründen in allen den geselligen Umgang, die Haushaltung, Kinderzucht und gemeine Wohlfahrt betreffenden

[1]) Näheres bei Ernst Milberg, Die deutschen moralischen Wochenschriften des 18. Jahrhunderts. Meißen (1880). S. 16 ff. [2]) Vernünftige Tadlerinnen (1725). I. S. 163. [3]) Die Mitglieder waren: Syndikus Joh. Jul. Surland, die Ratsherren Klefeker, Widow und Brockes, der Prediger John Thomas und die Gelehrten Weichmann, Hoffmann, Anckelmann, Richey u. a. m.

Sachen Andere gern von Thorheiten abführen und ihnen dasjenige sagen will, was entweder so sonderbar oder so lebhaft zu sagen die Umstände eines heiligen Amtes und Ortes nicht allemal zulassen[1]).

Im Gegensatz zu den „Discoursen" bestrebt man sich im „Patrioten" einer möglichst fließenden, von Fremd- und Dialektwörtern freien Schreibart. Da dieser Wochenschrift der größte Beifall und die weiteste Verbreitung zuteil wurde, konnte sie sich eines dreijährigen Bestehens erfreuen. Im ersten Jahre bereits warb sie sich fünftausend Abonnenten. Nachfolgendes Urteil Gottscheds, das in dem Konkurrenzblatte, den „Vernünftigen Tadlerinnen" steht und deshalb doppelt beachtenswert ist, kann uns die Beliebtheit des „Patrioten" beweisen[2]):

> Dieser Scribent verdient allerdings unter die großen Geister versetzet zu werden. Er erstreckt sich über Alles, was deutsch versteht. Von den franz. Grenzen bis nach Moskau sind ohngefähr 300 deutsche Meilen; soweit wird der „Patriot" hoch geschätzet. Die Nachkommen werden nach vielen Jahrhunderten unsre Zeiten für glücklich achten, daß sie einen solchen Mann hervorgebracht haben, der ein Lehrer so vieler Völker gewesen.

B. Gottsched als Herausgeber moralischer Wochenschriften.

Es ist natürlich, daß gerade die Erfolge des „Patrioten" zur Nacheiferung herausforderten. In Leipzig, das sich schon seit des Thomasius Zeiten zum Hauptquartier des Journalismus herausgebildet hatte, erschien bereits 1723 der „Leipziger Spectateur" und der „Leipziger Diogenes", die bald genug von den Schweizern „gestäupt" werden sollten. Jetzt schlossen sich 1724 der „Leipziger Patriot" und der „Aufrichtige Patriot" an. Aber keine dieser Wochenschriften erhielt eine auch nur annähernde Bedeutung wie ihr Hamburger Vorbild. Dagegen sollte einem Leipziger Wochenjournal, das scheinbar eigene Wege suchte, eine nachhaltigere Wirkung beschieden sein: den „Vernünftigen Tadlerinnen".

Es ist eine neuerdings bestrittene Frage, ob von dem Oberlausitzer Johann Georg Hamann (1697—1733) oder von Gottsched der erste Gedanke zur Begründung der genannten Zeitschrift ausgegangen ist. Soviel kann jedenfalls als sicher gelten, daß Gottsched, wenn er auch nicht der Anreger war, doch mit der ihm eigenen Entschlossenheit den Plan Hamanns aufgegriffen und verwirklicht

[1]) Hettner, Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. III. 1. S. 290. [2]) Milberg, Die moralischen Wochenschriften, S. 22.

hat. Durch seine praktische Tätigkeit in der Redaktion der „Zeitungen von gelehrten Sachen" vorgebildet, mit der damaligen Modephilosophie Christian Wolffs vertraut, durch die Kenntnis der Thomasiusschen Schriften für Denkfreiheit und Aufklärung zu einem wenn auch noch unklaren deutschen Nationalbewußtsein herangezogen, war er zweifellos der geeignete Mann. Es ist erklärlich, daß er als Rahmen für seine Ideen das naheliegende Ausdrucksmittel der moralischen Wochenschriften wählte, die ja gleiche Ziele verfolgten und eine rasche, umfassende Verbreitung in allen Ständen verbürgten. Es war ein glücklicher Griff — und für diesen kann man wohl Gottsched als Urheber in Anspruch nehmen, da er oft genug in solchen äußeren Dingen eine geschickte Hand bewiesen hat —, daß man sich als Verfasserinnen ausgab und dadurch der Zeitschrift etwas zur Hauptaufgabe stellte, was in den übrigen Wochenschriften nur nebenbei abgetan worden war. Die „Vernünftigen Tadlerinnen" wenden sich unter ihrer weiblichen Maske ausschließlich an die Damenwelt und beabsichtigen, wie die Vorrede sagt:

> dem deutschen Frauenzimmer ein Blatt in die Hände zu bringen, welches ihm zu einer angenehmen Zeitkürzung dienen, und doch von nützlicherem und lehrreicherem Inhalte sein sollte, als die gewöhnlichen Romane[1]).

Am 3. Januar 1725 erschien das erste Stück der „Vernünftigen Tadlerinnen" in Halle. Gottsched hat bekanntlich, nachdem ihn seine beiden anderen Mitbegründer Hamann und May im Stich gelassen hatten, die Zeitschrift so gut wie allein geschrieben. Es kann nun nicht meine Aufgabe sein, die „Vernünftigen Tadlerinnen" einer weitläufigen Untersuchung zu unterziehen; soll doch in dieser Übersicht nur das berücksichtigt werden, was sich innerhalb der moralischen Wochenschriften an entwicklungsfähigen Keimen findet.

War die Einkleidung der Wochenschrift bis zu einem gewissen Grade neu und selbständig, so waren die Blätter inhaltlich von drei Seiten aufs stärkste beeinflußt: von Thomasius, den „Discoursen der Mahlern" und dem Hamburgischen „Patrioten". Gottsched hatte schon wenige Jahre nachher den inneren Zusammenhang der Wochenschriftenliteratur mit ihrem Vorkämpfer erkannt, indem er in seiner Denkrede am 23. September 1728 hervorhebt:

> „Wenn Thomasius noch lebte, würde er mit Vergnügen wahrnehmen, wie die deutschen Schriften täglich mehr Leser bekommen, und wie das von ihm so tapfer bestrittene Vorurtheil beinahe alle Kraft verloren hat."

[1]) Milberg, Die moralischen Wochenschriften, S. 25/26.

Aber auch in Einzelheiten bewegen sich die „Vernünftigen Tadlerinnen" ganz auf den Spuren des Thomasius, wie sich denn auch sonst der junge Journalist gern mit fremden Federn zu schmücken liebte. Abgesehen von der äußeren Fiktion von Gesellschaften und Briefen, die in allen Wochenschriften auftreten, nimmt er aus den „Discoursen" und dem „Patrioten", damit allerdings oft auch mittelbar aus den englischen Wochenschriften, einzelne grundlegende Gedanken, zuweilen sogar ganze Stellen wörtlich in seine „Tadlerinnen" auf. Nach zwei Richtungen hin wächst jedoch Gottscheds Zeitschrift über die anderen hinaus. Allgemein gesagt: durch eine überwiegendere Betonung literarischer Fragen gegenüber den moralischen versucht er eine Vermittlung zwischen beiden. Damit beginnt unbewußt, was sich in den „Discoursen" freilich auch schon angedeutet findet, ein Übergangszustand, in dessen Bereich Angelegenheiten der Kunst, allerdings noch vom moralisch-pädagogischen Standpunkt aus, erörtert werden. Aber das ästhetisch-kritische Element ist vorhanden, vermag sich, wie noch zu zeigen ist, eine immer breitere Stellung in den Wochenschriften zu schaffen und führt von der Moral über sich hinweg sogar zur belletristischen Produktion, die dann wiederum in Gellerts Fabeln und Rabeners Satiren ihre höchste Spitze erreicht.

In zwei Richtungen also bewegen sich dabei, wie eben behauptet, die „Vernünftigen Tadlerinnen". Einmal erstreben sie Verbesserung der Sprache, zum andern bemühen sie sich um Erhöhung des allgemeinen Interesses für die Poesie. Man leitet darum zu dichterischer Betätigung an, tritt für ein deutschnationales Schrifttum, wie man es damals auffaßte, ein, fingiert Gründung und Statuten einer Gesellschaft der „Teutschen Musen" durch sechs Freundinnen, stellt eine deutsche Frauenzimmerbibliothek zusammen und bemerkt sogar die Wichtigkeit einer guten Schaubühne für die Nation.

Mögen die „Vernünftigen Tadlerinnen" von den „Discoursen der Mahlern" an sachlichem, innerem Werte auch übertroffen werden, jedenfalls hatte Gottsched sicherer als die Schweizer den Geschmack seines Volkes erkannt. So war ihm auch vorerst ein größerer Leserkreis als jenen beschieden. Die Lage Leipzigs im Mittelpunkte Deutschlands, die eigenartige Einkleidung der Zeitschrift wie ihre saubere Schreibart mögen das meiste zu einem Erfolge beigetragen haben, für den die Zahl der abgesetzten Exemplare und die stetig im Anwachsen begriffene Menge der ein-

gehenden Briefe von freiwilligen Mitarbeiterinnen sowie die zahllosen Nachahmungen[1]) beweiskräftig genug sind.

Gottsched konnte also auf seine ersten Schritte als Journalist mit Befriedigung zurückblicken und beim Beschluß der Wochenschrift feststellen, daß diese Blätter von unzähligen Frauenzimmern gelesen wurden, die sich vielleicht keine Mühe darum gemacht hätten, wenn sie unter männlichem Namen herausgekommen wären[2]). Und kurz darauf faßt er seine Tätigkeit in ein paar Sätze zusammen, die nicht nur die „Vernünftigen Tadlerinnen", sondern auch seine Gesamtanschauung über die Pflichten eines Wochenschriften-Herausgebers aufs trefflichste charakterisieren.

> Ich habe mich also bemühet, schreibt er, die gemeinsten Sachen auf eine veränderte und neue, und so viel mir möglich gewesen, angenehme Art vorzutragen. Ich habe die Materien vielfältig abgewechselt, um keiner Gattung von Lesern einen Ekel zu erwecken. Ich habe mich endlich auch bemühet, deutlich und natürlich zu schreiben, damit mich auch die Unstudirten lesen und verstehen möchten: und mich dünkt, daß ich zum allerwenigsten in diesem Stücke meinen Zweck erhalten habe[3]).

Nach so günstigen Erfolgen erklärte sich Gottsched begreiflicherweise gern zur Abfassung einer zweiten Wochenschrift bereit, als der Verleger Jakob Schuster 1726 mit dem Ersuchen an ihn herantrat, einen Ersatz für den mittlerweile eingegangenen Hamburger „Patrioten" zu schaffen. Das neue Journal erschien vom 1. Mai 1726 bis zum 4. April 1729 unter dem Titel „Der Biedermann". Deutlicher noch als in den „Vernünftigen Tadlerinnen" tauchen hier die kritisch-ästhetischen Fragen neben den moralischen auf. Abschnitte, die Gottsched später in seiner „Critischen Dichtkunst" behandelte, finden sich hier teils in ihren ersten Anfängen, teils bereits wörtlich vor. Gegen die Unreinheit und Inkorrektheit der Sprache, gegen den Kanzleistil wird ebenso vorgegangen, wie im engen Anschluß an Saint-Evremont die entartete Oper zugunsten einer hohen, nationalen Schaubühne angegriffen wird. Anderseits scheint es aber, als ob Gottsched, angeleitet durch die Lektüre französischer Auf-

---

[1]) Es seien nur die folgenden angeführt: Der freymüthig Tadler seyn selbst (1725), Die Matrone (Hamburg 1728), Die Matronen (Eisleben 1725), Der vernünftige Träumer (1731), Die für sich und ihre Kinder sorgfältigen Mütter (Hirschberg 1731), Die Zellischen vernünftigen Tadler (1741), Die vernünftigen Tadler und Tadlerinnen (Eisenach 1745) u. a. m. [2]) Die vernünftigen Tadlerinnen. Zweite Auflage II, 468. [3]) Milberg, Die moralischen Wochenschriften, S. 26.

klärer wie Bayle und Fontenelle, die Absicht hatte, das Interesse seiner Leser im „Biedermann" auch auf große öffentliche Angelegenheiten auszudehnen. Wenigstens zieht er gegen religiöse Intoleranz, Aberglauben, Hexenprozesse und Zauberei zu Felde. Aus diesem rationalistischen Ideenkreise heraus erklärt sich auch die gegen Romane, Ritterbücher und Volkssagen gerichtete, im „Biedermann" zum ersten Male ausgesprochene literarische Gegnerschaft des begeisterten Wolffianers, die sich infolge einer mit den Jahren zunehmenden Verknöcherung der Anschauung schließlich auch gegen das Übersinnliche und Wunderbare in der Dichtung richtete und letzten Endes den inneren Anstoß zu der Zürich-Leipziger Literaturfehde abgab.

Während die „Vernünftigen Tadlerinnen" kurz hintereinander in mehreren Auflagen erschienen, hat der „Biedermann" offenbar nicht einmal einen zweiten Abdruck erlebt, ein Beweis, daß er sich an Beliebtheit mit der ersteren Wochenschrift nicht zu messen vermochte.

Damit war Gottscheds positive Tätigkeit als Verfasser moralischer Wochenschriften beendet. Andere Aufgaben nahmen vorläufig seine ganze Arbeitskraft in Anspruch: die Reorganisation der deutschen Gesellschaft, die Herausgabe der „Redekunst" und der „Critischen Dichtkunst", seine Bemühungen um Bühne und Drama ließen ihm wenig Zeit, mit hundert anderen Literaten an einem Wagen weiterzuziehen, der seinen Weg bereits allein rollte. Allerdings war noch nicht die Zeit gekommen, von der Lessing im dritten Brief der Vorrede zu Mylius' Schriften spricht, als er die Frage, wer die Autoren deutscher Wochenschriften sind, geringschätzig mit dem Satze beantwortet:

> Größtentheils junge Witzlinge, die ungefehr der deutschen Sprache gewachsen sind, hier und da etwas gelesen haben, und, was das betrübteste ist, ihre Blätter zu einer Art von Renten machen müssen.

Doch beweist das von Beck im Jahrgang 1761 des „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" aufgestellte Verzeichnis, welche Flut von Wochenschriften sich in Kürze über Deutschland ergoß. Daß Gottsched aber auch in späteren Jahren die Entwicklung dieser Art Zeitschriften, denen er ein gut Teil des Erfolges in der „Verbesserung des Geschmackes und der Schreibart als der Sitten" zuerkannte, mit Interesse verfolgt hat, dafür gibt es mehr als ein Zeugnis. Wie er zum Beispiel Joachim Friedrich Liscow, den

Bruder des Satirikers, 1735 aufforderte[1]), einen deutschen „Spectator" herauszugeben, so mögen auch die Wochenschriften, die Jakob Friedrich Lamprecht[2]) in Hamburg und Berlin und manch andere seiner Schüler an verschiedenen Orten Deutschlands veröffentlichten, im Grunde doch auf Anregungen des Leipziger Diktators zurückgehen. Ebenso kam er und seine Gattin dem jungen Johann Joachim Schwabe bei der Fortsetzung des „Freymäurers" (1738) mit Rat und Tat entgegen. Als schließlich der durchschnittliche Wert der Wochenschriften infolge der Massenproduktion mehr und mehr herabsank, war es Gottsched, der seine Gattin und seinen Schildknappen Schwabe zu einer Übersetzung des englischen „Spectator" (1739—1743) zu veranlassen wußte, um auf diese Weise dem deutschen moralischen Journalismus ein unveraltetes Vorbild aufzustellen.

C. Die Weiterentwicklung des Journalismus bis zur Gründung der „Belustigungen des Verstandes und des Witzes".

Die „Bemühungen zur Beförderung der Critik und des guten Geschmacks" schreiben 1745 in einer „Nachricht von einigen neuen Wochenblättern"[3]) folgendes:

> Diese Art von Schriften, war kaum in Deutschland bekannt geworden, als es, von einer Menge derselben, überschwemmt worden ist. Wie die meisten aber, schlecht und unglücklich gerathen sind, so sind sie auch bald vergessen worden. Nur der Hamburgische Patriot, die schweizerischen Mahlerdiscourse, die Tadlerinnen, der Biedermann, der Freymäurer und einige andere haben sich erhalten, ob man gleich auch viel Unvollkommenheiten und Mängel, in diesen Wochenblättern antrift. Man würde ein großes Buch schreiben können, welches die Geschichte der deutschen Wochenblätter, und die Beurtheilungen derselben enthielte. Diese Flut von Wochen-

---

[1]) Vgl. Gottscheds handschriftlichen Briefwechsel (Leipziger Universitätsbibliothek), Bd. III, Fol. 200/1, Brief Nr. 478. Liscow schreibt darüber von Hamburg aus an Gottsched den 28. Januar 1735: „Der Antrag, einen deutschen Spectator abzugeben, welchen Ew. Hochedl. mir zu thun beliebet, halte ich vor eine Versuchung, der ich mit allen Kräften widerstehen würde, wenn mich gleich meine Umstände nicht verhinderten, demselben Gehör zu geben." [2]) Jakob Friedrich Lamprecht gab den „Menschenfreund" (Hamburg, Ostern 1737 bis Ostern 1739) und den „Weltbürger" (Berlin 1741) heraus. [3]) Bemühungen zur Beförderung der Critik und des guten Geschmacks. Halle 1743 bis 1747. S. Bd. II. St. 12. S. 367.

blättern[1]), kam auf einmal über Deutschland: sie verrauschte aber nach und nach, als die Monat-Schriften mode wurden.

Mylius, von dem jedenfalls dieser Rückblick geschrieben ist, hat damit ungefähr Entwicklung und Stellung der moralischen Zeitschriften erkannt. Es ist schon gezeigt worden, daß sogar jene Wochenblätter, die der „erste Journalist", wie man Lessings Vetter zu nennen pflegt, als die wertvollsten und wirkungsreichsten hervorhebt, von Anleihen lebten die sie untereinander oder bei den englischen Vorbildern machten. Daß die darauf mit jedem Monat neu auftauchenden, fabrikmäßig von „jungen Witzlingen" hergestellten Zeitungen inhaltlich mehr und mehr verflachten, war eine natürliche Folge. Und so bedeutend der Einfluß dieser volkserzieherischen Blätter für die allgemeine Bildung wie auch für die literarische Entwicklung sicherlich gewesen ist, so hat man ihnen doch auch nicht mit Unrecht Schuld an dem „minder gründlichen Studium und der Vielschreiberey" gegeben[2]), die in den darauffolgenden Dezennien um sich griff. Daß demgemäß einzelne Kreise des lesenden Bürgertums verhältnismäßig rasch einen Überdruß an der einseitig moralisch-pädagogischen Tendenz dieser Zeitschriften bekommen haben und bald genug nach Abwechslungen und Neuerungen verlangten, beweisen die, wenn auch zunächst nur vereinzelten Zeitungen, die der Übersättigung zu steuern und den Wünschen des Publikums Rechnung zu tragen suchen.

Indessen wichtiger war für die Erscheinungen, die nun unter veränderter Maske auftraten, eine Strömung innerhalb des moralischen Journalismus selbst. Es zeigte sich, daß schon in manchen Wochenschriften, sei es aus der Notwendigkeit heraus, das Stoffgebiet zu erweitern, sei es, wie sicher bei Gottsched, aus persönlichen Interessen, neben den rein erzieherischen Abhandlungen auch ästhetischen Erörterungen über Kunst und Literatur Raum gegeben wurde. Während man also noch über moralische Fragen zu schreiben glaubt, war man bereits auf das Gebiet ästhetischer Kritik geraten. Ferner aber wirkte, wie schon angedeutet, das gleichmäßig doktrinäre

[1]) Sowohl Milberg (a. a. O. S. 6 ff.), der nur das Beckische Verzeichnis abdruckt, wie auch Max Kawczyński in seinen „Studien zur Literaturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts, Moralische Wochenschriften" (Leipzig 1880, S. 19 ff.) umfassen beide nicht die breite Masse der in Frage kommenden Zeitungen. Beide Register könnten noch stark ergänzt werden. [2]) (Beutlers) Allgemeines Sachregister, Vorrede S. II.

Moraliſieren auf das Publikum ermüdend. Die Herausgeber ſahen ſich gezwungen, ihren Aufſätzen eine neue, anziehendere Form, eine gefälligere Einkleidung zu geben. Dazu trat noch der Umſtand, daß eine freie, rückſichtsloſe Beurteilung der beſtehenden Sitten und Verhältniſſe in Deutſchland weniger möglich war, als in England, und daß die ſtrenge Zenſur unwillkürlich zu einer Bemäntelung der geſellſchaftlichen Kritik und damit auf den ungefährlicheren Boden literariſcher Produktion hindrängte.

So hatte man, allerdings wiederum in Anlehnung an engliſche Wochenſchriften, begonnen, unter römiſchen, griechiſchen und franzöſiſchen Namen ſchablonenhafte „Charaktere" zu entwerfen oder typiſche Genrebilder zu zeichnen. Damit gelangte man allmählich und unbewußt zu ſelbſtändigen künſtleriſchen Darſtellungen. Erinnern wir uns nun an Gellerts Fabeln, Erzählungen und Luſtſpiele oder an Rabeners Satiren, die faſt alle zuerſt in den „Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes" erſchienen, ſo liegen die engen inneren wie äußeren Zuſammenhänge zwiſchen den moraliſchen Wochenſchriften und dem erſten rein belletriſtiſch-unterhaltenden Journal in dieſer Richtung ſchon klar zutage.

Gottſched hatte der Bewegung bereits im „Biedermann" den Weg gewieſen, wenn er ſchrieb[1]):

> Gantz andre Dienſte können die Poeten dem menſchlichen Geſchlechte thun wenn ſie Weltweiſe zugleich ſind; das iſt, ihre Vernunft und ihren Willen gebeſſert haben. Sie haben eine Gabe die tiefſinnigſten Wahrheiten der Philoſophie und Moral auch unſtudirten Leuten begreiflich zu machen. Anſtatt ſubtiler Vernunfft-Schlüſſe . . . erdencken ſie lebhaffte Bilder, die beſſer in die Sinne fallen. Sie gebrauchen die Fabel zum Dienſte der Wahrheit . . . Er mahlet die Tugend ſo reitzend, und das Laſter ſo garſtig, daß jene bey allen Hochachtung und Liebe, dieſes hergegen nichts als Ekel und Abſcheu in den Gemüthern der Menſchen wircket.

Es fehlt denn auch nicht an ſehr charakteriſtiſchen Übergangserſcheinungen. Schon 1725 gelangte, gewiß nicht ohne Gottſcheds mittelbaren Einfluß, in Leipzig der vorwiegend literariſche „Deutſche Pavillon der Muſen" zur Ausgabe. Als eigentliche Zwiſchenſtufe können jedoch die periodiſchen Schriften in der Art des „Deutſchen Lockmanns" und des „Deutſchen Äſop" gelten. „Der deutſche Lockmann oder gute Sittenlehre in luſtigen und neuen Fabeln dar-

[1]) Der Biedermann, II, 57.

geſtellt" (Halle 1739) gehört, was die Form der Herausgabe wie die allgemeine Tendenz anlangt, noch durchaus in die Reihe der moraliſchen Wochenſchriften. Während die erſte Nummer eine kurze Lebensbeſchreibung des Äſop bringt, zerfallen die folgenden Blätter jedes in zwei innerlich wenig zuſammenhängende Teile. Zuerſt erſcheint gewöhnlich eine proſaiſche Fabel, und daran ſchließen ſich rein kritiſche Erörterungen, moraliſche Abhandlungen und endlich „Charaktere", ſo daß wir in dieſer Zeitung ſchroff neben den urſprünglich moraliſch-pädagogiſchen die nun ſelbſtändig gewordenen Elemente der literariſchen Produktion und äſthetiſchen Kritik vorfinden. Während der „Lockmann" nach dem Bekanntwerden der Fabeln Hagedorns und Stoppes eingehen mußte, ſcheint die andere genannte Wochenſchrift eher von dieſen beiden Fabelerzählern angeregt zu ſein

„Der deutſche Äſop" wurde von einem Mitglied der deutſchen Geſellſchaft, Profeſſor Johann Georg Bock, dem Verfaſſer der Wochenſchriften „Der Einſiedler" (1740) und „Der Pilgrim" (1742), in Königsberg veröffentlicht. Zwar erſchien er erſt vom 2. Januar bis 25. Dezember 1742, gehört aber mit ſeinen „324 Fabeln, herausgegeben als moraliſche Wochenblätter", durchaus unter dieſe Übergangserſcheinungen.

Am auffallendſten indes zeigt ſich das Hinübergleiten auf rein literariſches Gebiet in den kurz vor den „Beluſtigungen" auftretenden „Zelliſchen Tadlern" oder, wie der genauere vollſtändige Titel heißt, der die Haltung der Blätter eigentlich ſchon verrät: „Die Zelliſchen vernünftigen Tadler, oder moraliſche und ſatiriſche Abhandlungen derer im gemeinen Leben vorfallenden Begebenheiten".

> Wir haben uns vorgenommen, in gegenwärtiger moraliſcher Wochenſchrift die Schönheit der Tugend und die Scheuslichkeit der Laſter, ſowohl in ihrer bloßen Geſtalt, als auch verdeckt und unter Bildern und Geſchichten auf das neue vorzuſtellen.

So lieſt man auf Seite 3 des Blattes. Damit iſt offen zugegeben, daß man hinter der Maske der Fabel oder Satire die urſprünglichen Zwecke weiter verfolgen wollte, damit iſt frei ausgeſprochen, was in den erſten belletriſtiſchen Journalen ſtillſchweigend als ſelbſtverſtändlich vorausgeſetzt wird.

Dem aufſtrebenden Leipziger Profeſſor mag wohl eines ſchon während der Redaktion der „Vernünftigen Tadlerinnen" und des „Biedermanns" aufgegangen ſein, nämlich daß ſich eine ſtrenge

Scheidung der Stoffgebiete, die in seinen Wochenschriften noch nebeneinander lagen, binnen kurzem nötig machen würde. Hatte er seinen poetischen Gesetzen in dem „Versuch einer critischen Dichtkunst vor die Deutschen" 1729 ihren Platz angewiesen, so bedurfte er jetzt noch eines beweglichen nationalen Organs, in dem man sich unabhängig von jeder moralischen Tendenz über sämtliche Fragen, die deutsche Sprache oder Literatur betrafen, äußern wie auch unterrichten konnte. So entstanden die „Beyträge zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredtsamkeit" (1732—1744), „das erste Litteraturjournal Deutschlands".

> Sie befreiten die litterarische Kritik aus dem Schlepptau der Moral, an welches sie noch in den Wochenschriften gekettet war[1]).

Der poetischen Produktion waren sie allerdings fast ausnahmslos verschlossen. Und wie ernst es Gottsched, besonders unter Mosheims Einfluß, darum zu tun war, daß alle fremden, nicht zur sachlichen Kritik gehörigen Bestandteile den „Beyträgen" fernblieben, läßt sich vielleicht am besten mit der Tatsache belegen, daß die von Gottsched und seinen Freunden verfaßten „Neufränkischen Zeitungen"[2]), die in manchen Stücken wie Teile aus einer moralischen Wochenschrift anmuten, besonders auch wegen ihrer satirischen Färbung nicht aufgenommen, sondern als Privatdrucke veröffentlicht wurden.

Besaß man nun darin ein kritisches Journal, so suchte man der Massenproduktion in den Reihen der deutschen Gesellschaft und der Gottschedischen Disputatorien zunächst durch Herausgabe von Sammelbänden gerecht zu werden, die kurz hintereinander erschienen. Ich erinnere an die drei Teile der „Eigenen Schriften und Uebersetzungen" 1730, 1734 und 1739, die „Oden und Cantaten" 1738, die „Gesammelten Reden und Gedichte" 1732 und die „Proben der Beredsamkeit" 1738, dickleibige Bücher, die, wie Johann Joachim Schwabe einmal sagt, „selten das Glück gehabt haben, auch von ihren Liebhabern ganz durchgelesen zu werden"[3]). Mit Anthologien und Gedichtsammlungen einzelner Verfasser suchte man sich weiter

---

[1]) Waniek, Gottsched S. 220. [2]) Neufränkische Zeitungen von Gelehrten Sachen Auf das Jahr 1733 (1734, 35, 36) Darinnen alle die sinnreichen Einfälle der heutigen Gelehrten die in andern Zeitungen nicht Raum haben, der galanten Welt zur Belustigung enthalten sind. Erstes (zweytes usw.) Stück. Leipzig, auf Kosten der scherzhaften Gesellschaft. Druckts Bernhard Christoph Breitkopf. [3]) Belustigungen 1. Bd. Vorrede S. 5.

zu behelfen. Aber auf die Dauer reichten diese Mittel nicht aus. Man bedenke nur, in welcher Stärke die Anregungen Gottscheds in ganz Deutschland Widerhall fanden. Es ist bekannt, daß jedenfalls nicht nur die Schüler, die an den Rednergesellschaften teilnahmen oder in seinem Hörsaal saßen, ihm ihre streng nach den Vorschriften der „Critischen Dichtkunst" verfaßten Fabeln, Satiren, Lehrgedichte u. a. vorlegten, sondern daß dem Meister bei dem ausgebreiteten Briefwechsel, den er mit alten und neuen Anhängern unterhielt, auch von auswärts eine kaum übersehbare Masse Veröffentlichungsstoff angeboten wurde; und manches Stück mag sich darunter befunden haben, das der Diktator billigte und gern in Druck gegeben hätte, wenn ihm ein dafür geeignetes Organ zur Verfügung gestanden hätte.

Für dramatische Dichtungen hatte Gottsched schon seit 1736 eine „Schaubühne" geplant; solange ihm aber die Neubersche Truppe durch ihre mustergültigen Aufführungen seine theaterreformatorischen Ideen verwirklichen half, bedurfte man des Drucks dramatischer Werke nicht. Dies wurde anders, als die Neuberin 1740 einem Ruf der Kaiserin Anna nach Rußland Folge leistete und dadurch diese Möglichkeit, „den guten Geschmack zu befördern", für ihn nicht mehr in Betracht kam. Der alte Plan, eine „Schaubühne" herauszugeben und damit jungen Dramatikern auch fernerhin Mut zur Produktion und Übersetzung zu machen, wurde darum jetzt wieder aufgenommen. Es benötigte nur eines Anstoßes, um ihn in die Tat umzusetzen. Daß gleichzeitig im Gottschedischen Schülerkreis der Wunsch rege wurde, auch für die kleineren Dichtungsarten eine Unterkunftsstätte zu bereiten, liegt nahe; und so mag denn mit den Entwürfen zur „Schaubühne" auch der erste Gedanke an eine Sammelzeitung für die übrigen neun poetischen Gattungen der „Critischen Dichtkunst" aufgetaucht sein.

Dazu kam noch eines: Gottsched versuchte nach seinem halb unfreiwilligen Austritt aus der Deutschen Gesellschaft alles, um sein erschüttertes Ansehen durch eine gesteigerte Tätigkeit wieder zu befestigen. Er bemühte sich, seinen Schülerkreis zu erweitern und neue Freunde zu werben. In der Voraussetzung, daß jeder, der einen Platz in seinen Zeitschriften beanspruchte, sich damit stillschweigend zu seiner Partei bekannte — wie denn auch in der Tat dieser Schluß von den Schweizern eine Zeitlang gezogen wurde —, mußte dem literarischen Papste in Leipzig daran gelegen sein, neue

Möglichkeiten zur Verstärkung seiner Anhängerzahl zu erwecken, eine umfangreich angelegte, seinem Einfluß ausgesetzte Zeitung zu gründen. Auf diese Weise konnte er gleichzeitig seine Diktatur noch nach einer anderen Seite hin stützen oder richtiger schützen. Vom 30. Oktober 1739 datiert der letzte, zwischen Bodmer und Gottsched gewechselte Brief. Aber bereits 1740 war es zu den ersten schärferen Plänkeleien mit den Schweizern gekommen. Da es indes Gottscheds Absicht war, die jetzt unter seiner verantwortlichen Leitung herausgegebenen „Beyträge" von allen pamphletischen Fremdkörpern reinzuhalten, mußte er sich mit kaum verhaltenem Ärger darauf beschränken, in diesen Blättern über die Züricher Veröffentlichungen nur zu spötteln und zu sticheln. Inzwischen waren zu Beginn des Jahres 1741 die unverhohlenen Ausfälle der Schweizer Dioskuren, besonders Breitingers „Nothwendiges Ergänzungsstück" [1]) in Deutschland bekannt geworden, auch mochte Gottsched vielleicht etwas von der geplanten „Sammlung critischer, poetischer und andrer geistvoller Schriften" gehört haben. So sah er sich also von dieser Richtung her nicht minder gedrängt, eine scheinbar von ihm unabhängige Zeitschrift ins Leben zu rufen und sich und seinen Anhängern darin ein Organ teils zur Abwehr, teils zum offenen Angriff zu schaffen.

Den letzten Anstoß aber gab ein Ereignis, auf das später noch einmal näher eingegangen werden muß, nämlich Eleazar Mauvillons „Lettres françaises et germaniques", die in ihrem elften Briefe die bekannte Behauptung des Jesuitenpaters Bouhours wiederholten, die Deutschen seien für den Dichterberuf verdorben, ein großer Poet würde nicht unter ihnen erstehen, denn es fehlte dazu „rien, que de l'esprit", eine Dreistigkeit, durch die sich die deutsche Literatenwelt mit Recht aufs neue zum Widerspruch gereizt fühlen mußte, da man ja den Gegenbeweis bereits erbracht zu haben glaubte. Darum sollte jetzt den Franzosen ein Gesamtbild positiver deutscher Originalproduktion vorgelegt werden. Für das Drama griff man auf frühere Pläne zurück. Ende Dezember 1740 erschien der erste Band der „Schaubühne". Bei der Frage, in welchem Rahmen man die übrigen poetischen Gattungen vereinigen sollte, brauchte man nicht lange im Zweifel zu sein. War doch die Entwicklung der moralischen

[1]) Nothwendiges Ergäntzungs-Stücke zu der Schutz-Vorrede Herrn Dr. Tr*ll*rs Vor seinem neuen Aesopischen Fabelwerke Durch einen glücklichen Zufall mitten aus dem Verderben errettet, Und den Verehrern der Tr'll*rischen Muse Mitgetheilet von einem Schweizerischen Zunftgenossen. Zürich 1740.

Wochenſchriften da angekommen, wo man jetzt anfangen mußte: bei poſitiver literariſcher Produktion. Die bequeme Form des bisherigen Journalismus bot ſich auch hier von ſelbſt. Nur daß eine wöchentliche Ausgabe der Stücke oder Blätter bei den vielfachen und verantwortungsreichen Aufgaben der Zeitung ebenſo unmöglich war, wie bei den „Critiſchen Beyträgen".

So ſieht man denn aus den moraliſchen Wochenſchriften zwei entwicklungskräftige Zweige des Journalismus entſtehen: den kritiſchen und den belletriſtiſchen. Als erſten Vertreter des einen Zweiges erkannte man von jeher die „Beyträge zur critiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache, Poeſie und Beredtſamkeit", als erſten Vertreter des anderen wird man die „Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes" anſehen müſſen, die vom Juli 1741 bis Juli 1745 in einer ſtattlichen Reihe von Bänden erſchienen, und denen in den folgenden Blättern eine eingehende Beſprechung gewidmet werden ſoll.

II.

Inhalts- und Mitarbeiterverzeichnis der „Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes".

A. Vorbemerkung.

Es erſcheint hier im folgenden ein Inhalts- und Mitarbeiterverzeichnis der „Beluſtigungen", das, wie mir ſcheint, ebenſo den Abdruck verdient, wie das der Bremer Beiträge von Muncker im 44. Bande der deutſchen Nationalliteratur, zumal da bisher über die Mitarbeiter Schwabes im allgemeinen, wie auch über die Verfaſſer beſtimmter Aufſätze und Gedichte noch vollkommen falſche und widerſprechende Angaben vorgelegen haben. Leider iſt es trotz allen Bemühens nicht gelungen, das Verzeichnis lückenlos zu geſtalten; von den etwa 600 Stücken bleiben immer noch die Verfaſſer von beinahe 100 Beiträgen unbekannt.

Jedermann ſtände es frei, ſeinen Namen unter den Beitrag ſetzen zu laſſen, hatte Schwabe in der Vorrede zum erſten Bande geſchrieben:

> Der Herausgeber wird ſich freuen, wenn ihm oftmals die Erlaubniß gegeben wird, ſeinen Mitbürgern anzuzeigen, wer ihnen dieſe oder jene Beluſtigung gemacht hat. Wer ſich inzwiſchen ſeine Landesleute unbekannterweiſe verpflichten will, deſſen Namen wird man auch, wider ſeinen Willen zu nennen ſich niemals erkühnen.

An dieſem Verſprechen hat der Herausgeber denn auch unverbrüchlich feſtgehalten. Gewiß haben viele ihre Aufſätze mit vollem Namen unterſchrieben. In dieſer Hinſicht war die Aufgabe bei der Feſtſtellung der Beluſtiger leichter, als bei den durchgängig anonymen Bremer Beiträgen; indeſſen hat man es bei den letzteren mit einem beſchränkten Mitarbeiterkreis zu tun, während Schwabe Einſendungen von allen Seiten entgegennahm. Dazu kommt bei den „Be-

luſtigungen" noch die andere Schwierigkeit, daß die beſſeren Stammmitarbeiter wie Gellert, Adolf Schlegel, Elias Schlegel, Cramer u. a. ihre Beiträge für Schwabes Monatsſchrift entweder in ihre Werke überhaupt nicht aufnahmen oder ſie ſo umſchmolzen, daß ſie oft nicht wiederzuerkennen ſind, eine Kontrolle alſo an der Hand der geſammelten Werke der verſchiedenen Verfaſſer ſehr erſchwert oder überhaupt vergebens iſt. Wie im einzelnen verfahren wurde, beweiſt das Verzeichnis ſelbſt. Auf Vermutungen, die oft ziemlich begründet waren, glaubte ich mich aber, falls ſie ſich nicht ſehr vielſeitig ſtützen ließen, ebenſowenig einlaſſen zu dürfen wie auf ſtiliſtiſche Vergleiche, deren Erfolge ja doch hypothetiſch und darum von nicht allzu großem Wert für dieſes Mitarbeiterverzeichnis geblieben wären. Indeſſen konnte ich, wie manche Beiſpiele lehren, ohne weiteres den Verfaſſer mit ziemlicher Sicherheit beſtimmen, wenn der Fall etwa ſo lag, daß der Autor einen Beitrag mit A. unterſchreibt und dieſer Beitrag in den geſammelten Werken des Betreffenden, hier alſo A. Schlegels, wieder abgedruckt iſt. Mit einiger Wahrſcheinlichkeit iſt doch nun anzunehmen, daß die anderen mit A. unterzeichneten Gedichte und Abhandlungen gleichfalls von Adolf Schlegel ſtammen, wenn er ſie auch in ſeine Werke nicht aufgenommen hat, zumal da ſein Bruder außer mit J. E. Schlegel noch mit E. unterzeichnet. In den meiſten Fällen iſt es überhaupt ſo, daß jeder Mitarbeiter unter ſeinem Namen und unter ſeiner Chiffre ſchreibt, beſonders wenn ſich in einem Monatshefte mehr als ein Beitrag von ihm findet. Manche, wie Cramer, Dommerich, haben mehrere Chiffren, A. G. Käſtner deren ſogar zehn. Daß zwei Autoren das gleiche Pſeudonym benutzen, kommt nicht vor.

Was die Verfaſſer bewog, ihre Namen ſo ängſtlich geheimzuhalten, mag bei den einzelnen verſchiedene Gründe gehabt haben. Anfangs vielleicht eine gewiſſe Zaghaftigkeit, die erſt den Erfolg abwarten wollte, ſpäter Bedenken wegen Gottſcheds unliebſamen Lobes oder wegen Bodmers und Breitingers parteiiſcher Kritik; bei manchen, wie Gärtner und Cramer, Vorſicht und Beſcheidenheit; das alles konnte dabei mitſprechen und vermag im einzelnen nicht mehr feſtgeſtellt zu werden.

Der Leſer ſiehet ſich ohne Hoffnung, den ganzen Namen aus einem Buchſtaben zu errathen; und man kann es ihm nicht verdenken, daß er ſich dieſe Mühe erſparet, da es Beyſpiele genug giebt, daß ein einziger Verfaſſer unter ſeine kleine Aufſätze nach und nach das ganze A.B.C. geſetzt hat.

So klagt Johann Jakob Duſch [1]) einmal nicht mit Unrecht; und wir wiſſen, daß ſich bereits die Leipziger Bürgerkreiſe die Zeit damit verkürzten, die Chiffren und Anonyma in den „Beluſtigungen" zu erraten. Bei manchen Beiträgen dürfte ihr Bemühen wohl ebenſo erfolglos geweſen ſein, wie das meine.

B. Inhalts- und Mitarbeiterverzeichnis.

Erſter Band.

(Juli bis Dezember 1741.)

(Motto:) Qui miscuit utile dulci. Horat.

(1. Stück.) Auf das Jahr 1741. Heumonat.

(Zweite Auflage 1742.)

a) „Vorrede", o. Vfn., von M. Johann Joachim Schwabe (nach Regiſter).

b) „Schreiben an den Herausgeber, wegen der Unnützlichkeit ſeines Vorhabens", unterz. J. N. T. X., von Abraham Gotthelf Käſtner, vgl. Beluſtigungen III. 6. l, S. 578.

c) „Schreiben der Wahrheit, an Seine Hochgebohrne Excellenz, Den Herrn Reichsgrafen von Manteufel, bey Ueberſendung einer deutſchen Ueberſetzung von Plutarchs Schrift, daß ein Weltweiſer hauptſächlich mit Königen und Fürſten zu thun habe; an deſſen Geburtstage, den 22 Jul. 1740", o. Vfn., von Frau Gottſcheb. Vgl. der Gottſchedin ſämmtliche Kleinere Gedichte (Leipz. 1763) S. 99/102.

d) „Staats- und Gelehrte Zeitungen des Caklogalliniſchen Correſpondenten", o. Vfn., vielleicht von A. G. Käſtner. Die darin enthaltene Parodie auf Hallers Ode „Die Ehre" erinnert an Käſtners ſonſtige Parodien auf Gedichte Hagedorns (vgl. Beluſt. VIII. 6. g), Elias Schlegels, Gellerts u. a.

e) „Ode, von der Thorheit der Gottesverächter an den Herrn D. Friedr. Lebegott Pitſchel", unterz. M. Theodor Lebrecht Pitſchel.

f) „Der Deutſche Dichterkrieg. Erſtes Buch", unterz. N. H. D., von Gottſcheb. (Nach Waniek: Gottſcheb und die deutſche Litteratur ſeiner Zeit, S. 428 u. a. O. und nach Baechtold: Die deutſche Litteratur in der Schweiz, S. 558 u. a. O.)

g) „Der furchtſame Liebhaber. Ein Schäfergedichte", unterz. Gottlob Benjamin Straube.

h) „Kurzer Erweis, daß ſich alle Studierende eine hiſtoriſche Erkenntniß von guten Künſten und Handwerken zuwege bringen müſſen", unterz. Johann Michael Herbart, Rector in Oldenburg. (Als Programm 1740 zu Oldenburg erſchienen. Vgl. Meuſel, Lexikon der verſtorbenen deutſchen Schriftſteller V, 377.)

---

[1]) Vermiſchte Critiſche und Satyriſche Schriften, nebſt einigen Oden auf gegenwärtige Zeiten, herausgegeben von Johann Jacob Duſch, Altona 1758, ſ. Einleitung.

i) „Der Schäfer und die Sirene. Eine Fabel", unterz. C. F. Gellert. Vgl. Gellerts ſämmtliche Schriften (1769/1774) 1. Theil S. 255/57.

k) „Briefwechſel, zwiſchen einer Mannsperſon und einem Frauenzimmer, warum man dem ſchönen Geſchlechte nur in einer artigen Kleidung gefällt", o. Vfn., wahrſcheinlich von Joh. Chriſt. Steinauer (vgl. Beluſt. I. 6. d; German iſt Steinauers Pſeudonym.)

l) „Abbildung der Jugend", o. Vfn., nach Inhalt und Form vielleicht von Joh. El. Schlegel. (Vgl. ſeine übrigen anakreontiſchen Gedichte in den folgenden Stücken.)

m) „Nachricht von denen im vorigen Monate in Leipzig aufgeführten Schauſpielen", o. Vfn., von Schwabe. Vgl. Waniek, Gottſched, a. a. O. S. 426.

(2. Stück.) Auf das Jahr 1741. Auguſtmonat.

(Zweite Auflage 1742.)

a) „Der Tempel des Glücks", o. Vfn., von J. E. Schlegel. Vgl. Werke (1761/70) IV, 182/83.

b) „Demokritus, ein Todtengeſpräche", unterz. Joh. El. Schlegel. Vgl. Werke III, 178 ff.

c) „Sendſchreiben an den Herrn von W**, auf ſein Landgut R***", unterz. C. F. Gellert.

d) „Trauerrede auf ein Schooßhündchen", o. Vfn., von ?

e) „Elegie Eines Bräutigams, über den Tod ſeiner Geliebten", unterz. M. J. J. S., von Mag. J. J. Schwabe. Vgl. Zeugniſſe treuer Liebe nach dem Tode Tugendhafter Frauen in gebundener deutſcher Rede abgeſtattet von Ihren Ehemännern. Hannover 1743, ſ. Vorrede.

f) „Die Vortheile der Herrſchaft einer geſunden Weltweisheit, in einem Traume, an den Hrn. M. Zach. David Schulemann", unterz. Greifswalde. Vf. Joh. Joach. Spalding. Vgl. J. J. Spaldings Lebensbeſchreibung (Halle 1804) S. 16.

g) „Doris, in einer Ode entworfen an Herrn N***", o. Vfn., von ?

h) „An den Herausgeber" (Schreiben), o. Vfn., von demſelben Verfaſſer wie I. 2. i, alſo von Mag. Theodor Lebrecht Pitſchel.

i) „Anmerkungen über das Ergänzungsſtück zur Vorrede vor dem Trilleriſchen neuen Fabelwerke", von Mag. Theodor Lebrecht Pitſchel (nach Reg.).

k) „Auf den Toback", unterz. K., von A. G. Käſtner. Vgl. Käſtners geſammelte poetiſche und proſaiſche ſchönwiſſenſchaftliche Werke (Berlin 1841), II, S. 23.

l) „Die beſtrafte Unempfindlichkeit". Eine Fabel, unterz. C. F. Gellert. Vgl. Sämmtliche Schriften a. a. O. 1. Thl. S. 265 u. d. T. „Die Wachtel und der Hänfling."

m) „Ein Paar Freundſchaftsbriefe zwiſchen einem Frauenzimmer und einer Mannsperſon", o. Vfn., vielleicht von Joh. Chriſt. Steinauer. Vgl. Beluſt. I. 1. k.

n) „Eine anakreontiſche Ode", o. Vfn., von Joh. El. Schlegel. Vgl. Werke IV, 229.

o) „Nachricht von denen im Heumonate aufgeführten Schauſpielen in Leipzig", o. Vfn., von Schwabe. Vgl. Beluſt. I. 1. m.

(3. Stück.) Auf das Jahr 1741. Herbſtmonat.

(Zweite Auflage 1742.)

a) „Der Zweifler. Ein Lehrgedichte", unterz. Gottlob Benjamin Straube.
b) „De epistolis gratulatoriis, εξωτικοθαυματουργηματοταμειοις. Oder deutlicher zu reden: Von der Vortrefflichkeit der Glückwünſchungsſchreiben nach dem neueſten Geſchmacke. Wodurch Herrn N. N. als Derſelbe die hohe Schule rühmlichſt verließ, ſeine Ergebenheit bezeugen wollte Deſſen aufrichtigſter Freund und Diener, Martin Scribler, der Jüngere", o. Vfn., von Gottlieb Wilhelm Rabener. Vgl. Rabeners Sämmtliche Werke (ed. E. Ortlepp, Stuttgart 1839), I, 107 ff.
c) „Lob der Dichterinnen", o. Vfn., von ?
d) „Nachricht von einem geretteten deutſchen Heldengedichte", (nebſt einer): „Ode an die Wortrichter des 30 Jahrhunderts", o. Vfn., von A. G. Käſtner. Vgl. J. E. Schlegels Werke I, 139.
e) „Coffeegedanken", unterz. M. T. L. P. 1739: von Mag. Theodor Lebrecht Pitſchel.
f) „M. A. G. K. Brief an Herrn J.(ohann) C.(hriſtian) St.(einauer) über das erſte Stück des Bibliothecaire moderne", o. Vfn., von Mag. A. G. Käſtner. Vgl. deſſen Schönwiſſenſchaftliche Werke a. a. O. 4. Thl. S. 22, Anm. 1 und Mitteilungen der Deutſchen Geſellſchaft in Leipzig, Bd. IX, 1. Heft, S. 50.
g) „Der Weiſe", o. Vfn.: von Hagedorn. Vgl. deſſen poetiſche Werke (Eſchenburg) 1. Thl. S. 15/19.
h) „Fortgeſetzte Anmerkungen über das Ergänzungsſtück zu Trillers Vorrede", von Th. Lebr. Pitſchel. Vgl. Beluſt. I. 2. i.
i) „Das Kind und der Affe. Eine Fabel", unterz. C. F. Gellert. Vgl. ſämmtliche Schriften a. a. O. 1. Thl. S. 281 f. u. d. T. „Der Affe."
k) „Nachricht von denen im Auguſt aufgeführten Schauſpielen in Leipzig", o. Vfn., von Schwabe. Vgl. Beluſt. I. 1. m.

(4. Stück.) Auf das Jahr 1741. Weinmonat.

(Zweite Auflage 1742.)

a) „Der Krieg der Schönheit und des Verſtandes. Ein Gedichte", unterz. Johann Elias Schlegel. Vgl. Werke IV, 92 ff. u. d. T. „Auf die Hochzeit des Herrn Oberpoſtcommiſſarius Gellert 1741."
b) „Philoſophiſche Muthmaßungen von dem Aufenthalte der abgeſchiedenen Seelen", o. Vfn., nach Inhalt und Form vielleicht von A. G. Käſtner. Vgl. Beluſt. VIII. 1. i. S. 63.
c) „Ode über die Gegend bey Potſch=== (Potſchappel?) an einem Berge gemacht", o. Vfn., von ?
d) „Sendſchreiben an einen jungen Gelehrten, über das ſicherſte Mittel, ſich in Geſellſchaften hervorzuthun", unterz. M. H. R. (?).
e) „Calliſte in einer Ode beſungen von einem Abweſenden", unterz. C.: von Karl Chriſtian Gärtner. Vgl. Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Jan. 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 243, und Meuſel, Lexikon a. a. O. IV, 12.
f) „Ein Armer ſoll die Dichtkunſt nicht ſein Hauptwerk ſeyn laſſen", unterz. M. J. B. Carpz.: von Mag. J. B. Carpzow (nach Reg.).

g) „Die wahre Größe", unterz. C. F. Gellert.
h) „Fortgeſetzte Anmerkungen über das Ergänzungsſtück zu Trillers Vorrede", o. Vfn., von Mag. Th. L. Pitſchel. Vgl. Beluſt. I. 2. i und I. 3. h.
i) „Die Schäferinn und der Affe. Eine Fabel", unterz. O.: von Joſeph Chriſtoph Sucro. Vgl. deſſen Verſuche in Lehrgedichten und Fabeln (Halle 1747) S. 87.
k) „Nachricht von denen im Herbſtmonate in Leipzig aufgeführten Schauſpielen", o. Vfn., von Schwabe. Vgl. Beluſt. I. 1. m.

(5. Stück.) Auf das Jahr 1741. Wintermonat.

(Zweite Auflage 1742.)

a) „Beweis, Daß die Reime in der deutſchen Dichtkunſt ganz unentbehrlich ſind", unterz. G. W. R., von G. W. Rabener. Vgl. Werke a. a. O. I, 281/87.
b) „Gedanken von der Freundſchaft", unterz. Lorenz Haußmann, B. R. Doct.
c) „Lob des Waſſers", o. Vfn., von Th. L. Pitſchel. Vgl. J. F. Graefe's Sammlung verſchiedener und auserleſener Oden, zu welchen von den berühmteſten Meiſtern in der Muſik eigene Melodeyen verfertiget worden (Halle 1737/43), 2. Thl. Nr. 15. Regiſter.
d) „Bittſchreiben an den Herrn Herausgeber, um Beſorgung einiger Gedichte", unterz. M = = = den 10 des Weinmon. 1741, o. Vfn., von K. C. Gärtner. Vgl. Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Jan. 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 243.
e) „An ein Paar Frauenzimmer, welche ein Liebeslied verlangten", unterz. Schwabe.
f) „Der junge Herr. Erſtes Stück", o. Vfn., von J. E. Schlegel. Vgl. Werke III, 375 ff. (Anſchließend): „An den Herausgeber der Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes", unterz. S., von J. E. Schlegel. Vgl. Werke III, 384 f.
g) „Elegie über das Abſterben eines jungen Menſchen, im Namen des Hofmeiſters", unterz. C. F. G., wahrſcheinlich von C. F. Gellert.
h) „Der heutige Gegenſtand meiner Einbildungskraft", o. Vfn., von Paul Jacob Rudnick. Vgl. Allgem. dtſch. Biographie 29, 479.
i) „Lob des Schnupftabacs", unterz. O., wahrſcheinlich von J. Chr. Sucro. Vgl. Beluſt. I. 4. i und a. a. O.
k) „Geſchichte von honigſüßen Lippen", unterz. J. C. G = = e. (von einem Leipziger. Vgl. Vorrede Beluſt. Bd. 3. St. 1. a.)
l) „Die Seemuſchel und der Krebs. Eine Fabel", unterz. C. F. Gellert. Vgl. Sämmtliche Schriften a. a. O. 1. Thl. S. 287 u. d. T. „Der junge Krebs und die Seemuſchel."
m) „Ein geometriſcher Satz, von F. G. v. B.", von ?
n) „Die Liebe, und das Glück", unterz. C., von K. Chr. Gärtner. Vgl. Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Jan. 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 243, und Meuſel, Lexikon a. a. O. IV, 12.
o) „Grabſchrift eines Staars", unterz. H. A. l. F., von Hermann Adolf le Fevre.
p) „Nachricht von denen im Weinmonate in Leipzig aufgeführten Schauſpielen", o. Vfn., von Schwabe. Vgl. Beluſt. I. 1. m.

(6. Stück.) Auf das Jahr 1741. Chriſtmonat.

(Zweite Auflage 1742.)

a) „Ein Schäfergedicht, auf die vergnügte Zuſammenkunft einiger guter Freunde in Leipzig, 1740", o. Vfn., nach Inhalt und Form vielleicht von demſelben Verfaſſer wie II. 5. c, alſo G. B. Straube.

b) „Schreiben an einen Freund, von Beſuchung der öffentlichen Gottesdienſte", unterz. M. T. L. Pitſchel.

c) „Die Unnützlichkeit der Reime", unterz. M. Samuel Ephraim From, aus Marienburg in Preußen.

d) „An den Herausgeber der Beluſtigungen", unterz. X.; 1. Brief: German an X.; 2. Brief: X. an Germann (enthält die Ode): „Lob des beherzten Frauenzimmers"; 3. Brief: Germann an X.; 4. Brief: X. an Germann (nebſt einer): „Ode"; 5. Brief: X. an Germann (nebſt einer): „Ode". Die mit X. unterz. Briefe ſind von A. G. Käſtner, die mit Germann unterz. von Joh. Chriſt. Steinauer. Vgl. Käſtners Schönwiſſenſchaftl. Werke a. a. O. 4. Thl. S. 22/31 und Mitteilungen der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig, 9. Bd. 1. Heft. S. 51.

Der mit Martin Billig unterz. Vierzeiler am Schluß iſt von M. Th. L. Pitſchel. Vgl. Käſtners Werke a. a. O. 4. Thl. S. 31, Anm.

e) „Der leoniſche Doctor", unterz. Gottlob Benjamin Straube.

f) „Klage wegen der kurzen deutſchen Schreibart", unterz. Caius Javolenus, von G. W. Rabener. Vgl. Werke a. a. O. I, 141/45 u. d. T. „Klage wider die weitläuftige Schreibart".

g) „Drama auf das Namensfeſt Seiner Königl. Majeſtät in Pohlen und Churfürſtl. Durchl. zu Sachſen", unterz. M. S., vermutlich von Mag. Schwabe. Vgl. deſſen Cantaten in: Der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig Oden und Cantaten (1738), 1. Buch S. 126 ff. und S. 132 ff.

h) „Der junge Herr. Zweytes Stück", o. Vfn., von J. E. Schlegel. Vgl. Werke III, 387 ff. und Beluſt. I. 5. f.

i) „Aufmunterung, die Margaris zu beſingen", o. Vfn., von ?

k) „Erzählung eines Traums", o. Vfn., von ?

l) „Die Lerche. Eine Fabel", unterz. C. F. Gellert. Vgl. Sämmtliche Schriften a. a. O. 1. Thl. S. 273 und S. 305.

m) „Scherzſchreiben, von der Treue und Beſtändigkeit", o. Vfn., von ?

n) „Probierſtein der Freundſchaft", unterz. H. A. I. F., von Hermann Adolf le Fevre.

o) „Sendſchreiben über ein verlangtes Wiegenlied", ohne Vfn., von ?

p) „Ein Paar anakreontiſche Oden", I.) o. Vfn., von Joh. E. Schlegel. Vgl. Werke IV, 232 u. d. T. „Der vergebens geſuchte Frühling"; II.) o. Vfn., von J. E. Schlegel. Vgl. Werke IV, 233 u. d. T. „Der poetiſche Nachruhm".

q) „Nachricht von denen im Wintermonate in Leipzig aufgeführten Schauſpielen", o. Vfn., von Schwabe. Vgl. Beluſt. I. 1. m.

Zweiter Band.

(Januar bis Juni 1742.)

(Motto:) Et prodesse volunt et delectare — Horat.

(1. Stück.) Auf das Jahr 1742. Jenner.

(Zweite Auflage 1742.)

a) „Vorrede", unterz. Leipzig, den 16. Dezember 1741; von M. Joh. Joachim Schwabe.
b) „Schreiben an den Herausgeber, wegen des weggelaſſenen Regiſters", unterz. E. M. Männling, der jüngere; vielleicht von dem Herausgeber Schwabe.
c) „Regiſter der merkwürdigſten Sachen zum II. Theile der Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes", o. Vfn., vielleicht von Schwabe.
d) „Die geliebte Freundinn", o. Vfn., von ?
e) „Betrachtungen über den Beruf", unterz. X., von M. A. G. Käſtner (nach Reg.). Vgl. Schönwiſſenſchaftl. Werke a. a. O. 3. Thl. S. 107 ff.
f) „Größe des Schöpfers in dem Weltgebäude", unterz. C.(hriſtoph) F.(riedrich) Neander. Vgl. C. F. Neanders Leben und Schriften. Eine Skizze von C. E. C. Freyin von der Recke, Berlin 1804, S. 19 u. S. 137.
g) „Unterſuchung von dem unphiloſophiſchen Leben der Weltweiſen, durch M. Steudnitzern", von Theodor Lebrecht Pitſchel. Vgl. Käſtners Schönwiſſenſchaftl. Werke a. a. O. 2. Thl. S. 158, Anm.
h) „Ode auf die Freundſchaft", unterz. C., von Karl Chriſtian Gärtner. Vgl. Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Jan. 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 243, u. Meuſel, Lexikon a. a. O. IV, 12.
i) „Der junge Herr. Drittes Stück", o. Vfn., von J. E. Schlegel. Vgl. Werke III, 395 ff. und Beluſt. I. 5. f und I. 6. h.
k) „Der Eheſtand", unterz. S., vielleicht von Schwabe. Vgl. Beluſt. IV. 2. n.
l) „An die gelehrte Jungfer Thomaſius in Nürnberg, um ſich einige von ihren Gedichten verſprochener Maßen zum Abſchreiben auszubitten", unterz. H. A. l. F., von Hermann Adolf le Fevre.
m) „Beweis, daß ein Feigherziger kein Soldat werden ſolle", unterz. H.*** den 1 Nov. 1741: M. T. G. K. (?)
n) „Der Sperling und die Taube. Eine Fabel", unterz. C. F. Gellert. Vgl. Sämmtl. Schriften a. a. O. 1. Thl. S. 335.
o) „Drey anakreontiſche Oden", o. Vfn., von ?

(2. Stück.) Auf das Jahr 1742. Hornung.

(Zweite Auflage 1742.)

a) „Nachricht", unterz. Der Herausgeber; alſo von Joh. Joachim Schwabe.
b) „Sendſchreiben an den Herausgeber". Wahrſcheinlich von Schwabe.
c) „Der Misbrauch der Dichtkunſt", o. Vfn., von Johann Elias Schlegel. Vgl. Werke IV, 175.
d) „Wohlgegründeter Vorſchlag, wie die muthigen kleinen Gelehrten, als Mitglieder der beſten Welt, ſehr wohl zu nutzen ſind", von J. C. H. (?)
e) „Elegie, auf den Geburthstag ihres lieben Mannes aufgeſetzt von C. S. G." (?)

f) „Parodie des Ehemannes auf das vorhergehende", o. Vfn., von ?

g) „Sendſchreiben, an den jungen Herrn, wegen einer Hiſtorie der Moden", unterz. X., von Abraham Gotth. Käſtner (nach Reg.). Vgl. Schönwiſſenſchaftl. Werke a. a. O. 4. Thl. S. 39 ff.

h) „Der Adler und der Tyger. Eine Fabel", unterz. O., von Joſeph Chriſtoph Sucro. Vgl. deſſen Verſuche in Lehrgedichten und Fabeln S. 79.

i) „Memoires d'Amourette, oder Lobſchrift auf Amuretten, ein Schooßhündchen", unterz. Martin Scribler, der jüngere: von G. W. Rabener. Vgl. Werke a. a. O. I, 146/56.

k) „Philoſophiſche Gedanken", o. Vfn., vielleicht von Johann Friedrich Kopp. Vgl. Gottſcheds handſchriftl. Briefwechſel VI. b. Fol. 1. 2. Brief: 1240 u. Beluſt. Bd. II. S. 171, Anm. u. Beluſt. III. 3. a.

l) „Gedanken von einem guten deutſchen Briefe, an den Herrn F. H. v. W.", unterz. C. F. Gellert. Vgl. Sämmtl. Schriften (Klee 1867) 5. Thl. S. 204 ff.

m) „Der Hund. Eine Fabel", unterz. C. F. Gellert. Vgl. Sämmtl. Schriften (1769/74) 1. Thl. S. 37/39.

(3. Stück.) Auf das Jahr 1742. Märzmonat.

(Zweite Auflage 1742.)

a) „Die Tugend", unterz. O., von Joſeph Chriſtoph Sucro. Vgl. Verſuche in Lehrgedichten und Fabeln S. 62 ff.

b) „Beweis, daß dieſe Welt unter allen die beſte ſey", o. Vfn., von ?

c) „Die Liebe", unterz. M. C. A. S., von Mag. Conrad Arnold Schmidt. Vgl. Waniek, Gottſched, a. a. O. S. 431, Anm. 4.

d) „Das Meiſterſpiel im Lomber. Ein Heldengedichte", o. Vfn., von C. F. Hommel. Vgl. deſſen Einfälle und Begebenheiten (1760 o. Vfn. u. o. O) S. 94 ff. u. Beluſt. II. 4. i.

e) „Ueber die Reime, bey Gelegenheit der im Chriſtmonate der Beluſtigungen vorigen Jahres auf der 504 Seite enthaltenen Ode" (I. 6. c), unterz. Magiſter Abraham Gotthelf Käſtner. Vgl. Schönwiſſenſchaftl. Werke a. a. O. 2. Thl. S. 87 ff.

f) „Der junge Herr. Viertes Stück", o. Vfn., von Johann Elias Schlegel. Vgl. Werke III, 403 ff. u. Beluſt. I. 5. f; I. 6. h; II. 1. i.

g) „Wider die Sehnſucht nach zeitlichen Vortheilen", unterz. L., von Karl Chriſtian Gärtner. Vgl. Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Jan. 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 243.

h) „An den Herausgeber der Beluſtigungen", unterz. S = =. (Aus dem Herzogthume Magdeburg), von ?

i) „Schreiben an einen guten Freund", o. Vfn., von demſelben Verfaſſer wie II. 3. h.

k) „Gedanken über die Verleumdung und die Spötterey", unterz. Joh. Joach. Spalding. Vgl. J. J. Spaldings Lebensbeſchreibung (Halle 1804) S. 16.

l) „Einladung zu einem Spaziergange, im Hornung 1742", unterz. Käſtner. Vgl. Schönwiſſenſchaftl. Werke a. a. O. 2. Thl. S. 22.

m) „Der Canarievogel und die Lerche. Eine Fabel", unterz. C. F. Gellert. Vgl. Sämmtl. Schriften a. a. O. 1. Thl. S. 262 u. d. T. „Die Lerche und die Nachtigall."

n) „Lobschrift auf die bösen Männer", o. Vfn., von G. W. Rabener. Vgl. Werke a. a. O. I, 157/62.

(4. Stück.) Auf das Jahr 1742. Aprilmonat.

(Zweite Auflage 1742.)

a) „Die Ehrentitel", unterz. Kaiser.

b) „Ein Auszug aus der Chronike des Dörfleins Querlequitsch, an der Elbe gelegen", unterz. Martin Scribler, der Jüngere: von G. W. Rabener. Vgl. Werke a. a. O. I, 179 ff.

c) „Das Landleben", unterz. J. F. Zernitz. Vgl. dessen Versuch in Moralischen und Schäfer-Gedichten, nebst Gedanken von der Natur und Kunst in dieser Art der Poesie. Hamburg und Leipzig (1748). S. 127.

d) „Der Unterschied des Erhabenen in einer Rede, nach des Hermogenes und Longins Grundsätzen", unterz. M. Joh. Georg Walther.

e) „Schreiben an einen Freund, daß die Mathematik einem Dichter nützlich sey", unterz. Joh. Elias Schlegel. Vgl. Werke IV, 107 ff. u. d. T. „An den Professor Kästner, daß die Mathematik . . ."

f) „An den jungen Herrn", unterz. M. = = den 17. Jenner 1742. Nicht von J. E. Schlegel. Vgl. Werke a. a. O. III, 347 (Vorbericht). Vielleicht von Kästner. Vgl. Beluſt. II. 2. g und J. Rentsch: Joh. E. Schlegel als Trauerspieldichter, mit besonderer Berücksichtigung seines Verhältnisses zu Gottsched (Erlangen 1890) S. 17.

g) „Auf Doris", unterz. A. C. Gebhardi.

h) „Die ungleichen Freunde. Eine Fabel", unterz. O., von Joseph Christoph Sucro. Vgl. Versuche in Lehrgedichten und Fabeln S. 85.

i) „Das Meisterspiel in Lomber", unterz. C. F. H., von C. F. Hommel. Vgl. dessen Einfälle und Begebenheiten a. a. O. S. 94 ff. und Beluſt. II. 3. d.

k) „Zween Wandrer. Eine Fabel", unterz. C. F. Gellert. Vgl. Sämmtl. Schriften a. a. O. 1. Thl. S. 274 u. d. T. „Die beiden Wandrer."

l) „Phyllis an Silvandern", o. Vfn., vielleicht von A. G. Kästner. Vgl. Beluſt. I. 1. k und I. 4. e.

m) „Eine anakreontische Ode", unterz. G. v. H., wahrscheinlich von Gottlieb v. Holzendorf.

(5. Stück.) Auf das Jahr 1742. Maymonat.

(Zweite Auflage 1742.)

a) „Die Schmeicheley. Ein Lehrgedichte. An Fr. J. W. B. geb. G.", unterz. C., von Karl Christian Gärtner. Vgl. Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Jan. 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 243, und Meusel, Lexikon a. a. O. IV, 12.

b) „Sendschreiben, darinnen untersucht wird, ob der Scherz über den ephesischen Tempel der Diana bey einigen Alten artig oder abgeschmackt sey", unterz. M. Tulipe, von Theodor Lebrecht Pitschel. Vgl. Käſtners Schönwissenschaftl. Werke 2. Thl. S. 158, Anm.

c) „Schäfergedichte auf den Abſchied einiger guten Freunde", unterz. Gottlob Benjamin Straube.

d) „Einige Pflichten der Mannsperſonen, in Abſicht auf das Frauenzimmer, auf eine neue, kurze, deutliche, bündige und angenehme Art erwieſen", unterz. X., von M. A. G. Käſtner (nach Reg.). Vgl. Schönwiſſenſchaftl. Werke a. a. O. 3. Thl. S. 116 f.

e) „Betrachtung Bey Gelegenheit des Kometen", unterz. X., von A. G. Käſtner. Vgl. Schönwiſſenſchaftl. Werke a. a. O. 2. Thl. S. 21 f.

f) „Beweis, daß der Verfaſſer der lettres germaniques wirklich ſo geſtorben, wie in der Vorrede erzählet wird", unterz. M. Abraham Gotthelf Käſtner. Vgl. Schönwiſſenſchaftl. Werke a. a. O. 4. Thl. S. 189.

g) „Philoſophiſches Sendſchreiben über eines ungenannten Verfaſſers, vernünftige Gedanken von der natürlichen Freyheit", unterz. Johann Michael Heinze (von Langenſalze). Bereits 1740 in Leipzig als Sonderdruck erſchienen u. d. T. „Sendſchreiben wider Hrn. Ahlwards Gedanken . . ." Vgl. Meuſel, Lexikon a. a. O. V, 311.

h) „Die Blumen und die Göttinn Flora. Eine Fabel", unterz. O., von Joſeph Chriſtoph Sucro. Vgl. Verſuche in Lehrgedichten und Fabeln S. 80 f.

i) „Der Spiegel", unterz. H. (?)

k) „Ein Schreiben von vernünftiger Erlernung der Sprachen und Wiſſenſchaften auf niedern Schulen", unterz. „Irenäus Maſtigophorus ſonſt Friedrich Geißler genannt", von G. W. Rabener. Vgl. Werke a. a. O. I, 197 ff.

l) „Die ihre Nützlichkeit lobende Poeſie", unterz. Johann Samuel Portmann.

m) „Allegorie von den Widerſprechungen in der Liebe", unterz. Joh. Joach. v. Kreuzberg.

n) „Das Pferd und die Bremſe. Eine Fabel", unterz. C. F. Gellert. Vgl. Sämmtl. Schriften a. a. O. 1. Thl. S. 45.

o) „Silvander an die Phyllis", unterz. Silvander, vielleicht von Käſtner. Vgl. Beluſt. II. 4. l.

p) „Herrn Sehrklugs Urtheil abgelehnt", unterz. M. Tulipe, von Th. L. Pitſchel. Vgl. Käſtners Schönwiſſenſchaftl. Werke a. a. O. 2. Thl. S. 158, Anm.

(6. Stück.) Auf das Jahr 1742. Brachmonat.

(Zweite Auflage 1742.)

a) „Der falſche Orthodox", unterz. Gottlob Benjamin Straube.

b) „Vernünftige Gedanken von dem Falle eines Geiſtes, aufgeſetzt von M. Johann Chriſtoph Decker, der Philoſ. Facultät zu Halle Adjunctus".

c) „Die Zufriedenheit", unterz. M. C. A. Schmidt.

d) „Von der gezwungnen dunkeln Schreibart" (nebſt einer): „Ode über eines Schulfuchſes im Quintilian σκότισον, σκότισον! Canto melior! ne ego quidem intelleqi!", o. Vfn., von Frau Gottſched. Vgl. Kleinere Gedichte a. a. O. S. 61 f.

e) „Des deutſchen Dichterkrieges Zweytes Buch", o. Vfn., von Gottſched. Vgl. Beluſt. I. 1. f.

f) „Sendſchreiben an den Hrn. Rittmeiſter v. B. . ins Lager nach Böhmen, im Monat Februar", unterz. C. F. Gellert. (Briefe an denſelben Adreſſaten in Gellerts Sämmtl. Schriften [Klee 1867] 4. Thl. S. 143 ff.)

g) „Lebenslauf eines Märtyrers der Wahrheit", o. Vfn., von G. W. Rabener. Vgl. Werke a. a. O. I, 206/16.
h) „Die Ruhe", unterz. Ch.(riſtoph) F.(riedrich) Neander. Vgl. C. F. Neanders Leben (v. d. Recke) a. a. O. S. 19 u. S. 137.
i) „Verſuch einer wahren Abbildung edler und erhabner Geiſter", unterz. M. Georg Chriſtian Ibbeken, Conrect. in Oldenburg.
k) „Montan und Lalage. Eine Erzählung", unterz. C. F. Gellert. Vgl. Sämmtl. Schriften (Klee 1867) 3. Thl. S. 421.
l) „Auf einen Spieler", unterz. C. F. Gellert.
m) „Nachricht von einer ſonderbaren Begebenheit aus dem Canton Zürich", unterz. Schafhauſen, den 28 März 1742: M. O. Z = = r. (?)
n) „Eine anakreontiſche Ode", o. Vfn., von J. E. Schlegel. Vgl. Werke IV, 234 u. d. T. „Das Veilchen."

Dritter Band.

(Juli bis Dezember 1742.)

(Motto:) Et prodesse volunt et delectare — Horat.

(1. Stück.) Auf das Jahr 1742. Heumonat.

(Zweite Auflage 1744.)

a) „Vorrede", unterz. M. Joh. Joach. Schwabe.
b) „Das Lob der Lobſucht", unterz. C. F. Gellert.
c) „Abhandlung von dem Einfluſſe der theoretiſchen Philoſophie in die Geſellſchaft", unterz. M. Abraham Gotthelf Käſtner. Vgl. Schönwiſſenſchaftl. Werke a. a. O. 3. Thl. S. 38 ff.
d) „Hirtenlied auf den Frühling", o. Vfn., von ?
e) „Der junge Herr. Letztes Stück", o. Vfn. (nebſt einem): „Schreiben an den jungen Herrn", unterz. Schönfuß. Das Ganze von Joh. E. Schlegel. Vgl. Werke III, 414 ff.
f) „Sinngedichte auf die Schlacht bey Chotuſitz in Böhmen, wo des Königs von Preußen Maj. den Prinzen Carl von Lothringen geſchlagen", o. Vfn., von ?
g) „An die Nachtigall", o. Vfn., von ?
h) „Patriotiſches Verlangen nach Satiren. An einen Freund", unterz. C., von Karl Chriſtian Gärtner. Vgl. Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Jan. 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 243, und Meuſel, Lexikon IV, 12.
i) „Antipope, oder Verſuch von den wahren Eigenſchaften eines Kunſtrichters." 1. „Vorbericht", unterz. Chur den 17. März 1742: Erlenbach, der jüngere, Gymnaſiarcha daſelbſt. 2. „Abhandlung", o. Vfn., von ebendemſelben (nach Reg.). Das Ganze vielleicht von Th. L. Pitſchel.
k) „Auf die geſchminkte Roſette", unterz. C., von Karl Chriſtian Gärtner. Vgl. Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Jan. 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 243, und Meuſel, Lexikon IV, 12.
l) „Lob- und Trauerode auf einen verſtorbenen Mopshund", unterz. J. F. Zernitz. Vgl. Verſuch in Moraliſchen und Schäfer-Gedichten a. a. O. S. 136/39.
m) „Ein Traum", unterz. M. n. b. m. (?)

n) „Die Elſter und der Sperling. Eine Fabel", unterz. C. F. Gellert. Vgl. Sämmtliche Schriften a. a. O. 1. Thl. S. 270.

o) „Schreiben an ein junges Frauenzimmer in Leipzig", unterz. C. F. H., von C. F. Hommel. Vgl. Einfälle und Begebenheiten a. a. O. S. 48 ff. u. d. T. „Ein Liebes-Brief."

p) „Eine anakreontiſche Ode", o. Vfn., von Johann Elias Schlegel. Vgl. Werke IV, 233 u. d. T. „Die würdige Anwendung der ſchönen Künſte."

(2. Stück.) Auf das Jahr 1742. Auguſtmonat.

(Zweite Auflage ?)

a) „Fehler einiger Rechtsgelehrten", unterz. J. F. Zernitz. Vgl. Verſuch in Moraliſchen und Schäfer-Gedichten a. a. O. S. 108/17.

b) „Sendſchreiben Von der Zuläſſigkeit der Satire und deren Einrichtung", unterz. R., von G. W. Rabener. Vgl. Werke I, 217/27.

c) „Lob der Blattern", unterz. C., von Karl Chriſtian Gärtner. Vgl. Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Jan. 1744, in Hagedorns Werken a. a. O. V, 243, und Meuſel, Lexikon IV, 12.

d) „Gedanken über die chriſtlichen Tragödien", unterz. X., von M. Käſtner (nach Reg.). Vgl. Schönwiſſenſchaftl. Werke a. a. O. 3. Thl. S. 125 ff.

e) „Die Vortheile eines verſchwiegnen Liebhabers", unterz. Joh. Elias Schlegel. Vgl. Werke IV, 99 ff.

f) „Unterſuchung, ob die Ehrbegierde der Bewegungsgrund zu unſern Handlungen ſeyn ſolle?", unterz. J. C. G.-e. Von demſ. Verf. wie Beluſt. I. 5. k.

g) „Einladung zur Landluſt", unterz. Halle. — Harting.

h) „An Doris", unterz. O., wahrſcheinlich von Joſeph Chriſtoph Sucro. Vgl. Beluſt. I. 4. i u. a.

i) „Schreiben an den Hrn. von *** in welchem unter andern eine Vergleichung zwiſchen dem itzigen und dem vorigen Adel angeſtellet wird", unterz. Leipzig, den 27 des Heumonats, 1742. — J. C. W. (?)

k) „Ode an Chriſtianchen", unterz. G., von C. F. G. (nach Reg.), alſo wahrſcheinlich von C. F. Gellert.

l) „Gedanken über eines zürchiſchen Kunſtrichters Beurtheilung der Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes", unterz. J. F. Zötſche, Schulhalter in Leipzig. (Anſchließend:) „Schreiben an den Herausgeber der Beluſtigungen", unterz. Zürich, den 26 May 1742. Erlenbach, ConR. — Das Ganze in Wahrheit von J. Schwabe. Vgl. Gottſcheds Handſchriftl. Briefwechſel Bd. VII Fol. 192/93. Brief: 1439, und Fol. 256/57. Brief: 1469.

m) „Der Täuber. Eine Fabel", unterz. C. F. Gellert.

(3. Stück.) Auf das Jahr 1742. Herbſtmonat.

(Zweite Auflage ?)

a) „Die engen Schranken der menſchlichen Wiſſenſchaft", unterz. Freyberg, ſonſt o. Vfn., vielleicht von Joh. Friedr. Kopp. (Kopp lebte in Freiberg; vgl. Gottſcheds Handſchriftl. Briefwechſel Bd. VI. b. Fol. 1/2. Brief: 1240. Daß Kopp Mitarbeiter war, iſt erſichtlich aus Beluſt. II. 5. p und aus Chr. Nic. Naumanns „Neuen Beluſtigungen des Gemüths" Chriſtmonat 1745 S. 539.)

b) „Betrachtung des Erdbodens, als einer zur Nothdurft, Bequemlichkeit und zum Vergnügen, für Menschen und Thiere, wohl eingerichteten Wohnung", unterz. Johann Michael Herbart, Rector in Oldenburg. (1739 als Programm in Oldenburg erschienen; vgl. Meusel, Lexikon a. a. O. V, 377.)

c) „Die Dorfgesellschaft in H.", unterz. J. F. Z., von Christian Friedrich Zernitz. Vgl. Versuch in Moralischen und Schäfer Gedichten a. a. O. S. 118 (von Wanieck: Gottsched a. a. O. 430 Anm. 2 fälschlich C. F. Hommel und S. 435 Anm. 1 Zötsche zugeschrieben).

d) „Schutzrede für die Beredsamkeit. An Kriton", unterz. M. Joh. Jacob Schilling, Vicerector des Klosters Marienthal. Vgl. Gottscheds handschriftl. Briefwechsel Bd. VII. Fol. 49. Brief: 1390.

e) „Wider die poetischen Uebersetzungen", unterz. M. Abraham Gotthelf Kästner. Vgl. Schönwissenschaftl. Werke a. a. O. 4. Thl. S. 189 Anm. 1.

f) „Briefwechsel etlicher Liebhaber der Dichtkunst, über ein Sinngedichte auf Ludewig den XIV", teils von Gottsched, teils von Hofrath A. von Leyser aus Wittenberg und Hofrath Benemann aus Dresden. Vgl. Eugen Wolff, Gottscheds Stellung im deutschen Bildungsleben I, 10 Anm. 8; ferner vgl. Gottscheds handschriftl. Briefwechsel in Leipzig Bd. VII. Fol. 278/79. Brief: 1479 und Fol. 365/66. Brief: 1521. (Ein wirklicher Briefwechsel der drei Genannten liegt zugrunde; vgl. Abschriften auf der Kgl. Bibliothek zu Dresden; die Originale fehlen in Leipzig.)

g) „Auf das in Halle den 15 Julii gefeyerte Friedensfest, verfertiget von Einland. Q.", von ?

h) „Einige Briefe von Calliſten und Silvandern", o. Vfn., vielleicht von dem Verf. der „Ode an Calliſte" (I. 4. e), also vielleicht von Gärtner.

i) „Der Dachs und der Hund. Eine Fabel", unterz. C. F. G., von C. F. Gellert (nach Reg.).

k) „Gedanken über eines zürchischen Kunstrichters Beurtheilung der Belustigungen des Verstandes und des Witzes. Anderer Theil", unterz. J. F. Zötsche, Schulhalter in Leipzig; in Wahrheit von J. J. Schwabe. Vgl. Belust. III. 2. I.

(4. Stück.) Auf das Jahr 1742. Weinmonat.

(Zweite Auflage 1744.)

a) „Gedanken über die unendliche Strafgerechtigkeit des seligen Gottes", unterz. W. (?)

b) „Der Garten des Glücks", o. Vfn., von ?

c) „Das Gewissen", unterz. J. F. Zernitz. Vgl. Versuch in Moralischen und Schäfer Gedichten, a. a. O. S. 101/7.

d) „Zweyerley Gestalten in einer Person", o. Vfn., von J. E. Schlegel. Vgl. Werke III, 359 ff.

e) „Erzählung", unterz. C., von K. C. Gärtner. Vgl. Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Jan. 1744, in Hagedorns Werken a. a. O. V, 243 und Meusel, Lexikon a. a. O. IV, 12.

f) „Das angenehmste und sicherste Mittel, recht tugendhaft zu werden", unterz. V., von A. G. Kästner (nach Reg.). Vgl. Schönwissenschaftl. Werke a. a. O. 3. Thl. S. 132 ff.

g) „Ode vom Schickſal", unterz. A. P. L. Carſtens.
h) „Auf die Phyllis", unterz. J. F. Z., von Chriſtian Friedrich Zernitz. Vgl. Verſuch in Moraliſchen und Schäfer Gedichten a. a. O. S. 135 u. d. T. „Auf eben dieſelbe".
i) „Ein Paar Briefe. Wie ſich das Frauenzimmer angenehm machen könne", o. Vfn. (von Manieck, Gottſched, a. a. O. S. 430 Anm. 2. C. F. Hommel zugewieſen, aber in deſſen Schriften nicht aufgenommen); vielleicht von demſelben Verf. wie I. 1. k, alſo vielleicht von Steinauer.
k) „Die Freundſchaft", unterz. C.**, von Johann Andreas Cramer. Vgl. Beluſt. VII. 2. d, VIII. 6. b und Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Juli 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 248.
l) „Briefwechſel zwiſchen Calliſten und Sylvandern", o. Vfn., vielleicht von Gärtner. Vgl. Beluſt. III. 3. h.
m) „Verſuch in einer Patriotiſchen Nachahmung", unterz. C. F. v. M. (?)
n) „Die Sonne. Eine Fabel", o. Vfn., von C. F. Gellert (nach Reg.).
o) „Von Unterweiſung der Jugend", o. Vfn., von G. W. Rabener. Vgl. Werke, a. a. O. I, 228 ff.
p) „An Climenen", unterz. C., von K. C. Gärtner. Vgl. Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Jan. 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 243, und Meuſel, Lexikon a. a. O. IV, 12.
q) „An den Herausgeber", unterz. M** den 24 Auguſt. 1742. — Cynthia. Wahrſcheinlich auch von Karl Chriſtian Gärtner. Vgl. Beluſt. I. 5. d.

(5. Stück.) Auf das Jahr 1742. Wintermonat.

(Zweite Auflage ?)

a) „Die Zufriedenheit. An Hn. A. K**. [Kornmann]", unterz O., von Joſeph Chriſt. Sucro. Vgl. die Umarbeitung in den Verſuchen in Lehrgedichten und Fabeln a. a. O. S. 40 ff. u. d. T. „Die Gemüthsruhe . . ."
b) „Schreiben an einen Freund, bey Ueberſendung eines Briefes von einem Freygeiſte, worinnen gezeiget wird, daß man die Religion mit willkührlich angenommenen Sätzen beſtreiten müſſe", unterz. M. Pitſchel.
c) „Die unverfolgte Religion", unterz. C. A. Gebhardi.
d) „Das allgemeine Recht der Schriftſteller, aus den Gründen der Vernunft und Billigkeit erwieſen von J. A. C.", wahrſcheinlich von J. A. Cramer.
e) „Die Weisheit", unterz. Halle: J. G. Harrer.
f) „Des deutſchen Dichterkrieges III. Buch", unterz. N. H. D., von Gottſched. Vgl. Beluſt. I. 1. f und II. 6. e.
g) „Letzte Frühlingsgedanken an die Phyllis", unterz. Silvander, vielleicht von Gottſched. Vgl. Beluſt. III. 5. h. (Gottſched pflegte ſich auch ſonſt Silvander zu nennen.)
h) „Antwort der Phyllis", o. Vfn., von Frau Gottſched. Vgl. Kleinere Gedichte a. a. O. S. 63.
i) „Commentarius über nachſtehende Ode" (und): „Ode. Chloris oder die korinthiſche Säule", unterz. D., von A. G. Käſtner (nach Reg.). Vgl. Schönwiſſenſchaftliche Werke a. a. O. 2. Thl. S. 8 ff.
k) „Irus", o. Vfn., von G. W. Rabener. Vgl. Werke a. a. O. I, 236/38.

l) „Das Schaf. Eine Fabel", unterz. C. F. Gellert.

m) „Der Schäfer, und das Echo. Eine Fabel", unterz. C., von K. Chr. Gärtner. Vgl. Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Jan. 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 243, und Meusel, Lexikon a. a. O. IV, 12.

(6. Stück.) Auf das Jahr 1742. Christmonat.

(Zweite Auflage ?)

a) „Lob des einsamen Landlebens", unterz. D., wahrscheinlich von J. C. Dommerich (der viermal mit D. unterzeichnet). Vgl. Beluſt. V. 4. k, V. 6. f, VI. 4. b und VI. 5. b.

b) „Beweis, daß unſere Seele ein einfaches Ding ſey", unterz. Weißenſee: Joh. Chriſtoph Kühne.

c) „Die Gränzen der menſchlichen Vernunft", unterz. M. G., vielleicht von Gottſched. Vgl. Regiſterunterz. von V. 3. e.

d) „Von der Bewegung in dem vollen Raume", unterz. C. F. H., von C. F. Hommel. Vgl. Einfälle und Begebenheiten a. a. O. S. 156 ff. u. d. T. „Schatten Spiel der Welt, ein phyſikaliſcher Roman".

e) „Gedanken bey angenehmen Herbſttagen", unterz. C**, von Joh. Andreas Cramer. Vgl. Beluſt. VII. 2. d, VIII. 6. b und Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Juli 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 248.

f) „Ueber die Unſterblichkeit der Seele", unterz. M. Käſtner.

g) „Vortrefflichkeit des Thees, in einer Krankheit, von Heinrich Johann Carſtens, Hannover, im April 1742".

h) „Nachricht, von einer Geſellſchaft geplagter Männer. An den Herausgeber", unterz. H** F. D. J., von G. W. Rabener. Vgl. Werke a. a. O. I, 163/67.

i) „Trauerrede eines Witwers, auf den Tod ſeiner Frau", o. Vfn., von G. W. Rabener. Vgl. Werke a. a. O. I, 167/78.

k) „An Se. Excellenz den Herrn Grafen von S. nach Schleſien", unterz. C. F. Gellert.

l) „Gedanken über eines zürchiſchen Kunſtrichters Beurtheilung der Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes. Dritter und letzter Theil", unterz. J. F. Jötſche, Schulhalter in Leipzig; in Wahrheit von J. J. Schwabe. Vgl. Beluſt. III. 2. l.

m) „Der Bach und die Weyden. Eine Fabel", unterz. Schwabe.

Vierter Band.

(Januar bis Juni 1743.)

(Motto:) Est iocus in nostris, sunt seria multa libellis. Auſon.

(1. Stück.) Auf das Jahr 1743. Jenner.

(Zweite Auflage 1744.)

a) „Vorrede" (nebſt einer Fabel): „Der Gärtner", unterz. „Der Herausgeber", alſo von Schwabe.

b) „Unterſuchung, ob es verſtändig und vorſichtig gehandelt ſey, wenn man

die Gottesverleugner und Religionsſpötter ſtarke Geiſter nennet", unterz. A. P. L. C., wahrſcheinlich von A. P. L. Carſtens. Vgl. Beluſt. III. 4. g.

c) „Zufällige Gedanken über die Tadler", unterz. M. n. b. m. (?)

d) „Kurzer Beweis, daß der Gebrauch der mathematiſchen Lehrart in der Rechtsgelehrſamkeit möglich ſey", unterz. D. C. G. W., wahrſcheinlich von Doctor C. G. Weidlich. Vgl. Beluſt. VII. 1. e.

e) „Die entweihte Poeſie", unterz. C. F. Gellert.

f) „Die geſchützten Ehrengedichte an Herrn M. Gottlieb Wieland", unterz. R., vielleicht von Rabener, der z. B. III. 3. b mit R. unterzeichnet.

g) „Unterſuchung, ob es erlaubt ſey, bloß zu ſeinem Vergnügen zu ſtudiren", unterz. M. Käſtner.

h) „Der Mangel der Gründlichkeit in den Wiſſenſchaften an Herr Zernitzen", unterz. Carl Aug. Gebhardi.

i) „Der Dieb. Ein epiſches Gedichte. Erſtes Buch", o. Vfn., von N. B. F. (?) Vgl. Beluſt. IV. 6. h.

k) „Die Gelaſſenheit", unterz. C.**, von Johann Andreas Cramer. Vgl. Beluſt. VII. 2. d, VIII. 6. b und Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Juli 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 248.

l) „Schreiben von der Stärke der einmal angenommenen Meynungen", unterz. Leipzig, den 20. des Winterm. 1742; M. Pitſchel.

m) „Die Gans. Eine Fabel", unterz. C. F. Gellert. Vgl. Sämmtl. Schriften (Klee 1867) 3. Thl. S. 418.

n) „Die Einſamkeit", unterz. J. F. Zernitz. Vgl. Verſuch in Moraliſchen und Schäfer Gedichten S. 125 f.

(2. Stück.) Auf das Jahr 1743. Hornung.

a) „Die tugendhafte Ruhmbegierde", unterz. C**, von Joh. Andreas Cramer. Vgl. Beluſt. VII. 2. d, VIII. 6. b und Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Juli 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 248.

b) „Eine Todtenliſte von Nicolaus Klimen, Küſtern an der Kreuzkirche zu Bergen in Norwegen", o. Vfn., von G. W. Rabener. Vgl. Werke a. a. O. I, 239 ff.

c) „Einige Gegenſtände der neuen Dichtkunſt", unterz. J. G. Harrer.

d) „Elegie eines Frauenzimmers, auf ihrem Todbette, an ihren Freund", unterz. G., vielleicht von Gottſched, der V. 3. e mit G. unterzeichnet.

e) „An Dorimenen", unterz. B. (?)

f) „Beweis, daß Chloris gelehrt iſt", unterz. Phaon., von M. Käſtner (nach Reg.).

g) „Die Matrone von Epheſo", o. Vfn., von ?

h) „Pätus und Arria. Eine Erzählung", unterz. C. F. Gellert.

i) „Abhandlung, daß die wahre Freundſchaft ein Mittel ſey, unſere Glückſeligkeit zu befördern", unterz. B. (?)

k) „Fabel. Der junge Citronat", unterz. E., von Johann Elias Schlegel. Vgl. Werke IV, 165. (Die Angabe, die mit E. unterzeichneten Beiträge ſeien von Ebert, im Lexikon der Hamb. Schriftſteller Bd. 2, S. 107/11, iſt alſo falſch.)

l) „Anakreontiſche Ode", unterz. L. B. (?)
m) „Philoſophiſches Schreiben von der Empfindlichkeit", unterz. J. A. C., wahrſcheinlich von Joh. Andr. Cramer.
n) „Nachahmung der XI Ode des I Buchs des Horaz", unterz. S., vielleicht von Joh. Joach. Schwabe, der auch ſonſt verſchiedentlich aus Horaz überſetzt hat. Vgl. Der dtſch. Geſellſchaft Eigene Schriften und Ueberſetzungen Bd. 3 (1739), S. 413 ff. u. a.
o) „Anakreontiſche Oden", beide unterz. J. F. Z., von Chriſt. Friedr. Zernitz. Vgl. Verſuch in Moraliſchen und Schäfer Gedichten a. a. O. S. 140 f.

(3. Stück.) Auf das Jahr 1743. Märzmonat.

(Zweite Auflage 1744.)

a) „Der Tod, bey Beſuchung eines Kirchhofs", unterz. C., von Karl Chriſt. Gärtner. Vgl. Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Januar 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 243, und Meuſel, Lexikon a. a. O. IV, 12.
b) „Abſchiedsrede der Complimente, aus einem Manuſcripte mitgetheilet von H. C. J.", von ?
c) „Auf die Dichtkunſt", o. Vfn., von ?
d) „Unterſuchung, ob uns die Philoſophie zu Zweiflern in der Religion mache?", unterz. M. Käſtner.
e) „Chloris im Kleiderſchmucke", unterz. J. F. Zernitz. Vgl. Verſuch in Moraliſchen und Schäfer Gedichten a. a. O. S. 130/33.
f) „Ode an Doris", unterz. G., von C. F. G. (nach Reg.), alſo wahrſcheinlich von C. F. Gellert.
g) „Gedanken über die Stammbücher", o. Vfn., von M. Pitſchel (nach Reg.).
h) „Die Einſiedler. Eine Erzählung", unterz. A., wahrſcheinlich von Joh. Adolf Schlegel, der z. B. V. 1. k mit A. unterzeichnet.
i) „Der Dieb. Das zweyte Buch", o. Vfn., von N. B. F. (?) Vgl. Beluſt. IV. 6. h.
k) „Die Nachtigall. Eine Fabel", unterz. C. F. Gellert.
l) „Eine anakreontiſche Ode. An den Maler", o. Vfn., von Joh. E. Schlegel. Vgl. Werke IV, 248.

(4. Stück.) Auf das Jahr 1743. Aprilmonat.

(Zweite Auflage 1744.)

a) „Philoſophiſche Gedanken über die göttliche Weisheit bey dem Sterben der Menſchen", unterz. J. F. Zernitz. Vgl. Verſuch in Moraliſchen und Schäfer Gedichten a. a. O. S. 95/100.
b) „Brief über den leeren Raum, bey Zurückſendung der Naturlehre der Marquiſe von Chatelet", unterz. M. Käſtner. Vgl. Schönwiſſenſchaftl. Werke a. a. O. 1. Thl. S. 62 Nr. 202. „Aus einem Stammbuch".
c) „Die Großmuth", unterz. C.**, von Joh. Andr. Cramer. Vgl. Beluſt. VII. 2. d, VIII. 6. b und Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Juli 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 248.
d) „Das Land der Schmähſucht: Ein Traum", unterz. C.**, von Joh. Andr. Cramer. Vgl. den vorhergehenden Beitrag.

e) „Der Weiſe auf dem Sterbebette. Elegie", unterz. C. F. Gellert.
f) „Gedanken bey der Anſchauung vieler Welten", unterz. Carl Aug. Gebhardi.
g) „Fortſetzung der Gedanken über die Stammbücher", o. Vfn., von M. Th. L. Pitſchel. Vgl. Beluſt. IV. 3. g.
h) „Selinde und Menalcas Ein Hirtengedicht", unterz. J. A. P. G., von Joh. Adolf Peter Gries. Vgl. deſſen Verſuch in gebundenen Ueberſetzungen und eigenen Gedichten, Hamburg 1745, S. 171 ff.
i) „Urſachen von Verachtung der lateiniſchen und griechiſchen Litteratur", unterz. Johann Adolf Schlegel.
k) „Der vernünftige Freygeiſt", o. Vfn., von ?
l) „Die Sprache der Augen. An die Liebe", unterz. b. n. e., vielleicht von Joh. E. Schlegel. Vgl. Elias Schlegels Brief an Hagedorn vom 26. Oktober 1743 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 289 und dazu Berliniſche Privilegierte Zeitung 1743 Nr. 47.
m) „Elegie an die Dichtkunſt", unterz. G. (nach dem Regiſter von C. F. G.), alſo wahrſcheinlich von C. F. Gellert.
n) „Sendſchreiben an einen guten Freund, worinn muthmaßlich gezeiget wird, warum die einſylbichten Reime in der Dichtkunſt männliche und die zweyſylbichten weibliche Reime genannt werden", unterz. H. (?)
o) „Achreſt", unterz. A. P. L. C., wahrſcheinlich von A. P. L. Carſtens. Vgl. Beluſt. III. 4. g.
p) „Die Biene und der Sommervogel. Eine Fabel", unterz. O., von Joſeph Chriſtoph Sucro. Vgl. Verſuche in Lehrgedichten und Fabeln a. a. O. S. 84.
q) „Ein paar anakreontiſche Oden". I. „Der Hund", o. Vfn., von Joh. E. Schlegel. Vgl. Werke IV, 245 f. u. d. T. „Der Schooshund". II. o. T. u. o. Vfn., von Joh. E. Schlegel. Vgl. Werke IV, 234 u. d. T. „Der Blumenſtrauß."

(5. Stück.) Auf das Jahr 1743. Maymonat.

(Zweite Auflage 1744.)

a) „Ode. Die Gemüthsruhe", unterz. J. A. P. G., von Johann Adolf Peter Gries. Vgl. Verſuch in gebundenen Ueberſetzungen und eigenen Gedichten a. a. O. S. 193 ff.
b) „Einige vernünftige Urſachen, von der Beſchwerlichkeit bey dem Unterrichte junger Leute", o. Vfn., von Johann Chriſtoph Dommerich. Vgl. Meuſel, Lexikon a. a. O. II, 408.
c) „Die Vorzüge der Wahrheit und der Tugend", unterz. Carl Aug. Gebhardi.
d) „Durch die Erfahrung bewährte Regeln, von Sachen, von denen man wenig oder nichts weis, gelehrt und gründlich zu ſchreiben", unterz. Phaon, von M. Käſtner (nach Reg.).
e) „Mathematiſcher Beweis, daß die ältere Schweſter allezeit dem Bruder, der jünger iſt, als ſie, gehorchen müſſe", o. Vfn., von M. Käſtner (nach Reg.).
f) „Gedanken bey angenehmen Märztagen", unterz. C**, von Joh. Andr. Cramer. Vgl. Beluſt. VII. 2. d, VIII. 6 b und Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Juli 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 248.

g) „Fortsetzung der Gedanken über die Stammbücher", unterz. M. Steudnitzer, der andere, von M. Pitschel (nach Reg.). Vgl. Beluſt. IV. 3. g, IV. 4. g und Käſtners Schönwiſſenſchaftl. Werke a. a. O. 2. Thl. S. 158 Anm.

h) „Sendſchreiben, an den jungen Herrn von H***", unterz. C. F. Gellert.

i) „Sendſchreiben, an den Herrn von B** in H** über einige Stücke der Aufführung eines Studenten, auf der Akademie", unterz. H: Merkander.

k) „Das Händedrücken", unterz. Hamburg: J. C. W.

l) „Die Liebenswürdige", unterz. C. F. Gellert.

m) „Die Biene. Eine Fabel", unterz. J. J. Schwabe.

n) „Anakreontiſche Ode", unterz. St., von G. B. Straube. Vgl. Berliner Privilegierte Zeitung 1743. Nr. 63.

(6. Stück.) Auf das Jahr 1743. Brachmonat.

(Zweite Auflage 1744.)

a) „Lobgeſang des Frühlings", o. Vfn., von Johann Peter Uz. Vgl. deſſen Sämmtl. poetiſche Werke (Leipzig 1772) 1. Bd. S. 7.

b) „Ob es einem Philoſophen erlaubt ſey, ein Verächter der ſinnlichen Luſt zu ſeyn?", unterz. A. P. L. C., wahrſcheinlich von A. P. L. Carſtens. Vgl. Beluſt. III. 4. g.

c) „Urſachen, warum auf den Aberglauben Unglaube, und auf den Unglauben Aberglaube folge? An den Herrn von L** in W.", unterz. Johann Adolf Schlegel.

d) „Die Vorzüge der Gedächtnißgelehrten", o. Vfn., von M. Käſtner (nach Reg.).

e) „Die Weisheit", unterz. J. A. P. G., von Joh. Adolf Peter Gries. Vgl. Verſuch in gebundenen Ueberſetzungen und eigenen Gedichten a. a. O. S. 189 ff.

f) „Daß die Tadler mehr Dank verdienen, als die Schmeichler", unterz. H., von ?

g) „Schreiben, an den Herrn von Hagedorn", unterz. J. E. S., von Joh. E. Schlegel. Vgl. Werke IV, 114 ff.

h) „Der Dieb. Drittes und letztes Buch", unterz. N. B. F. Vgl. Beluſt. IV. 1. i und IV. 3. i.

i) „Die Bienen. Eine Fabel", unterz. F. G. Gellert. Vgl. Sämmtl. Schriften a. a. O. 1. Thl. S. 258.

k) „Fortgeſetzter Briefwechſel, zwiſchen Calliſten und Sylvandern, nebſt einem Traume", vielleicht von K. Chriſt. Gärtner. Vgl. Beluſt. III. 3. h, III. 4. l.

l) „An Phyllis", unterz. J. F. Z., von Chr. F. Zernitz. Vgl. Verſuch in Moraliſchen und Schäfer Gedichten a. a. O. S. 134.

Fünfter Band.

(Juli bis Dezember 1743.)

(Motto:) Est iocus in nostris, sunt seria multa libellis. Auſon.

(1. Stück.) Auf das Jahr 1743. Heumonat.

a) „Vorrede", o. Vfn., vom Herausgeber (nach Reg.), alſo von Joh. Joach. Schwabe.

b) „Wider die Reimſucht, an Hrn. M. Chriſtian Fürchteg. Gellert", unterz. C.,

von Karl Christian Gärtner. Vgl. Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Jan. 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 243, und Meusel, Lexikon a. a. O. IV, 12.

c) „Untersuchung der Frage, ob die Mathematici die größten Atheisten sind?", unterz. Friedrich David Stübner.

d) „Lob der Politik", unterz. G., vielleicht von Gottsched, der V. 3. e mit G. unterzeichnet.

e) „Vergleichung der alten Deutschen, mit dem itzigen Frauenzimmer angestellt, von dem Verfasser des Beweises, daß Chloris gelehrt ist", o. Vfn., von M. Kästner (nach Reg.). Vgl. Belust. IV. 2. f.

f) „Schreiben an den Herrn B = = daß die Zufriedenheit nicht an das Land gebunden sey", unterz. C.**, von J. A. Cramer. Vgl. Belust. VII. 2. d, VIII. 6. b und Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Juli 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 248.

g) „Damon und Flavia. Eine Erzählung", unterz. C. F. Gellert.

h) „Als Chloris sagte, daß sie die Laute lernte, um ihm den melancholischen Geist zu vertreiben", unterz. Gellert.

i) „Kurzer Erweis, daß die Beförderung der menschlichen Glückseligkeit der vollkommene Gottesdienst sey. In einem Sendschreiben an den Herrn C. E. B. von Th**", unterz. Halle den 8. Junii 1743: Merkander.

k) „Cupido und die Thorheit. Eine Fabel", unterz. A., von Johann Adolf Schlegel. Vgl. dessen Fabeln und Erzählungen (Leipzig 1769) S. 222 u. d. T. „Die Thorheit und Amor". (Die Angabe in den „Nachträgen zu Sulzers Theorie", VIII, 71, Gärtner habe unter A. geschrieben, ist also falsch.)

l) „Phyllis an Sylvandern", unterz. Phyllis, vielleicht von A. G. Kästner. Vgl. Belust. II. 4. l und II. 5. o.

m) „Der Vorzug des Frühlings vor den übrigen Jahreszeiten", o. Vfn., von einem Hamburger. Vgl. Hamburg. Correspondenten 1743 Nr. 120, Sonnabend, den 27. Juli; vielleicht von Ebert, der Ostern 1743 nach Leipzig gekommen war.

n) „Ein Schäferlied", unterz. C. A. Gebhardi.

o) „An die Nachtigall", o. Vfn., von dems. Verf. wie V. 1. m. Vgl. Hamburg. Correspondenten 1743 Nr. 120, also vielleicht auch von Johann Arnold Ebert. Vgl. dasselbe Gedicht Belust. VI. 5. o.

(2. Stück.) Auf das Jahr 1743. Augustmonat.

a) „Der Mensch, in Absicht auf die Selbsterkenntniß", unterz. Johann Friedrich Zernitz. Vgl. Versuch in Moralischen und Schäfer Gedichten a. a. O. S. 72/94.

b) „Vom Ehestande", o. Vfn., von J. A. C. (nach Reg.), wahrscheinlich von Joh. Andr. Cramer.

c) „Die Liebe", unterz. J. A. P. G., von Johann Adolf Peter Gries. Vgl. Versuch in gebundenen Uebersetzungen und eigenen Gedichten S. 176/77.

d) „Osmar. Eine Erzählung", unterz. C., von Karl Christian Gärtner. Vgl. Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Jan. 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 243, und Meusel, Lexikon IV, 12.

e) „Der Autor. Erſtes Stück", o. Dſn., von K. Chriſtian Gärtner. Vgl. Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Jan. 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 243.
f) „Die Vernunft", unterz. J. G. Harrer.
g) „Schreiben an den Herrn M. Käſtner, wegen ſeines Schreibens von dem leeren Raume", o. Dſn., von einem Dresdner. Vgl. Beluſt. IV. 4. b.
h) „Der Knabe und die Mücken. Eine Fabel", unterz. C. F. Gellert. Vgl. Sämmtl. Schriften a. a. O. 1. Thl. S. 263.
i) „Schreiben an einen guten Freund, die Religion betreffend", unterz. M. (?)
k) „Sittenlehre der Schäfer. Nachahmung des 18. Trinkliedes des Hrn. Destouches", unterz. A., wahrſcheinlich von Joh. Ad. Schlegel, der z. B. V. 1. k mit A. unterzeichnete.

(3. Stück.) Auf das Jahr 1743. Herbſtmonat.

a) „Die verſchiedene Art zu lieben", unterz. J. E. S., von Joh. E. Schlegel. Vgl. Werke IV, 103/6.
b) „Gedanken über den Carteſianiſchen Beweis von der Wirklichkeit Gottes", unterz. M. Käſtner.
c) „Das Lob der Schauſpiele", unterz. Chriſtian Mylius. Vgl. deſſen Vermiſchte Schriften (Berlin 1754), Vorrede S. XV (ſpäter von Mylius ſelbſt parodiert in Naumanns „Liebhaber der ſchönen Wiſſenſchaften" I, 95).
d) „Der Autor. Zweytes Stück", o. Dſn., von K. Chriſtian Gärtner. Vgl. Beluſt. V. 2. e.
e) „Abſchiedsode an Phyllis", unterz. G. (nach dem Regiſter von M. G.), von Gottſched. Vgl. Eugen Reichels Gottſched-Halle, 1. Jahrgang S. 44.
f) „Conradins Schreiben an ſeine Mutter, kurz vor ſeiner Enthauptung", unterz. J. A. P. G., von Joh. A. P. Gries. Vgl. Verſuch in gebundenen Ueberſetzungen und eigenen Gedichten a. a. O. S. 197 ff.
g) „Philoſophiſche Betrachtung, über den Nutzen der Weltweisheit im zukünftigen Leben", unterz. C.**, von J. A. Cramer. Vgl. Beluſt. VII. 2. d, VIII. 6. b und Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Juli 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 248.
h) „Der Streit der Leidenſchaften und der Vernunft", unterz. J. A. Carſted.
i) „M. Käſtners Antwort auf den im vorigen Monate an ihn gerichteten Brief", ſ. Beluſt. V. 2. g.
k) „Der Wein", unterz. S. B. N. aus Berlin, vermutlich von demſ. Verf. wie VII. 4. i, alſo Naumann.
l) „Die Raupen. Eine Fabel", unterz. C. F. Gellert.
m) „Auf eine alte Jungfer", unterz. F. G. v. Holzendorf.

(4. Stück.) Auf das Jahr 1743. Weinmonat.

a) „Die Windſucht", unterz. H. F. Delius. Vgl. Meuſel, Lexikon a. a. O. II, 325.
b) „Die Glückſeligkeit eines Leichtgläubigen", o. Dſn., von ?
c) „An den H. Baron G. F. von S** nach Schleſien", unterz. C. F. Gellert.
d) „Der Autor. Drittes Stück", o. Dſn., von Karl Chriſtian Gärtner. Vgl. Beluſt. V. 2. e.

e) „Die Liebe", unterz. A., wahrſcheinlich von J. A. Schlegel, der z. B. V. 1. k mit A. unterzeichnet.

f) 1. „Anmerkungen über die Beweiſe von der Immaterialität der Seele, bey Gelegenheit des im Chriſtmonate vergangenen Jahres auf der 488ſten Seite eingerückten Beweiſes", unterz. M. Käſtner. — 2. „Antwort auf das Vorhergehende", unterz. J. C. Kühne.

g) „Die Eigenſchaften der Freundſchaft", unterz. C**, von Joh. Andr. Cramer. Vgl. Beluſt. VII. 2. d, VIII. 6. b und Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Juli 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 248.

h) „Der pedantiſche Weltweiſe", unterz. Halle. — Caroli C. M., vielleicht von Kaiſer, dem Verfaſſer von II. 4. a; denn die Chiffre Caroli C. M. ſoll doch wohl eine witzige Anſpielung auf das „Caroli Caesarea Majestas" ſein. Leider vermochte ich über Kaiſer ſelbſt nichts feſtzuſtellen.

i) „Die Ehre", unterz. J. A. C., wahrſcheinlich von Joh. Andr. Cramer.

k) „Von den Urſachen der unanſtändigen Grobheit", unterz. D., von J. C. Dommerich. Vgl. Meuſel, Lexikon a. a. O. II, 408.

l) „Zween Bauherren. Eine Fabel", unterz. Schlegel, der jüngere, alſo von Joh. Ad. Schlegel.

m) „Schreiben an Herrn K.** (Kratzenſtein) ob es auch anatomiſche Beluſtigungen gäbe", unterz. Berlin: H. F. Delius. Vgl. Meuſel, Lexikon a. a. O. II, 325.

n) „Der Affe, eine Fabel", unterz. F. G. v. Holzendorf.

(5. Stück.) Auf das Jahr 1743. Wintermonat.

a) „Gründe zur Vertragſamkeit in der Religion. An des Herrn Abt Mosheims, hochwürdige Magnificenz", unterz. Johann Daniel Overbeck, Conr. des hochf. Gymn. in Quedlinburg.

b) „Betrachtungen über die Majeſtät Gottes, inſofern ſie ſich durch fleißige Anſchauung und Erforſchung der Natur offenbaret", o. Vfn., von Chriſtlob Mylius (nach Reg.). Vgl. Vermiſchte Schriften a. a. O. S. 1/42.

c) „Von der Verſtellung der Menſchen, inſofern ſie der Aufrichtigkeit entgegen geſetzet iſt", unterz. M. E. F. Schmerſahl. Vgl. Lebensgeſchichte des Herrn E. F. Schmerſahl, von ihm ſelbſt aufgeſetzt, zum Druck befördert durch Joh. Chriſt. Ludwig. Langenſalza 1765. S. 72.

d) „Gedanken über den hiſtoriſchen Vortrag der Wiſſenſchaften", unterz. M. Käſtner.

e) „An Phyllis", unterz. C., von K. Chriſt. Gärtner. Vgl. Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Jan. 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 243, und Meuſel, Lexikon a. a. O. IV, 12.

f) „Der Autor. Viertes Stück", o. Vfn., von K. Chriſt. Gärtner. Vgl. Beluſt. V. 2. e.

g) „Die Menſchenliebe", unterz. C. F. Gellert. Vgl. Sämmtl. Schriften 2. Thl. S. 3/12 u. d. T. „Der Menſchenfreund."

h) „Der junge Gelehrte", unterz. M. G. C. J., wahrſcheinlich von Mag. Georg Chriſtian Ibbeken. Vgl. Beluſt. II. 6. i.

i) „Mordgeſchichte", unterz. C., von K. Chriſt. Gärtner. Vgl. Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Jan. 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 243.

k) „Die Ruhe in der Genügsamkeit. Ode", unterz. Damon, von ?
l) „Reise nach dem Tempel der Freundschaft", unterz. J. A. C., wahrscheinlich von Joh. Andr. Cramer.
m) „Sendschreiben an den Herrn M. Käſtner", unterz. Friedr. Gottl. von Holzendorf.
n) „Ein Paar Briefe" (Briefwechsel zwischen German und Sylvander), von Johann Christ. Steinauer.
o) „Der Geizhals. Eine Fabel", unterz. Johann Adolf Schlegel.

(6. Stück.) Auf das Jahr 1743. Christmonat.

a) „Die Vorstellung des Todes, als ein Mittel, den gegenwärtigen Jammer zu besiegen. Abgefasset von Frauen D. F.", vielleicht von Dorothea Furck. Vgl. Waniek, Gottsched a. a. O. S. 581.
b) „Fortsetzung der Betrachtungen über die Majestät Gottes", unterz. Christlob Mylius. Vgl. Vermischte Schriften a. a. O. S. 1/42; s. auch Beluſt. V. 5. b.
c) „Der Hochmuth", unterz. C**, von Joh. Andr. Cramer. Vgl. Beluſt. VII. 2. d, VIII. 6. b und Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Juli 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 248.
d) „Der Autor. Fünftes Stück", o. Vfn., von K. Christ. Gärtner. Vgl. Beluſt. V. 2. e.
e) „Der Geist der Religion. An Herrn M. Simeon Friederich Rues, aus Schwaben, bey desselben Abreise von Helmstädt", unterz. Johann Daniel Overbeck, des hochfürstlichen Gymnasii in Quedlinburg Conrector.
f) „Fortsetzung der Gedanken von den Ursachen der unanständigen Grobheit", unterz. D., von J. C. Dommerich. Vgl. Meusel, Lexikon a. a. O. II, 408; s. a. Beluſt. V. 4. k.
g) „Gedanken bey Betrachtung der untergehenden Sonne", unterz. Carsted.
h) „Das Kind mit der Scheere. Eine Erzählung", unterz. C. F. Gellert. Vgl. Sämmtl. Schriften a. a. O. 1. Thl. S. 288 f.
i) „Fernere Nachricht von dem Leben und den gelehrten Arbeiten des großen Norwegischen Scribenten, Nilson Scribbens", unterz. Henric Scribbens. Nach Inhalt und Form vermutlich von G. W. Rabener. Außerdem ist dieser Beitrag eine Fortsetzung und Ergänzung zu Rabeners Totenliste IV. 2. b.
k) „Das Heupferd, oder der Grashüpfer. Eine Fabel", unterz. C. F. Gellert. Vgl. Sämmtl. Schriften a. a. O. 1. Thl. S. 58.
l) „Die Amsel. Eine Fabel", unterz. F. G. von Holzendorf.
m) „Der junge Kirschbaum und der Klettenstrauch. Eine Fabel", unterz. Joh. Joach. von Kreuzberg.
n) „Die geschminkte Blasse. Eine Grabschrift", unterz. Hornburg.

Sechster Band.

(Januar bis Juni 1744.)

(Motto:) Amant alterna Camoenae. Virgil.

(1. Stück.) Auf das Jahr 1744. Jenner.

a) „Vorrede", unterz. Johann Joachim Schwabe.
b) „Vorzüge der Werke des Verstandes und des Witzes", unterz. O. C. J. Q. (?)

c) „Antwort auf Herrn M. Käſtners Brief vom vorigen Herbſtmonate", unterz. ***, von demſ. Verf. wie V. 2. g; ſ. a. Beluſt. V. 3. i.

d) „Die Vernunft", unterz. Carl Aug. Gebhardi.

e) „Beſcheidene Vertheidigung der Bankerottirer", o. Vfn., von M. Käſtner (nach Reg.).

f) „Der Selbſtbetrug bey der Tugend. Lehrgedichte an Herrn J. A. Heermannen in Merſſeburg", unterz. Johann Adolf Schlegel. Vgl. deſſen Vermiſchte Gedichte (Hannover 1787/89) I, 138 ff.

g) „Gedanken über eine neu angegebene Urſache von Newtons allgemeiner Schwere", unterz. M. Käſtner.

h) „Der Renommiſte, Ein komiſches Heldengedichte. Erſtes Buch von J. F. W. Za**", Vf. J. F. W. Zachariä. Vgl. Zachariäs Scherzhafte Epiſche und Lyriſche Gedichte (1761), I. Bd., S. 3 ff.

i) „Schreiben an den Herrn D. H. F. Delius, wider die anatomiſchen Beluſtigungen (ſ. Beluſt. V. 4. m), unterz. K.**, von Chriſtian Gottlieb Kratzenſtein. Vgl. Hamburg. Correſpondent 1744 Nr. 21.

k) „Der Krieg", unterz. J. A. Ebert.

l) „Der Autor. Sechſtes Stück", o. Vfn., von Karl Chriſtian Gärtner. Vgl. Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Jan. 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 243.

m) „Die geizige Claudia. Eine Erzählung", unterz. C. F. Gellert. Vgl. Sämmtl. Schriften (Klee 1867) 3. Thl. S. 419 u. d. T. „Wie gewonnen, ſo zerronnen."

n) „Das junge Wieſel. Eine Fabel", unterz. C. F. Gellert. Vgl. Gellert, Sämmtl. Schriften (Klee 1867) 3. Thl. S. 416.

(2. Stück.) Auf das Jahr 1744. Hornung.

a) „Ode auf die Buchdruckerkunſt", unterz. Johann Adolf Schlegel.

b) „Die Glückſeligkeit der Hochzeitdichter, ſo bündig, daß eine Demonſtration daraus könnte gemacht werden, erwieſen von Marx Wünſchler, wohlbekanntem und vieljährigem Hochzeitdichter in Roſtock", o. Vfn., nach Inhalt und Form vielleicht von G. W. Rabener.

c) „Die Wirkungen des Umganges mit andern", unterz. C**, von Joh. Andr. Cramer. Vgl. Beluſt. VII. 2. d, VIII. 6. b und Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Juli 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 248.

d) „Gedanken von Bons Mots", o. Vfn., von ?

e) „Flucht aufs Land", unterz. Joh. Joach. von Kreuzberg.

f) „Der Autor. VII. Stück", o. Vfn., von G. W. Rabener. Vgl. Werke a. a. O. I, 267/80 und Beluſt. I. 3. b.

g) „Der Renommiſte. Andres Buch", o. Vfn., von F. W. Zachariä. Vgl. Beluſt. VI. 1. h.

h) „Phyllis", unterz. Kk. (?)

i) „Die Affen und die Bäre. Eine Fabel", unterz. C. F. Gellert. Vgl. Sämmtl. Schriften a. a. O. 1. Thl. S. 290 f. u. d. T. „Die Affen und die Bären."

(3. Stück.) Auf das Jahr 1744. Märzmonat.

a) „Das Band, ein Schäferspiel, in einem Aufzuge, von C. F. Gellert". Vgl. Sämmtl. Schriften a. a. O. 3. Thl. S. 431 ff.

b) „Schreiben an einen guten Freund, von dem Nutzen der zeitigen Erlernung der Naturlehre wider den Aberglauben", unterz. J. G. J. Breitkopf.

c) „Der Renommiste. Drittes Buch", o. Vfn., von F. W. Zachariä. Vgl. Beluſt. VI. 1. h, VI. 2. g.

d) „Der Autor. Achtes Stück", o. Vfn., von Karl Chriſt. Gärtner. Vgl. Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Jan. 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 243.

e) „Philoſophiſches Gedichte von den Kometen", unterz. M. Käſtner. Vgl. Schönwiſſenſchaftl. Werke a. a. O. 2. Thl. S. 69.

(4. Stück.) Auf das Jahr 1744. Aprilmonat.

a) „Celindens Sprödigkeit. Eine Schäferode", unterz. Hamburg. — H**, vielleicht von D. A. F. Delius. Vgl. Beluſt. VIII. 3. g.

b) „Gedanken von der philoſophiſchen Erkenntniß der Sprachen", unterz. D., von J. C. Dommerich. Vgl. Meuſel, Lexikon a. a. O. II, 408.

c) „Der Misbrauch der Glücksgüter bey dem Studieren. An Herrn G.***", o. Vfn., von ?

d) „Nahoonoologie, das iſt, Philoſophiſche Abhandlung von dem Verſtande der Menſchengeſichter", unterz. M. Steudnizer, der dritte; wahrſcheinlich von M. Th. L. Pitſchel. Vgl. Käſtners Schönwiſſenſchaftl. Werke a. a. O. 2. Thl. S. 158 Anm.

e) „Doris". unterz. T., vielleicht von A. G. Käſtner.

f) „Der Autor. Neuntes Stück", o. Vfn., von Karl Chriſtian Gärtner. Vgl. Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Jan. 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 243.

g) „Der Renommiſte. Viertes Buch", o. Vfn., von F. W. Zachariä. Vgl Beluſt. VI. 1. h, VI. 2. g, VI. 3. c.

h) „Schreiben wegen des Zurückgehens der Sonne an dem Zeiger Ahas", unterz. Breßlau den 8. Jan. 1744. — Joh. Friedrich Burg. Vgl. Leſſings Sämmtl. Werke (Hempel) 12. Thl. S. 379 ff. Dieſer Beitrag iſt eine Widerlegung von V. 5. b und V. 6. b.

i) „An die Liebe" unterz. V. H., von Johann Arnold Ebert. Vgl. Eberts Epiſteln und Vermiſchte Gedichte (1789) S. 243.

k) „Der Barmherzige. Eine Erzählung", unterz. Johann Adolf Schlegel.

l) „An Sylvien", unterz. S. v. L. (?)

m) „Die Liebe und das Glück. Eine Erzählung", unterz. C. F. Gellert. Vgl. Sämmtl. Schriften a. a. O. 1. Thl. S. 277/80 u. d. T. „Das Glück und die Liebe."

(5. Stück.) Auf das Jahr 1744. Maymonat.

a) „Lehrgedicht von den Bewohnern der Kometen", unterz. Chriſtlob Mylius. Vgl. Vermiſchte Schriften a. a. O. S. 349/62.

b) „Fortſetzung der Gedanken von der philoſophiſchen Erkenntniß der Sprachen" (ſ. VI. 4. b) unterz. D., von J. C. Dommerich. Vgl. Meuſel, Lexikon a. a. O. II, 408.

c) „An Doris, als ſie mit einem andern verbunden worden", unterz. W. V. M. F. A. (?)

d) „Anatomiſcher Beluſtigungen zweyte Probe, in einer Antwort auf ein Schreiben im Monate Jenner" (ſ. VI. 1. i), unterz. D. H. F. Delius. Vgl. Meuſel, Lexikon a. a. O. II, 325.

e) „Die Freundſchaft. An Hrn. M. Conrad Arnold Schmidten, aus Lüneburg", unterz. Johann Adolf Schlegel.

f) „Was ein großer Kopf ſey?" unterz. J. D. Overbeck.

g) „Der Renommiſte. Fünftes Buch", o. Vfn., von F. W. Zachariä. Vgl. Beluſt. VI. 1. h, VI. 2. g, VI. 3. c und VI. 4. g.

h) „Der Autor. Zehntes Stück", o. Vfn., von Karl Chriſtian Gärtner. Vgl. Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Jan. 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 243.

i) „Die Biene und die Henne. Eine Fabel", unterz. C. F. Gellert. Vgl. Sämmtl. Schriften a. a. O. 1. Thl. S. 69.

k) „Schäfer-Cantate", o. Vfn., von E. (nach Reg.), alſo von Joh. E. Schlegel. Vgl. Werke a. a. O. IV, 207/8.

l) „Die angenehme Henriette", unterz. ***, vielleicht von A. G. Käſtner, der z. B. VIII. 3. k ſo unterzeichnet.

m) „Brief an ein Frauenzimmer, welches begehrte, unter die Sterne verſetzt zu werden", unterz. S., von M. Käſtner (nach Reg.).

n) „Damoetas und Phyllis. Eine Schäfererzählung", unterz. C. F. Gellert. Vgl. Sämmtl. Schriften a. a. O. 1. Thl. S. 52ff.

o) „Einige anakreontiſche Oden": I) „An die Nachtigall", o. Vfn. (dasſelbe Gedicht wie V. 1. o), II)—IV) o. T. und o. Vfn. — Die vier Gedichte ſind von einem Hamburger, vielleicht von J. A. Ebert. Vgl. Hamburg. Correſpondent 1744 Nr. 81 und Beluſt. V. 1. o.

p) „Ode auf Irenen", unterz. E., von J. E. Schlegel. Vgl. Werke IV, 269 (von Waniek, Gottſched a. a. O. S. 431 Anm. 5. und ebenſo von Hagedorn fälſchlich Ebert zugewieſen).

(6. Stück.) Auf das Jahr 1744. Brachmonat.

a) „Der Religionseifer. An Herrn M. Joh. Anton Heermann", unterz. Johann Adolf Schlegel.

b) „Von den unterſchiednen Arten des Beyfalls", unterz. Saxe.

c) „Unterſchied unter den Thoren und Weiſen", unterz. Halle. — G. Langemack.

d) „Abgenöthigte Nachricht, von der Seele des Autors, oder dem Regiſter", o. Vfn., von Karl Chriſtian Gärtner. Vgl. Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Jan. 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 243.

e) „Der Renommiſte. Sechſtes Buch", o. Vfn., von F. W. Zachariä. Vgl. Beluſt. VI. 1. h, VI. 2. g, VI. 3. c, VI. 4. g, VI. 5. g.

f) „Die Gabe zu ſchreiben", unterz. J. D. Overbeck.

g) „Herrmann. Eine pindariſche Ode", unterz. C **, von J. A. Cramer. Vgl. Beluſt. VII. 2. d, VIII. 6. b und Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Juli 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 248.

h) „Die Wahrheit. Eine Fabel", unterz. C. F. Gellert. Vgl. Sämmtl. Schriften (Klee 1867) 3. Thl. S. 415/16 u. d. T. „Die Wahrheit und die Lüge."
i) „Der Spieler. Eine Erzählung", unterz. C. F. Gellert. Vgl. Sämmtl. Schriften (Klee 1867) 3. Thl. S. 420/21.
k) „Anakreontiſche Oden": I) unterz. C., von K. C. Gärtner. Vgl. Hagedorns Werke a. a. O. V, 243, u. Meuſel, Lexikon a. a. O. IV, 12. II) unterz. K., von A. G. Käſtner. Vgl. Schönwiſſenſchaftl. Werke a. a. O. 2. Thl. S. 12. (5.).

Siebenter Band.

(Juli bis Dezember 1744.)

(Motto:) Amant alterna Camoenae. Virgil.

(1. Stück.) Auf das Jahr 1744. Heumonat.

a) „Vorrede", unterz. „Der Herausgeber", alſo von Joh. Joach. Schwabe.
b) „Lob der Gottheit", unterz. E. C. v. K., von Ewald Chriſtian von Kleiſt. Vgl. Kleiſts Werke (Sauer) I, 22ff. Nr. 3.
c) „Gedanken über die Vortheile, welche uns unſre Feinde verſchaffen", o. Vfn., von?
d) „Der vernünftige Rechtsgelehrte", o. Vfn., von M. Käſtner (nach Reg.). Vgl. Schönwiſſenſchaftl. Werke a. a. O. 2. Thl. S. 84ff.
e) „Gedanken über die Erlernung der Geſchichte", unterz. D. C. G. Weidlich.
f) „An Chriſtianen, bey ſeinem kurzen Aufenthalte in Preußen, ſeinem Vaterlande", unterz. G. A. M. (?)
g) „Unterſuchung der Frage: ob die Welt ſchlimmer werde", unterz. J. A. Carſted.
h) „Das Veilchen, Eine Fabel", o. Vfn., von einem Dresdner (?).
i) „Daß die Furcht und Hoffnung die gewiſſeſten Kennzeichen der menſchlichen Unwiſſenheit ſind", unterz. M. Joachim.
k) „Pygmalion. Cantate", unterz. E., von Joh. E. Schlegel. Vgl. Werke IV, 208ff.
l) „Von den verſchiedenen Wegen zu Begriffen zu gelangen", unterz. D. ***, von J. C. Dommerich. Vgl. Meuſel, Lexikon a. a. O. II, 408.
m) „Die Fehler und die Satire", unterz. C. **, von Johann Andreas Cramer. Vgl. Beluſt. VII. 2. d, VIII. 6. b und Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Juli 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 248.
n) „Strohkranzrede", unterz. C. F. G., von C. F. Gellert (nach Reg.).
o) „Die Weisheit", unterz. C. F. Gellert.

(2. Stück.) Auf das Jahr 1744. Auguſtmonat.

a) „Die Unſterblichkeit der Seele", unterz. J. J. Haupt.
b) „Wahrſcheinliche Gedanken von der Erfindung der Schreibkunſt", unterz. P. Schumacher, R. M. Elbing. Cand.
c) „An Chriſtianen, bey ſeiner Abreiſe aus Königsberg nach Paris", unterz. G. A. M. (?) (ſ. a. Beluſt. VII. 1. f).
d) „Von den üblen Folgen eines böſen, und den Vortheilen eines guten Gewiſſens", unterz. C. **, von Joh. Andr. Cramer. Vgl. deſſen Vermiſchte Schriften (1757), S. 3ff.

e) „Das Vergnügen ohne Reichthum", unterz. D. H. F. Delius. Vgl. Meusel, Lexikon a. a. O. II, 325.
f) „Der veränderte Vorsatz", unterz. S. v. L. (?)
g) „Kurze Untersuchung, ob die Engel Körper haben", unterz. M. (?).
h) „Die Sommernacht", unterz. Christlob Mylius. Vgl. Vermischte Schriften a. a. O. S. 363 f.
i) „Gedanken über die Dauer des menschlichen Lebens", unterz. Christlob Mylius. Vgl. Vermischte Schriften a. a. O. S. 50/67.
k) „Schreiben über die Liebe des Vaterlandes", unterz. J. E. S., von Joh. E. Schlegel. Vgl. Werke IV, 117/124.
l) „Gedanken von dem Gebrauche der Titel und Ehrenzeichen", unterz. M.n– b—m. (?)
m) „Ode, an eine gute Freundinn", unterz. C. F. Gellert.
n) „Geheime Nachrichten, warum der Autor wirklich aufgehöret", o. Vfn., von K. Christ. Gärtner. Vgl. Hagedorns Werke a. a. O. V, 243.
o) „An den Verfasser des Lobgesangs auf den Frühling (an Uz). Im Brachmonate des vorigen Jahres", o. Vfn., von Gleim. Vgl. C. Schüddekopf: Briefwechsel zwischen Gleim und Uz. S. 453.
p) „Anakreontische Ode", o. Vfn., von ?

(3. Stück.) Auf das Jahr 1744. Herbstmonat.

a) „Von der Nothwendigkeit der Meßkunst in der Weltweisheit", unterz. Christian Gottlieb Istrich.
b) „Von dem Selbstlobe", o. Vfn., von ?
c) „An seine verlohrne Christiane, einige Zeit nach ihrer Verheirathung", unterz. G. A. M. (?) (s. a. Belust. VII. 1. f und VII. 2. c).
d) „Schreiben an Herrn C ** (Cramer). Vom leeren Raume", unterz. Christlob Mylius.
e) „Calliste, oder die alte Liebe", o. Vfn., von ?
f) „Betrachtung einer sinnlichen und vernünftigen Gottesfurcht", unterz. D.***, von J. C. Dommerich. Vgl. Meusel, Lexikon a. a. O. II, 408.
g) „Vom Gebrauche der Zeit", unterz. C **, von Johann Andreas Cramer Vgl. Belust. VII. 2. d, VIII. 6. b und Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Juli 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 248.
h) „Von der wahren und scheinbaren Größe der Dinge", o. Vfn., von ?
i) „Schreiben wegen nachstehender Ode", unterz. G.; „Ode" eines Frauenzimmers an einen Freund", o. Vfn.; „Antwort auf das vorhergehende Schreiben", o. Vfn. — Das Ganze von ?
k) „Das Lob eines wildgewachsenen Baumgartens, in der Gesellschaft redlicher Verehrer der Natur gehalten von Sylvius, Freyherrn von Verwildern", o. Vfn., von ?
l) „Der Arzt. Nachahmung des sechsten Trinkliedes des Herrn Destouches", o. Vfn., wahrscheinlich von dems. Verf. wie V. 2. k und VII. 4. m, also vielleicht von J. A. Schlegel.
m) „Der Ehrgeiz in der Liebe. Im Namen eines Frauenzimmers", o. Vfn., von A. G. Kästner. Vgl. Schönwissenschaftl. Werke 2. Thl. S. 19.

n) „Unvorgreiflicher Vorſchlag, wie die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes allgemeiner zu machen", unterz. W. (?)

o) „Der Unbedacht. Eine Fabel", unterz. C. F. G., von C. F. Gellert (nach Reg.). Vgl. Sämmtl. Schriften a. a. O. 1. Thl. S. 292 u. d. T. „Der Leichtſinn".

(4. Stück.) Auf das Jahr 1744. Weinmonat.

a) „Daß die Freyheit in allen Regierungsformen könne erhalten werden", unterz. J. (?)

b) „Verſuch einer Ausführung, ob die deutſche Sprache ſich zur Arzneygelahrtheit ſchicke", unterz. D. H. F. Delius.

c) „An Wilhelminen", unterz. S**, vielleicht von A. G. Käſtner, der ſeine ſpätere Gattin Johanna Roſina Baumann als Hannchen (Beluſt. VIII. 2. g) und Wilhelmine (vgl. Schönwiſſenſchaftl. Werke a. a. O. 2. Thl. S. 51/58) angedichtet hat. Sauer (in Ewald v. Kleiſts Werken 1. Bd. Einleitung S. LXXXI, Anm. 1) hält Sulzer für den Verfaſſer.

d) „Beweis aus der Vorſtellung Gottes, daß die körperliche Welt wirklich da ſey?", unterz. Kyriander (?), vielleicht von Johann David Herrmann.

e) „Die Ungerechtigkeit. An Herrn D. Johann Tobias Richtern", unterz. Chriſtlob Mylius. Vgl. Vermiſchte Schriften a. a. O. S. 366/71.

f) „Vom leeren Raume. Antwortſchreiben an Herrn C. Mylius" (ſ. a. VII. 3. d), unterz. C**, von Joh. Andr. Cramer. Vgl. Beluſt. VII. 2. d, VIII. 6. b und Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Juli 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 248.

g) „An Julianen", unterz. K. v. J. (?)

h) „Von dem Nutzen der Erdichtungen im Erfinden", unterz. M. Käſtner. Vgl. Schönwiſſenſchaftl. Werke a. a. O. 3. Thl. S. 140, Anm. 1.

i) „Der Fehlſchuß", unterz. Berlin . — N., von Naumann. Vgl. Schüddekopf: Briefwechſel zwiſchen Gleim und Uz, S. 72.

k) „Unterſuchung, ob die Thiere um der Menſchen willen geſchaffen ſind", unterz. Chriſtlob Mylius. Vgl. Vermiſchte Schriften a. a. O. S. 68/87.

l) „Die Unzufriedenheit. Eine Fabel", unterz. J. A. C., wahrſcheinlich von Joh. Andr. Cramer.

m) „Gebeth eines Säufers. Aus dem Destouſches nachgeahmt", unterz. A., wahrſcheinlich von Joh. Ad. Schlegel, der z. B. V. 1. k mit A. unterzeichnet (vgl. auch V. 2. k).

n) „Nachahmung der XIX Ode des Anacreons", o. Vfn., vielleicht auch von J. A. Schlegel, der für die Bremer Beiträge verſchiedene Oden Anacreons frei überſetzt hat.

(5. Stück.) Auf das Jahr 1744. Wintermonat.

a) „An Chloris, Auf das Landleben", unterz. C**, von Johann Andreas Cramer. Vgl. Beluſt. VII. 2. d, VIII. 6. b und Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Juli 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 248.

b) „Abhandlung, ob die bürgerliche Rechtsgelahrtheit einen Philoſophen vergnügen könne", unterz. C. A. Gebhardi.

c) „Der Tanz", unterz. L., von Karl Chriſt. Gärtner. Vgl. Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Jan. 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 243.
d) „Der Schäfer", unterz. L., von Karl Chriſt. Gärtner. Vgl. das vorhergehende Gedicht.
e) „Nachrichten aus der philoſophiſ. Hiſtorie. Das iſt: Thaten einiger Mondregentinnen", unterz. M. Käſtner. Vgl. Schönwiſſenſchaftl. Werke a. a. O. 3. Thl. S. 140ff.
f) „Die Tugend in der Liebe. Sendſchreiben an Herrn Eberten", unterz. Johann Adolf Schlegel.
g) „Von dem leeren Raume", unterz. Johann Gottfried Gabe (aus Wittenberg).
h) „Die Freygebigkeit", unterz. Chriſtlob Mylius. Vgl. Vermiſchte Schriften a. a. O. S. 384ff.
i) „Der Handel", o. Vfn., von ?
k) „Daß man einen Menſchen, der wenig oder nichts mit ſeiner Kunſt und Wiſſenſchaft verdienet, dieſer Urſache wegen nicht ſchelten noch verachten müſſe", o. Vfn., von M. J. (nach Reg.), vielleicht von M. Joachim. Vgl. Beluſt. VII. 1. i.
l) „Das Kind und die Kohlen, eine Fabel", unterz. Carſted.
m) „An Doris", unterz. F. L. v. S. (?)
n) „Ein Schäferlied", o. Vfn., von Gleim. Vgl. E. v. Kleiſts Werke (Sauer) III, 5.
o) „Der Liebhaber ohne Eiferſucht", unterz. K., von M. Käſtner (nach Reg.). Vgl. Schönwiſſenſchaftl. Werke a. a. O. 2. Thl. S. 20.
p) „Auf eine verzehrte Sparbüchſe", unterz. German, von Joh. Chriſt. Steinauer. Vgl. Beluſt. I. 1. k und Mitteilungen der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig Bd. IX, 1. Heft, S. 51.

(6. Stück.) Auf das Jahr 1744. Chriſtmonat.

a) „Das Reich der Tugend und des Laſters", unterz. A. P. L. C., von A. P. L. Carſtens. Vgl. Beluſt. III. 4. g.
b) „Von dem Nutzen des Krieges", unterz. M. n. b. m., wahrſcheinlich von demſ. Verf. wie VII. 2. l.
c) „An Leonilden", unterz. Joh. Heinrich Genſel.
d) „Neue Erfahrungen von den Dünſten", unterz. C**, von Joh. Andr. Cramer. Vgl. Beluſt. VII. 2. d, VIII. 6. b und Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Juli 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 248.
e) „Lob des Winters", unterz. Chriſtlob Mylius. Vgl. Verm. Schriften a. a. O. S. 380/83.
f) „Schreiben über die beſte Welt, und die Natur der Freyheit", unterz. H., von A. G. Käſtner (nach Reg.). Vgl. Schönwiſſenſchaftl. Werke a. a. O. 4. Thl. S. 39, Anm. 1.
g) „Gedanken über die Verbindlichkeit der Dichter, allen Leſern deutlich zu ſeyn", unterz. M. Käſtner. Vgl. Schönwiſſenſchaftl. Werke a. a. O. 2. Thl. S. 76 ff.
h) „Beweis der Wirklichkeit Gottes, aus dem Begriffe des einigen, in einem Sendſchreiben an Q. =", unterz. Joh. Gottfried Gabe.
i) „An Chloris", unterz. Sylvander, von ?

k) „Ode auf den Tod seiner Ehegattinn", o. Vfn., von ?
l) „Von dem Schaden, welchen die Electricität im menschlichen Körper verursachen kann", unterz. Christlob Mylius.

Achter Band.

(Januar bis Juni 1745.)

(Motto:) Aspice et haec, si forte aliquid decoctius audis. Pers.

(1. Stück.) Auf das Jahr 1745. Jenner.

a) „Gedanken von der geringen Anzahl der praktischen Weltweisen", unterz. C**, von Joh. Andr. Cramer. Vgl. Beluſt. VII. 2. d, VIII. 6. b und Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Juli 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 248.
b) „Abhandlung, daß die Vermischung des Guten und des scheinbaren Bösen zu unsrer Glückseligkeit nöthig gewesen", unterz. J. O., von ?
c) „An die Jungfer St===", o. Vfn., von ?
d) „Der unglückliche Sturm. Erstes und zweytes Buch", o. Vfn. Nach VIII. 2. d unterz. Caroli C. M., also vielleicht von Kaiser. Vgl. V. 4. h.
e) „Ode auf Irenen", unterz. E., von Joh. E. Schlegel. Vgl. Werke IV, 283 u. d. T. »Irene«. (Vier Zeilen verändert aus der zweiten Strophe dieser Ode.)
f) „Die Begeisterung des Weines", unterz. A., wahrscheinlich von Adolf Schlegel, der z. B. V. 1. k mit A. unterzeichnet.
g) „An den Verfasser des Beweises der Wirklichkeit Gottes aus dem Begriffe des Einigen", unterz. **, vermutlich von A. G. Käſtner. Vgl. Beluſt. V. 3. b und VIII. 4. d.
h) „Die verurtheilten Rabulisten", unterz. M., von ?
i) „Einige Gedanken von dem Zustande der abgeschiedenen Seelen. In einem Schreiben an Herrn S. v. B. i. L.", unterz. Christlob Mylius. Vgl. Verm. Schriften a. a. O. S. 127 ff.
k) „Gedanken bey der Belagerung Freyburgs", unterz. Nic. Christ. Sander, aus der durlachischen Marggrafsch. Hochberg.
l) „Ein Paar Briefe (Zwischen Sylvander und Phyllis)", o. Vfn., vielleicht von A. G. Käſtner. Vgl. Beluſt. II. 4. l, II. 5. o und V. 1. l.
m) „Die Eule. Eine Fabel", unterz. Caroli C. M., vielleicht von Kaiser. Vgl. V. 4. h.
n) „Das Gespenst", unterz. E. C. v. K., von E. C. v. Kleist. Vgl. Kleists Werke (Sauer) I, 39 Nr. 7.
o) „Der Ungehorsam", unterz. K., vermutlich von A. G. Käſtner, der z. B. I. 2. k, VI. 6. k. 2, VII. 5. o u. VIII. 2. g mit K. unterzeichnet.

(2. Stück.) Auf das Jahr 1745. Hornung.

a) „Die Betrachtung des Todes", unterz. S**, vielleicht von Käſtner. Vgl. VII. 4. c. (Sauer in E. v. Kleists Werken I. Bd. Einleitung S. LXXXI, Anm. 1 hält Sulzer für den Verfasser.)
b) „Von dem übertriebenen Religionseifer", o. Vfn., von ?

c) „An W = = = nen. Im May", unterz. E. C. v. K., von E. C. v. Kleiſt. Vgl. Kleiſts Werke (Sauer) I, 32. Nr. 5.

d) „Der unglückliche Sturm. Drittes und viertes Buch", unterz. Halle. — Caroli C. M., vielleicht von Kaiſer. Vgl. Beluſt. V. 4. h u. VIII. 1. d.

e) „Die Wahrheit", unterz. K. v. J., von ?

f) „Wider die poetiſche Gemüthsruhe", unterz. M. Käſtner.

g) „Hannchen", unterz. K., von A. G. Käſtner (n. Reg.). Vgl. Schönwiſſenſchaftl. Schriften a. a. O. 2. Thl. S. 7.

h) „Lobrede auf die Schlittenfahrt, an dem Tage, da man zum letztenmale mit Schellen fuhr, gehalten, von dem öffentlichen Advocaten in Sachen des Schlittenrechts", o. Dfn., von ?

i) „Der Canarienvogel. Eine Fabel", unterz. J. A. C., wahrſcheinlich von Joh. Andr. Cramer.

k) „Verwandlung der Mutter des Attys in eine Klapper", unterz. J. J. v. K., wahrſcheinlich von Joh. Joach. von Kreuzberg. Vgl. Beluſt. II. 5. m, V. 6. m, VI. 2. e.

(3. Stück.) Auf das Jahr 1745. Märzmonat.

a) „Der kleine Wunſch. An Phyllis", unterz. G. E., von ?

b) „Warum es nicht gut ſey, ſein Schickſal vorher zu wiſſen", o. Dfn., von C. F. Gellert (nach Reg.). Vgl. Sämmtl. Schriften a. a. O. 7. Thl. S. 1 ff.

c) „Nutzen der edlen Ehrbegierde", o. Dfn., von ?

d) „Fortſetzung des Beweiſes der Wirklichkeit Gottes, aus dem Begriffe des Einigen, an den Verfaſſer der Einwürfe wider denſelben", unterz. Gade. Vgl. Beluſt. VIII. 1. g.

e) „Auf die Liebe", o. Dfn., von ?

f) „Gedanken von der Aufnahme der Weltweisheit durch die freyen Künſte", unterz. C.**, von Joh. Andr. Cramer. Vgl. Beluſt. VII. 2. d, VIII. 6 b. und Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Juli 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 248.

g) „Der Puls", unterz. H.**, von D. H. F. Delius. Vgl. Meuſel, Lexikon a. a. O. II, 325.

h) „Vernünftige Gedanken von den verklärten Körpern bey der Auferſtehung", unterz. Joh. Friedr. Dommerich. Vgl. Joh. Chriſt. Dommerich: bei Meuſel, Lexikon a. a. O. II, 408.

i) „Über einige Pflichten eines Dichters", unterz. M. Käſtner. Vgl. Schönwiſſenſchaftl. Werke a. a. O. 2. Thl. S. 82 f.

k) „Nachricht für ein Frauenzimmer, von einigen Arten von Gedichten", unterz. ***, von A. G. Käſtner (nach Reg.). Vgl. Schönwiſſenſchaftl. Werke a. a. O. 4. Thl. S. 31 ff.

l) „Der Ambos", o. Dfn., wahrſcheinlich von Joh. Andr. Cramer. Vgl. Naumann's „Neue Beluſtigungen des Gemüths", 6. Stück, Chriſtmonat S. 561.

m) „Die zween Kuckucke. Eine Fabel", unterz. L. G. Frommann.

n) „Anakreontiſche Ode", o. Dfn., von Joh. E. Schlegel. Vgl. Werke IV, 236.

(4. Stück.) Auf das Jahr 1745. Aprilmonat.

a) „Sylvia. Ein Schäferspiel in einem Aufzuge, von C. F. G."; Vf. C. F. Gellert. Vgl. Sämmtl. Schriften a. a. O. 3. Thl. S. 343 ff.
b) „Untersuchung, ob man die Thiere, um physiologischer Versuche willen, lebendig eröffnen dürfe?", unterz. Christlob Mylius. Vgl. Verm. Schriften a. a. O. S. 188 ff.
c) „Die Verstellung", unterz. J. A. Carsted.
d) „Gegenantwort des Verfassers der Einwürfe wider Herrn Gadens Beweis von der Wirklichkeit Gottes", o. Vfn. Derselbe Verf. wie VIII 1. g, vermutlich also von M. Kästner. (vgl. auch das eingeschobene Schreiben Kästners VIII. 3. S. 354/57).
e) „Die Beschäfftigung mit sich selbst", unterz. C**, von Joh. Andr. Cramer. Vgl. Belust. VII. 2. d, VIII. 6. b und Eberts Brief an Hagedorn vom 29. Juli 1744 in Hagedorns Werken a. a. O. V, 248.
f) „Schreiben über einige Stellen in Popens Lockenraube, an Chloen", unterz. K. v. J., von ?
g) „Die Cörsieben. Eine Fabel", unterz. M. Kästner. Vgl. Schönwissenschaftl. Werke a. a. O. 2. Thl. S. 31 f.
h) „Nachricht aus einer Caffegesellschaft von einem Streite über die Gesprächigkeit im Umgange, durch den jungen Zuschauer", o. Vfn., von ?

(5. Stück.) Auf das Jahr 1745. Maymonat.

a) „Über die Zufälle des Glücks, an einen Freund", o. Vfn., von ?
b) „Vorzüge derer Männer, welche häßliche Weiber haben", unterz. Misogynokallos, von ?
c) „Der Morgen", unterz. Christlob Mylius. Vgl. Verm. Schriften a. a. O. S. 372 ff.
d) „D. J. F. Boltens Beweis, daß es anatomische Belustigungen gebe (Hamburg)", von D. J. F. Bolte.
e) „Der Frühling", unterz. H. D. B. in Hamburg., von ?
f) „Zeugnisse aus der Naturlehre, wider die Einfalt und den Aberglauben", unterz. D. H. F. Delius. Vgl. Meusel, Lexikon a. a. O. II, 325.
g) „Auf die Wilkische Jubelhochzeit, in Meißen, den 11 Februar 1745", unterz. Johann Elias Schlegel. Vgl. Werke IV, 144 ff. u. d. T. „An seine Großeltern auf ihre Jubelhochzeit".
h) „Gespräche, ob ein Frauenzimmer ihre Bekanntschaft mit den Mannspersonen vor den Leuten verbergen soll", o. Vfn., von ?
i) „An zwo Schönen", unterz. K. v. J. (?)
k) „Gedanken über die Hypotheses in der Naturlehre", unterz. M. Kästner.

(6. Stück.) Auf das Jahr 1745. Brachmonat.

a) „Sehnsucht nach der Ruhe", unterz. E. C. v. K., von E. C. v. Kleist. Vgl. Werke (Sauer) I, 40 Nr. 8.
b) „Gedanken von der Gefälligkeit", unterz. C**, (nach Reg.) von Joh. Andr. Cramer. Vgl. Verm. Schriften a. a. O. S. 315 f.

c) „Die Schamhaftigkeit in der Liebe. Schreiben an den Damon (Cramer?)", unterz. Ariſt, vielleicht von N. D. Giſeke, der ſeit Oſtern 1745 in Leipzig war und ſich Ariſt zu nennen pflegte. Vgl. Erich Schmidt, Beiträge zur Kenntnis der Klopſtockſchen Jugendlyrik S. 55.

d) „Lobrede auf Mich", o. Ofn., von ?

e) „Das Donnerwetter", unterz. Chriſtlob Mylius. Vgl. Verm. Schriften a. a. O. S. 376 ff.

f) „Pſychologiſchmoraliſche Betrachtung der Antiperiſtaſis", unterz. M. Käſtner.

g) „Die Schriftſteller", unterz. M. Käſtner. Vgl. Schönwiſſenſchaftl. Werke a. a. O. 1. Thl. S. 118.

h) „Schreiben an den Herausgeber bey dem Beſchluſſe der Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes", unterz. Kleonikus, wahrſcheinlich von J. J. Schwabe.

III.

Die Geſchichte der „Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes".

A. Die Gründung der „Beluſtigungen".

1. Das Programm.

Die Darſtellung im einleitenden Teil verſuchte nachzuweiſen, inwieweit die „Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes" aus der Entwicklung des Journalismus in den vier erſten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts notwendig hervorwuchſen. Gottſcheds literariſche Reformbeſtrebungen waren nicht allein von Einfluß auf das Zeitungsweſen jener Jahre im allgemeinen, ſondern ſeine perſönlichen Intereſſen haben auch bei der Begründung der „Beluſtigungen" im beſonderen ein gewichtiges Wort mitgeſprochen. War es auf der einen Seite ſein Bemühen, Kritik und Produktion voneinander äußerlich zu trennen und jedem Gebiete ein eigenes Organ zu ſchaffen, ſo zwang ihn neben der Fülle der vorgelegten poetiſchen Erzeugniſſe das ungeduldige Drängen ſeiner Anhänger und ſeine in Deutſchland erſchütterte, neuerdings von den Schweizern arg bedrohte Stellung dazu, zum drittenmal den Weg zu gehen, den er ſchon bei ſeinen „Beyträgen" und der „Schaubühne" eingeſchlagen hatte. Der in den erſten Bänden der „Beluſtigungen" herrſchende Geiſt kann bezeugen, daß die beabſichtigte Auseinanderſetzung mit den Zürichern jedenfalls der triebkräftigſte Grund für Gottſched geweſen iſt, die „Beluſtigungen" ins Leben zu rufen. Dafür ſpricht auch die Tatſache, daß der Profeſſor nicht ſelbſt als verantwortlicher Leiter zeichnete und ſo die Monatsſchrift als unabhängig hinſtellen wollte; denn es mußte ihm daran gelegen ſein, den Kampf mit den Schweizern von einer ſcheinbar neutralen Seite geführt zu ſehen.

Nach all dem Geſagten kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß der erſte wirkſame Schritt zur Begründung der neuen Zeitſchrift von dem Meiſter ſelbſt getan worden iſt, dem ja auch, was bei ſolchem Vorhaben meiſt zu entſcheiden pflegt, die äußeren Mittel an die Hand gegeben waren, den Plan nun auch wirklich in die Tat umzuſetzen. Es iſt anzunehmen, daß Gottſched zunächſt einmal Breitkopf als Verleger gewonnen hat, und daß dieſe beiden gemeinſam den künftigen Leiter der „Beluſtigungen" beſtimmt haben. In beſonderen Abſchnitten wird noch gezeigt werden, daß die Wahl des Redakteurs, wie auch der Inhalt der erſten Bände darauf ſchließen laſſen, daß der Leipziger Profeſſor nicht nur der Gründer, ſondern zunächſt ſogar die Seele des Unternehmens geweſen iſt.

Lieſt man freilich die am 1. Juli 1741 unterzeichnete Vorrede, mit der das erſte Stück der „Beluſtigungen" eröffnet wird, ſo kann man begreifen, daß ein unbefangener Leſer aus den dort aufgeſtellten Gründen und Zwecken nichts von den Motiven und Zielen ahnen konnte, die in Wirklichkeit dahinter ſtanden. Nach des Herausgebers Worten zu ſchließen, handelte es ſich bei der neuen Zeitſchrift, allgemein geſagt, um eine entrüſtete, praktiſche Zurückweiſung galliſcher Selbſtüberhebung, die zuletzt in Mauvillons Briefen zum Ausdruck gekommen war. Aber gerade hinter dieſer Betonung deutſcher Selbſtändigkeit in künſtleriſchen Fragen erkennen wir heute das an Gottſched ſo wohltuend berührende nationale Selbſtgefühl, das ſich wiederholt in ſeinen Schriften, am unverhohlenſten aber einmal in den „Vernünftigen Tadlerinnen" ausgeſprochen findet, wo es heißt[1]):

> Die deutſche Nation kann ſich mit allem Rechte eines guten Geſchmackes rühmen. Die Franzoſen haben ſich vor allen heutigen Völkern mit ihrem bon goût breit gemacht . . . Uns Deutſche aber hat man gar mit den Moskowitern, Finnen und Lappen in eine Claſſe geſetzt und uns alſo mit Gewalt zu einem barbariſchen Volke machen wollen, welches ſich keines guten Geſchmackes anzumaßen habe. Demungeachtet getrau ich mir die Ehre unſrer Deutſchen gegen alle unſre hochmüthigen Nachbarn zu vertheidigen. Der gute Geſchmack in freien Künſten und andern Dingen iſt unter uns, wo nicht häufiger, doch gewiß ebenſo häufig als bei den Franzoſen, die ſich doch ſo klug dünken, anzutreffen.

Das gleiche Nationalbewußtſein geht durch ſämtliche achtundvierzig Stücke der „Beluſtigungen" hindurch, klingt aber am kräftigſten aus der programmatiſchen Vorrede.

---

[1]) Milberg, Die moraliſchen Wochenſchriften, S. 59; Waniek, Gottſched, S. 40.

Die eben zitierten Worte Gottſcheds ſpielen wohl auf die „Entretiens d'Ariſte et d'Eugène" (1671) des Jeſuitenpaters Dominicus Bouhours an, der darin dem Deutſchen die Fähigkeit, ein bel eſprit zu ſein, rundweg abgeſprochen hatte. Dieſes Urteil wurde nun von dem Lektor der franzöſiſchen Sprache am Karolinum zu Braunſchweig, Eleazar Mauvillon, 1740 noch einmal wiederholt und verſtärkt in ſeinen „Lettres françaiſes et germaniques ou réflexions militaires, littéraires et critiques ſur les Français et les Allemands". In einer dreiſten Verallgemeinerung führt er den Mangel an großen Dichtern auf den Mangel an Geiſt im deutſchen Volke zurück und erklärt:

> Nommez-moi un Eſprit createur ſur votre Parnaſſe; c'eſt à dire, nommez-moi un poëte Allemand qui ait tiré de ſon propre fond un ouvrage de quelque reputation! Je vous en defie.

Während die Schweizer das Urteil Mauvillons in den „Züricher Streitſchriften" überſetzten und bekräftigten, rüſtete ſich die am meiſten getroffene ſächſiſche Schriftſtellerwelt zu einem energiſchen Proteſt. Abgeſehen von einzelnen empörten Stimmen, die ſich zu einer poetiſchen Zurückweiſung erhoben, wie z. B. Johann Elias Schlegel [1]), ſollten die „Schaubühne" und die „Beluſtigungen" einen allgemeinen poſitiven Beweis von der Selbſtändigkeit und Mannigfaltigkeit deutſcher künſtleriſcher Schaffenskraft bringen.

So könnte man beinahe aus dem Vorwort zu den „Beluſtigungen" vermuten, daß ihre Entſtehung allein dem beleidigten Nationalgefühl zu danken ſei. Der Vorwurf, die Deutſchen ſeien zum Nachahmen geſchickter, als zu Eigenſchöpfungen, ſoll nämlich, wie es dort heißt, zunichte gemacht werden. Sieht man doch den Vorzug der Franzoſen und Engländer nur darin, daß ſie einige Jahre früher auf die Ausbreitung der ſchönen Wiſſenſchaften gedacht haben. Im übrigen aber zeigt eine Gegenüberſtellung, daß die Anzahl der „ſogenannten Schöpfer unter den erfindſamen Franzoſen" wohl eben nicht größer iſt, als die unter den Deutſchen. Denn die Vorrede berichtet wörtlich:

> Ihr berühmteſter Satirenſchreiber, Boileau, hat die Gedanken des Horaz und Juvenals ſo gut zu überſetzen, und für ſeine eigenen auszugeben

[1]) In dem „Schreiben an den Profeſſor Gottſched über Mauvillons zehnten Brief in den Lettres ſur les François et les Allemands". Vgl. Critiſche Beyträge VI (1740) S. 515.

gewußt, als es unſer geſchickter Satirenſcheiber, Rachel, gekonnt hat; ihr beſter Fabeldichter, la Fontäne, hat nicht mehr eigenes, als unſer Herr von Hagedorn; und ihr großer Corneille hat noch weniger Antheil an ſeinem ſchönen Trauerſpiele, Cid, als ſich unſer große (!) Beförderer der deutſchen Schaubühne von ſeinem ſterbenden Cato aus Beſcheidenheit zugeeignet.

Da der Hieb allezeit die beſte Parade iſt, ſtellt das Vorwort nun weiter die Gewiſſensfrage, was denn die franzöſiſche Dichtkunſt für eigentümliche, d. h. ſelbſtändige Früchte und Erfolge aufzuweiſen habe. Die Antwort verrät eine ähnliche Engherzigkeit und Ungerechtigkeit der Auffaſſung, wie ſie der mittelbar angegriffene Mauvillon bewieſen hatte. Die Franzoſen hätten danach nichts anderes „eingebohrnes" in der Poeſie erſonnen, als die Bouts-rimez, das Rondeau und Virelay, kurz minderwertige Arten von Gedichten, „Abſchaum des Witzes". Ironiſch wird die Technik dieſer Tändeleien beſprochen, zum Zeichen, daß man weiß, „wie's gemacht wird"; aber mit Genugtuung ſtellt man feſt, daß man den Franzoſen gut und gerne die Ehre gönnen werde, „noch mehr dergleichen Schönheiten und Seltſamkeiten auszuſinnen". Es wird zugegeben, daß man mit dieſem Vorwurf eine Unhöflichkeit begeht. Indes hält man ſich für berechtigt dazu; und damit kommt die Vorrede auf ihren eigentlichen Kernpunkt, weil erſt kürzlich wieder ein Schriftſteller hervorgewachſen wäre,

der, ohne Fähigkeit von unſern Kräften zu urtheilen, dem Witze ſeiner Landesleute, durch die Unterdrückung des unſrigen, ein Ehrenmaal aufzurichten gedacht hätte.

Mauvillon, denn dieſer iſt gemeint, hätte damit einer ganzen Nation aufgebürdet, was nur der Fehler einiger ſchwachen Köpfe darunter ſei, und wowider die Klügſten ſelbſt eiferten. Der Deutſche aber ſei viel zu redlich, um durch Eigenliebe und Großtuerei die Verdienſte der Nachbarn in den freien Künſten zu verachten oder zu verkleinern. Der Deutſche ſchätzt das Gute, was er an einem andern wahrgenommen hat, nach ſeinem wirklichen Wert. Löbliches und Nützliches ahmt er nach, um auch für ſeine Nation einen Vorteil zu ſtiften, der ſich bei anderen gezeigt hat. Da die einheimiſche Entwicklung der ſchönen Wiſſenſchaften jedoch noch nicht ſo alt iſt, nimmt man ſich natürlich an den Vorgerückteren ein Muſter und bildet ſich danach. Daraus aber auf einen Mangel an „ſelbſtändiger Erfindungskraft" zu ſchließen, ſei ungerecht und hieße eine Tugend als Fehler auslegen.

Neben diesem nur andeutungsweise zugegebenen Ziele der „Belustigungen", Franzosen und auch Engländern die dichterische Produktionsfähigkeit der Deutschen vor Augen zu führen, stellt der Herausgeber seiner Zeitschrift noch andere bemerkenswerte Aufgaben. Zunächst gilt es, die Unterschiede zwischen der neuen und den bestehenden Monatsschriften klarzulegen. Die meisten von ihnen enthalten, wie man sagt, entweder Auszüge und Nachrichten von alten und neuen Büchern oder erzählen uns die Geschichte und Begebenheiten der Reiche, Staaten und Länder. Andere wieder, die zwar gelehrte Abhandlungen und einzelne Aufsätze sammeln, die zur Aufnahme der freien Künste und Wissenschaften etwas beitragen können, sind teils in lateinischer Sprache abgefaßt, teils haben sie der deutschen Dichtkunst und Beredsamkeit keinen Zutritt vergönnt. Höchstens haben Regeln, Kritiken, Untersuchungen, kurz theoretische Abhandlungen Platz darin, während die praktischen Proben meistenteils ausgeschlossen bleiben. Zuweilen sind allerdings die „verirrten und verstoßenen Kinder" der deutschen Dichtkunst von „gutherzigen und mitleidigen Gemüthern" in Sicherheit gebracht worden, aber sehr oft verdienten sie dann wieder ihre Errettung vor dem Vergessenwerden nicht, oder sie erschienen in ganzen Büchern und dickleibigen Bänden, so vor allem die Proben der Beredsamkeit, die vielleicht mehr gelesen worden wären, wenn man sie in kleinen Sammlungen nach und nach veröffentlicht hätte.

Diesen letzteren Nachteil will man also vermeiden und die eigenen Bestrebungen in einer neuen Art von Monatsschrift vereinigen, zu der man freilich — mit deutscher Offenherzigkeit wird die beschämende Tatsache gestanden — das Muster, „wie die Schneider den Schnitt zu unsern Kleidungen, und die Bortenwirker die Modelle zu ihren Bändern, Tressen und Spitzen", den witzigeren Nachbarn abgeguckt hat.

An das Vorbild des französischen „Mercure galant" oder „Mercure françois", der englischen „London Miscellany", „Monthly Miscellany", „Muses Mercury", „Gentleman's Magazine" oder „London's Magazine" sollen sich die „Belustigungen" äußerlich anschließen und unter den Deutschen die Liebe zu den schönen Wissenschaften zu verbreiten suchen, die, wie es den Gottschedianern schien, bei Franzosen und Engländern vermittelst solcher Schriften erreicht worden ist.

Bei einer sklavischen Nachahmung, die sich schwerlich mit dem

geplanten nationalen Streben nach innerer Unabhängigkeit gedeckt hätte, sollte es natürlich keineswegs sein Bewenden haben. Ausdrücklich werden die Abweichungen hervorgehoben, die gleichzeitig das Verhältnis der „Beluſtigungen" teils zu den „Critiſchen Beyträgen" Gottſcheds und den „Nachrichten und Anmerkungen" der deutſchen Geſellſchaft, teils zu den Zeitungen und politiſchen Monatsſchriften beſtimmen. Es ſollen demnach alle Neuigkeiten der Politik und des Tages, ferner Nachrichten von neuen Büchern ausgeſchloſſen bleiben. Ebenſo wird alles Kinderwerk, wie Rätſel, Endreime, Logogryphen, aus den Blättern verbannt. Und auch das ſoll der „Mercure françois" voraus haben, monatlich ein Trink- und Liebesliedchen mit Melodie ſeinen Leſern vorzulegen, weil — und nun folgt eine echt Gottſchediſche Begründung — die ernſthaften Deutſchen nicht ſo ſehr zum Singen aufgelegt wären, wie die luſtigen Franzoſen.

Für das, was nun aber wirklich in die Zeitſchrift aufgenommen werden ſollte, galt folgendes als oberſter Grundſatz: alle Beiträge müſſen urſprünglich deutſch und Originalarbeiten ſein. Überſetzungen werden nicht abgedruckt, weil man „hier kund machen will, wie viel der deutſche Witz vermag". Und nur inſoweit findet eine Einſchränkung dieſes Geſetzes ſtatt, als man Nachahmungen noch einen Platz einräumen will, da man dazu Witz nötig habe. Im übrigen iſt aber das Ziel der „Beluſtigungen" möglichſt weit geſteckt, damit dem Geſchmack der verſchiedenartigſten Leſer Rechnung getragen werde. So verſpricht man das Erſcheinen von

> allerhand wohlgerathenen kleinen flüchtigen Stücken, ſie mögen von einer Materie handeln, von was für einer ſie wollen, poetiſch oder proſaiſch, und entweder gedruckt oder ungedruckt ſeyn, wenn ſie nur deutſch geſchrieben worden.

Daneben ſollen auch Abhandlungen aus allen Teilen der Philoſophie und von allen Arten der freien Künſte, hiſtoriſche, kritiſche, philologiſche und andere Aufſätze darin vorkommen.

> Alle Gattungen von Schriften, die ins Reich der Dichtkunſt und Beredſamkeit können gezogen werden, als Fabeln, Dichtungen, Allegorien, Träume, Geſpräche, Schreiben, Oden, Cantaten, Schäfergedichte, Elegien, Satiren, Lehrgedichte, und Verſuche von größern Poeſien

will man aufnehmen, wenn ſie nur witzig, vernünftig und tugendhaft ſind.

Überblickt man jetzt dieſes Programm und vergleicht es mit den eingangs angeführten Gründungsmotiven, ſo vermißt man vor

allem eines: Es war behauptet worden, daß die Haupttriebfeder zur Eröffnung der „Beluſtigungen" in der bevorſtehenden Auseinanderſetzung mit den Zürichern zu ſuchen ſei. In der Vorrede lieſt man davon kein Wort. Im Gegenteil, da man vollſtändige Auszüge aus Büchern nicht bringen will, ſolange die „Critiſchen Beyträge" und die „Nachrichten und Anmerkungen" fortgeſetzt werden, und da man die Abſicht hat, keine Aufſätze einzurücken, „welche dieſe beyden Schriften ſich nach ihrer Abſicht zueignen können", ſo war damit im Grunde genommen eine ſachliche Behandlung der Streitfragen ausgeſchloſſen. Indes ein Hintertürchen hatte man ſich doch gelaſſen, indem man verſicherte, zuweilen einen beurteilenden Auszug von einem deutſchen Buche zu bringen, um das ſich die gelehrten Tagebücher nicht bekümmern, weil es nicht eigentlich zur Gelehrſamkeit gehört. Und wenn es kurz darauf weiter heißt: „Hingegen wird man Betrachtungen und Anmerkungen über allerhand Schriften, oder über beſondere Stellen und Stücke aus Büchern mittheilen", ſo iſt bereits mit dieſen Worten die zukünftige Taktik der Beluſtiger in der literariſchen Fehde gegen die Schweizer angedeutet, wie in einem ſpäteren Abſchnitt noch gezeigt werden ſoll. Jedenfalls begreift man, warum in der Vorrede wohlweislich über dieſen Teil des Programms mit Stillſchweigen hinweggegangen wird; galt es doch, der Zeitſchrift durch friedfertiges Gebahren Leſer zu gewinnen, während irgendein genauerer Hinweis auf die literariſch-polemiſchen Ziele der „Beluſtigungen" Publikum wie Autoren in ungünſtigem Sinne voreingenommen hätte.

Daß es aber dem Herausgeber darauf ankam, auch die Poeten Deutſchlands zu gewinnen, iſt aus dem Schluß ſeiner Vorrede zu erkennen. Danach ſoll den geſchickten Köpfen, welche weder Gelegenheit haben, noch deren Umſtände es zulaſſen, ganze Bände von Schriften zu verfertigen, Gelegenheit geboten werden, „ihre kleinen ſcharfſinnigen Aufſätze, die ſonſt unbekannt bleiben, oder gar verlohren gehen würden", der Welt vorzulegen und — das bleibt zwar unausgeſprochen, iſt aber zwiſchen den Zeilen zu leſen — ſich damit als Gottſchedianer zu bekennen.

Was nun die äußere Form des Erſcheinens anlangt, ſo ſollte jeden Monat ein „Stück" von ſechs Bogen herauskommen und mit dem halben Jahre ein Band geſchloſſen werden. Man wählte alſo die populäre Form der Monatsſchriften, die ſich ſchon bei den „Critiſchen Beyträgen" und anderwärts bewährt hatte, um dem

Schicksal der dickleibigen Sammlungen der Beredsamkeit zu entgehen, die nicht einmal von Liebhabern bewältigt werden konnten.

Der Titel ist, wie man angibt, in Rücksicht auf die Leser, die Verfasser und auf die vorkommenden Stücke bestimmt, offenbar aber in Anlehnung an die „Nouveaux amusements de l'esprit et du coeur" (1737) als „Belustigungen des Verstandes und des Witzes" geprägt worden [1]). Denn

> „der Witz belustiget sich an aufgeweckten Einfällen, und an sinnreichen Gedanken, und der Verstand an ernsthaften und philosophischen; beydes aber wird hier vorkommen. Belustigungen müssen keine Arbeiten seyn und nicht ermüden; und man theilet allhier auch nur solche kleine Schriften mit, von denen man dieses nicht sagen kann; sondern deren Verfasser sich bey ihrer Verfertigung belustiget haben, wie andere sich bey deren Durchlesen belustigen werden."

Damit ist also das in der Vorrede aufgestellte Programm der „Belustigungen" gekennzeichnet, soweit es seine Absichten auf Form und Inhalt betrifft. Es ließ sich schon hier an vielen Sätzen der übermächtige Einfluß Gottscheds nachweisen, mit dem sicherlich die einzelnen Punkte vorher besprochen waren, dem wahrscheinlich sogar das Vorwort zur Einsicht und Korrektur vorgelegt worden ist. Denn man muß annehmen, daß dem Diktator in allen Fragen eine letzte, definitive Entscheidung zunächst vorbehalten blieb, wenn es ihm schon nicht möglich war, die Leitung selbst zu übernehmen. Daran hinderten ihn seine mannigfachen anderen Arbeiten; konnte er ja nicht einmal die Redaktion der „Critischen Beyträge" allein bewältigen, sondern mußte Hilfskräfte dafür heranziehen. Und es war vorauszusehen, daß die Herausgabe der „Belustigungen", sollte sie regelmäßig und sorgfältig vor sich gehen, ziemlich große Anforderungen an ihren „Pflegevater" stellen würde. Dazu kam angesichts der drohenden schweizerischen Ausfälle, denen man in der

---

[1]) Die Benennung „Schwabes Belustigungen" galt als Spottname und wird von dem Herausgeber einmal ausdrücklich abgelehnt, wenn es heißt: „Es findet sich hier ein Irrthum in dem Titel. Denn die Schrift, wobey diese Vorrede ist, heißt nicht, Schwabens Belustigungen, sondern Belustigungen des Verstandes und Witzes. Dieses ist ein großer Unterschied. Der Mag. Schwabe kann sich diese Schrift nicht zueignen, indem er unter allen Verfassern, den wenigsten Antheil daran hat . . . Doch der Herr Conrector schreibt es hier nur den Herren Zürichern nach, als welche in dieser verkehrten Anführung etwas Witziges gefunden zu haben vermeynet, und es für eine scharfsinnige Spötterey wollen angesehen wissen." Vgl. Belustigungen Bd. VII Vorrede S. IX Anm. 18.

neuen Sammelschrift begegnen wollte, daß der Anschein nach außen hin möglichst vermieden werden mußte, als ob Gottsched irgendwie mit der Zeitschrift oder mit den Angriffen, die darin erfolgen sollten, in Verbindung stände. Also schon hier verrät sich des Professors nachmals oft versuchte Taktik, den Verdacht von sich abzuwälzen und seine Schüler ins Feuer zu schicken, ein Verfahren, das zwei Jahre später bei der Begründung der Hallischen „Bemühungen zur Beförderung der Critik und des guten Geschmackes" ja auch maßgebend wurde. Hieß es darum, das Schiff wenigstens scheinbar unter fremder, neutraler Flagge segeln zu lassen, so mußte dem Diktator anderseits daran liegen, einen durchaus zuverlässigen, tüchtigen, vor allem aber innerlich, womöglich auch noch äußerlich von ihm abhängigen Mann zum Redakteur zu bestellen und sich damit einen dauernden Einfluß auf die „Belustigungen" zu sichern. Es ist wahrscheinlich, daß Breitkopf zu Rate gezogen wurde und beide nun im Gottschedischen Schülerkreise Umschau nach einem geeigneten Mann hielten, von dem man erwarten konnte, daß er allen persönlichen Wünschen des Meisters wie Verlegers, als auch den verantwortungsvollen sachlichen Aufgaben gerecht werden könnte.

2. Der Redakteur.

Die Wahl fiel auf Johann Joachim Schwabe. Aus dieser Tatsache allein ist zu erkennen, daß Gottscheds Machtwort bei der Frage, wem man die Sammlung und Leitung der geplanten Zeitschrift anvertrauen sollte, den Ausschlag gegeben hat. Denn Schwabe hatte sich seit sieben Jahren die größten Verdienste um seinen Meister erworben und besaß alle Eigenschaften, die man von einem „Pflegevater der Belustigungen" verlangen mußte.

Johann Joachim Schwabe[1]) stammte aus Magdeburg, wo er am 29. September 1714 als Sohn des Juris Practicus Johann Schwabe geboren war. Über seine Jugend ist nichts bekannt. Er studierte anfangs vorübergehend in Helmstädt. Bald aber führte ihn sein Weg nach Leipzig, wo er mit acht Groschen in der Tasche gegen Mitte des Jahres 1733 angekommen sein muß. Was ihn bewog, die Pleißenstadt aufzusuchen, läßt sich leicht vermuten. Lockten ja die gleichen Hoffnungen Hunderte unbemittelter Studenten vor ihm und nach ihm an diese Universität: zahlreiche Vergünstigungen und

[1]) Allgemeine deutsche Biographie XXXIII, 162/71.

Stipendien, Aussicht auf Nebenverdienste als Hofmeister, Korrektoren und Gratulanten versprachen, über die Studentenjahre, was die äußere Versorgung anbetrifft, leichter hinwegzuhelfen. Daß er, wie so viele andere, sich vorher schriftlich an Gottsched um Unterstützung gewendet hat, ist möglich; denn man hielt bereits wenige Jahre später den Leipziger Professor allgemein für „einen Geist, der unzufrieden ist, wenn er sich nicht mit der Beförderung der Glückseligkeit anderer Menschen beschäftigen kann". Anderseits ist Gottsched gewiß schon frühzeitig auf den jungen Magdeburger aufmerksam geworden, der in einer von den „Leipziger Gelehrten Zeitungen" rühmend besprochenen Gedichtsammlung seine ersten Verse veröffentlicht hatte.

Der Amtmann zu Eichenbarleben (Magdeburg) Gottfried Behrndt, ein Anhänger Gottscheds und späterer Mitarbeiter der „Critischen Beyträge", hatte 1732 die beiden ersten Stücke seiner „Sammlung verirrter Musen" herausgegeben und darin bereits im zweiten Stück auch ein Gedicht Schwabes aufgenommen[1]). Aber auch im dritten und vierten Heft sind zwei Gelegenheitsoden in fremdem Namen, eine auf den Tod Friedrichs von Mascow und die andere auf das Geburtsfest der Fürstin Elisabeth Albertine zu Schwarzburg-Sondershausen zu lesen[2]), deren Entstehung schon in das Jahr 1731 fällt, ein Beweis, daß Schwabe noch außerhalb des Gottschedischen Wirkungskreises, wenn vielleicht auch innerlich durch die „Critische Dichtkunst" angeregt, seine ersten dichterischen Versuche gewagt hat.

Die nachweisbar erste Beziehung zwischen Lehrer und Schüler liegt in einem merkwürdig unbeholfenen, von Bescheidenheit und Ergebenheit überfließenden poetischen Briefe[3]) vor, den Schwabe am 18. Februar 1734 an Gottsched richtete. Er lautet:

Mein Lehrer!
Hier erscheint ein schlecht gerathnes Lied.
Ersieh daraus mein Herz, das eifrigst sich bemüht

---

[1]) Vgl. Bernanders Sammlung verirrter Musen, darinnen theils zerstreute, theils noch ganz ungedruckte, jedoch auserlesene Gedichte verschiedener berühmten und geschickten Personen, nebst seinen eigenen enthalten. 2. Stück S. 216 ff.: „Als der berüchtigte Pater Girard in der bekannten gewaltthätigen Sachen mit der Cadiere 1731. loßgesprochen wurde." [2]) Bernanders Sammlung verirrter Musen 3. Stück S. 276 ff. und 4. Stück S. 315 ff. [3]) Vgl. Gottscheds handschriftlichen Briefwechsel Bd. III. Fol. 24/25 Brief Nr. 394.

Ergebenheit und Dank Dir ſchuldigſt darzubringen.
Ich habe weiter nichts, als ein noch rauhes Singen,
Als einen ſtarken Trieb zur edlen Dichter Kunſt;
Und ſolches weyh ich Dir. Laß mit gewohnter Gunſt
Den ungeſtimmten Ton Dir dieſesmal gefallen.
Wird er dereinſt vielleicht in etwas reiner ſchallen
So iſt Dein Lob ſein Ziel. Doch ſollt es nicht geſchehn
So wird Dein Gütigſeyn mir doch im Herzen ſtehn.
Ja glaube, wird Dein Glück, wie Du verdieneſt, ſteigen,
Es werde ſich dabey auch ſtets erfreut bezeigen
Ew. Hochedelgebohrnen
Von Hauſe ganz gehorſamſter Diener
den 18. Febr. 1734. Joh. Joach. Schwabe.

Offenbar hat er aber bereits damals zu dem engeren Schülerkreis Gottſcheds gezählt und den Übungen der Rednergeſellſchaft beigewohnt, die einem Theologen zu jener Zeit einzig die Möglichkeit boten, ſich in der Beredſamkeit auszubilden. Die 1738 von ihm herausgegebenen „Proben der Beredſamkeit" enthalten zwei ſeiner Reden [1]): „Gott beſtrafet die Uebertreter ſeiner Geſetze auch mit willkürlichen Strafen" und die im Jahre 1736 gehaltene „Abſchiedsrede". In beiden bewegt er ſich, ebenſo wie in der beſonders gedruckten Einladungsſchrift zu einer Redeübung „Triumph der Beredſamkeit" (Leipzig 1733), ganz in den Bahnen der von Gottſched dozierten Wolffiſchen Philoſophie und der von dem Meiſter verfaßten „Redekunſt".

Es nimmt nicht weiter wunder, daß Gottſched, auf den die von Goethe geprägte Bezeichnung „Henne für Talente" ähnlich zutrifft wie auf Bodmer, den für jederlei Arbeit und Verdienſt dankbaren, zugleich aber auch fleißigen und gelehrigen Schüler, der durch Erteilen von Privatunterricht notdürftig ſeinen Unterhalt friſtete, mehr und mehr als einen literariſchen Schildknappen heranzog. So läßt er ihn ſchon 1734 D. Gottfried Lengnichs, des Profeſſors der Beredſamkeit und Poeſie in Danzig, lateiniſche Lobrede „Auf König Auguſt den Andern" ins Deutſche übertragen [2]) und vertraut ihm im ſelben Jahre eine neue, auf deutſches Verſtändnis zugeſchnittene

[1]) Proben der Beredſamkeit, welche in einer Geſellſchaft guter Freunde, unter der Aufſicht Sr. Hochedl. Herrn Prof. Gottſcheds, ſind abgelegt worden. Leipzig 1738. S. 312 ff. und S. 517 ff. [2]) Zuerſt 1734 als Einzeldruck erſchienen; 1739 abgedruckt in „Der Deutſchen Geſellſchaft in Leipzig Eigenen Schriften und Ueberſetzungen in gebundener und ungebundener Schreibart" 3. Thl. S. 611 ff.

Bearbeitung der Swiftſchen Satire „περὶ βάθους“ an. Schwabe legte eine franzöſiſche Überſetzung „περὶ βάθους οὐ l'Anti-Sublime, c'eſt à dire l'art de ramper en poéſie par Martin Scribler“ zugrunde und ging nur inſoweit über ſeine Vorlagen hinaus, als er an Stelle engliſcher Beiſpiele ſolche aus der deutſchen Literatur einſetzte. Ein ähnliches Verfahren des Zuſchneidens ausländiſcher Werke für einheimiſche Verhältniſſe, das übrigens von Schwabe für ſeine Überſetzungen zeitlebens beibehalten wurde, verrät die Herausgabe von „Carl Rollins Anweiſung, wie man die freyen Künſte lehren und lernen ſoll“ [1]), die Gottſcheds vollſten Beifall fand und in den „Critiſchen Beyträgen“ mit nachſtehendem Lob bedacht wurde:

> Wem die Proben bekannt ſind, welche der Herr Ueberſetzer von ſeiner Geſchicklichkeit im Ueberſetzen, und von ſeinem Reichthume in der deutſchen Sprache ſchon gegeben hat, der wird ſich auch von gegenwärtiger Ueberſetzung ſchon zum voraus viel gutes haben verſprechen müſſen [2]).

Nachdem Schwabe durch dieſe „ſelbſtändigen“ literariſchen Verſuche die für eine Aufnahme unerläßliche „Geſchicklichkeit“ bewieſen hatte, trat er am 7. April 1736 in den Kreis der Deutſchen Geſellſchaft. Und damit begann ſeine eifrige Mitarbeiterſchaft für die „Critiſchen Beyträge“ und für die von der Geſellſchaft herausgegebenen Sammelbände. Er verfaßte für Gottſcheds Zeitſchrift grammatiſche Abhandlungen und Kritiken, las zugleich Korrekturen und bekam einen erſten Einblick in die Tätigkeit eines Redakteurs.

Die Aufnahme in die deutſche Geſellſchaft war aber auch inſofern bedeutungsvoll für ſeine Entwicklung, als ſeine Dichtungen durch die Kritik der Mitglieder im Gottſchediſchen Sinne geleitet, ſprachlich gefeilt und inhaltlich beeinflußt wurden. Er hatte deshalb etwas voreilig geſprochen, wenn er in der Vorrede zu Swifts Abhandlung vom Bathos verſicherte: „Ich bin kein Poet, werde es vielleicht auch wohl nicht werden.“ Denn es war kaum ſeine Zugehörigkeit zu der Geſellſchaft allein, die ihn veranlaßte, öfters ein Gelegenheitsgedicht auf hohe Gönner, Freunde oder Bekannte anzuſtimmen. Der 1738 herausgegebene zweite Band der „Oden und Cantaten“ enthält in ſeinen vier Büchern zwölf Oden und vier

---

[1]) Der genauere Titel lautet: Carl Rollins Anweiſung, wie man die freyen Künſte lehren und lernen ſoll, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Mag. Johann Joachim Schwabe. Leipzig 1738 in vier Theilen. [2]) Vgl. Beyträge zur critiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache, Poeſie und Beredtſamkeit (1732/44) Jahrg. 1738, 18. Stück, S. 310.

Kantaten aus Schwabes Feder, die meiſten darunter auf Beſtellung, in fremdem Namen „verfertigt“ für Hochzeiten und Geburtstage hoher Fürſtlichkeiten, daneben Trauergedichte und Gratulationscarmina für Magiſterpromotionen und Tauffeſtlichkeiten. Es wirft ein bedenkliches Licht auf die handwerksmäßige Art ſeiner Gratulantenpoeſie, wenn er, freilich im ſchönſten Einklang mit der Leipziger Kaſualdichtung jener Tage, in der Ode „Auf die Liebesverbindung Herrn Hollens mit der älteſten Jungfer Müllerin“ [1]) das Bekenntnis ablegt:

Ey! Was würdeſt du wohl denken,
Wollt' ich dir, verknüpftes Paar!
Ich, der ſonſt ein Dichter war,
Keinen Vers zur Hochzeit ſchenken?
Hab ich können vielmals ſingen,
Wo mich eben nichts erregt!
Wie viel leichter wirds gelingen,
Wo mich Lieb und Schuld bewegt.

Indes dürfte man von Schwabes lyriſcher Produktion ein falſches Bild gewinnen, würde man nur dieſe Dichtungsart heranziehen. Unter ſeinen Kollegen genoß er gewiß nicht mit Unrecht einen beſonderen Ruf als Elegiker, und dies wohl hauptſächlich auf Grund ſeiner ganz anerkennenswerten und von den Zeitgenoſſen viel gerühmten „Klage Germaniens über den Tod des großen Helden Eugenii“ [2]). Die verhältnismäßig beſten ſeiner Verſe aber finden wir außerhalb der Gottſchediſchen Sammlungen. Die ſchon genannte „Anthologie“ Bernanders enthält auch in ihren übrigen Stücken einige recht formgewandte, ſprachlich glatte Gedichte [3]), die durch ihre leicht individuelle Färbung und jugendliche Friſche Dichtungen anderer Gottſchedianer in jenen Jahren fraglos übertreffen. Auf zwei von ihnen ſei kurz hingewieſen: einmal auf die Ode „Per aſpera ad aſtra“ (vgl. III. St. S. 308/11) mit ihren lebensfreudigen Eingangszeilen:

Friſch gewaget, tapfer dran!
Biegt das Ungemach zurücke.
Wer iſt, der euch hindern kan?
Kühnen Seelen hilft das Glücke . . .

[1]) In „Der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig Oden und Cantaten“, Leipzig 1738. III. Buch 27. Ode S. 386 ff. [2]) In „Der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig Eigenen Schriften und Ueberſetzungen“, III. Thl. (1739) S. 14 ff. [3]) Bernanders Sammlung verirrter Muſen, II, 216 ff. III, 276 ff., 308 ff. IV, 315 ff., 320 ff. V, 464 f., 471 ff., 475 ff. VII, 663. VIII, 699 ff., 761 ff., 764 ff.

und zum andern auf das wehmütige Sonett: „Die Zeit entdeckt was Sorgen seyn“ (V. St. S. 464/65), von dem die elegischen Schlußstrophen angeführt zu werden verdienen:

Nun sieht die Sehnsucht oft auf das entflohne Glück;
Nun ruft mein nasser Wunsch die erste Zeit zurück,
Die mir so tief verhüllt wie scharf die Sorgen spornen.

Allein der Wunsch verfliegt; Ich kenne meine Pein,
Und muß von diesem Satz ein banger Zeuge seyn:
Die Zeit, die Rosen bringt, bringt auch gespitzte Dornen.

Daß sich Schwabe als Dichter auch sonst des Beifalls seiner Zeit erfreuen durfte, beweist die Komposition mehrerer seiner Gedichte in der Gräfeschen „Sammlung verschiedener und auserlesener Oden“ [1]) und die Aufnahme einzelner Lieder in die Landesgesangbücher [2]).

Trotz dieser vielseitigen Tätigkeit blieb ihm noch Zeit, auf einem Gebiete die praktischen Erfahrungen zu sammeln, denen er in erster Reihe den Redakteurposten der „Belustigungen“ und damit den schönsten Erfolg seines Lebens dankte. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß er die ersten journalistischen Anregungen gelegentlich seiner Mitarbeiterschaft an den „Critischen Beyträgen“ durch Gottscheds Vermittlung erhielt. Bald aber bestrebt er sich, nach der journalistischen Seite hin wenigstens äußerlich eine gewisse literarische Selbständigkeit zu erringen. Und dies versucht er auf dem gegen Ende der dreißiger Jahre gangbarsten Weg zu erreichen, indem er im Januar 1738 mit der Herausgabe der moralischen Wochenschrift „Der Freymäurer“ (Leipzig, bei Breitkopf) begann, zu deren Begründung allerdings wiederum der Verkehr in Gottscheds Kreis und die dort unter Manteufels Protektion stetig wachsenden alethophilischen Bestrebungen den inneren Anstoß gegeben haben müssen.

Am 4. Januar erschien das erste Stück, am 5. Januar bereits wendet sich Schwabe in einem pseudonymen Doppelschreiben [3]) an das gelehrte Paar in Leipzig. Indem er eine Freimaurergesellschaft

[1]) (J. F. Gräfes) Sammlung verschiedener und auserlesener Oden, zu welchen von den berühmtesten Meistern in der Musik eigene Melodeyen verfertiget worden, besorgt und herausgegeben von einem Liebhaber der Musik und Poesie. Halle, vier Theile 1737/43. Vgl. 3. Thl. Nr. 23. 4. Thl. Nr. 21 und 29. [2]) Z. B. in Mehlhorns Gesangbuch (1741) Nr. 664: „Erneuert Euch im Geist ihr Christen.“ [3]) Vgl. Gottscheds handschriftlichen Briefwechsel Bd. IV. Fol. 241/42 und 243/44. Brief Nr. 737/38.

vorgibt, deren Sitz nach Halle verlegt ist, ersucht er Gottsched um eine Kritik:

> weil sie nun itzo in Deutschland fast niemand wissen, als Ew. Hochedelgebh., der von dergleichen Art Schriften ein richtiges Urtheil fällen könnte, und sie in Denenselben einen so großen Weltweisen als Sprachkundigen verehren.

Daran knüpft man die Bitte um einige Aufsätze von „Dero gelehrten Feder" zur Aufnahme und Zierde der Zeitung. Im Vorgefühl der eigenen Schwäche sehen sich die „Freymäurer" gezwungen, auch die Gottschedin „zur Erhebung der Blätter" um Beiträge anzugehen, damit das Feuer der Mitarbeiter nicht erkalte. Das Schreiben schließt mit dem bescheidenen Bekenntnis:

> Wollen Madame uns die Ehre erweisen, und einige Aufsätze von Dero scharfsinnigen Feder mittheilen: So würden solche zum Unterrichte und Vergnügen unserer Leser vielmehr beytragen können, als unsere eigene Arbeit.

Wie aus zwei weiteren mit M. W. L. S. R. B. unterzeichneten Briefen vom 13. Februar 1738 hervorgeht[1]), hatte die Wochenschrift den Beifall Gottscheds gefunden. Bemühten sich doch die Blätter, durch Sprachreinheit und Verbreitung Wolffischer Ideen auf die Höhe der „Tadlerinnen" und des „Biedermanns" zu kommen. Zwar hatte das erste Stück vom 4. Januar 1738 nach einer Widmung „An den alten Freymäurer Sokrates" angekündigt, man wolle im folgenden die Geheimnisse der Freimaurer öffentlich preisgeben, aber in Wirklichkeit handelte es sich nur darum, durch Titel und Vorrede Spannung zu erregen und Käufer anzulocken. Inhaltlich beschränkten sich Schwabe und seine Mitarbeiter, wie ausdrücklich eingestanden wird, auf eine Nachahmung des englischen „Spectator". Man lieferte wöchentlich eine der „Dissertationes morales et Satyricae", wie sie der Herausgeber selbst einmal nennt, wenig selbständig, aber in reiner, flüssiger Schreibart abgefaßt. Dabei kam man natürlich nicht weit über das Durchschnittsniveau der moralischen Wochenschriftenliteratur hinaus. Zur Ostermesse 1738 wird Schwabe seinem Versprechen nach die Maske gelüftet haben. Und als schließlich die Gottschedin ihre Übersetzung des „Spectator" plante, den man gleichfalls ein Werk der Freimaurer genannt hatte, bricht das Journal ab. Nur ein Jahr lang hatte es sein Leben gefristet. Aber das eine war dadurch für Schwabe erreicht: er hatte sich als selbständiger

[1]) Vgl. Gottscheds handschriftlichen Briefwechsel Bd. IV. Fol. 265/66 und 267/68. Brief Nr. 748/49.

Redaktor in den Augen maßgebender Persönlichkeiten ausgewiesen, denen es wohl zuzuschreiben ist, daß ihm Otto Menke nach der Abreise Steinwehrs die Leitung der „Neuen gelehrten Zeitungen" 1739 bis 1742 überließ, die von nun an wieder in freundlichere Beziehungen zu dem Exsenior der Deutschen Gesellschaft traten, nachdem sie unter Steinwehr den Bestrebungen Gottscheds ziemlich kühl gegenübergestanden hatten. Mochte es sich nun auch bei der Abfassung der „Gelehrten Zeitungen" mehr um eine ziemlich mechanische Sammel- und oberflächliche Rezensententätigkeit handeln, so bedeutete sie doch zum mindesten eine gewisse äußere journalistische Schulung, die Schwabe später wohl zu statten kommen konnte.

Daß er dem Zeitschriftenwesen jener Jahre auch ein theoretisches Interesse entgegenbrachte, beweisen zwei Stellen aus dem Briefwechsel, den Bodmer und Gottsched miteinander geführt haben. Am 16. Mai 1739 fragt Bodmer nämlich in Leipzig an, ob Gottsched nicht einen von seinen Untergebenen vermögen wollte, ein ausführliches Verzeichnis von allen den moralischen Wochenschriften zusammenzutragen, die seit dem „Patrioten" nach der Art des „Spectator" geschrieben worden seien. Gottsched antwortete darauf in einem P. S. zu seinem Briefe vom 30. Oktober 1739:

> Es ist hier wohl jemand, der viele Nachrichten von den wöchentlichen Sittenschriften gesammlet hat; der aber auch selbst die Ehre haben will, selbige ans Licht zu stellen. Es ist M. Schwabe, einer meiner gewesenen Lehrlinge.

Schwabe hat das Verzeichnis nicht veröffentlicht, aber das 116 Quartseiten starke, beiderseitig beschriebene Manuskript[1]) ist erhalten und führt den Titel: „Brevis Notitia Alphabetica | Ephemeridum Literariarum et aliorum quorundam | Scriptorum ejusmodi Diurnorum Hebdomadariorum | Menstruorum Anniversariorumque | Aucta et ad Annum MDCCXLVII continuata | A | Jo. Joachimo Schwabio." Es ist eine ziemlich lückenhafte Zusammenstellung deutscher, lateinischer, französischer, italienischer, englischer und holländischer periodischer Schriften mit genauer Angabe des Verfassers, der erschienenen Bände, der Zeit, des Erscheinungsortes und mit lateinisch abgefaßten Bemerkungen, die jedes Journal in Kürze charakterisieren[2]). Aber auch hinter all den journalistischen Bemühungen

[1]) In der Stadtbibliothek zu Bern: Mss. Hist. Helv. VI. 30. [2]) Etwa so: „Der Biedermann, Leipz. 1729. in 4. Incoeptum hoc diarium morale atque Satiricum d. 1. Maii 1727. et c. dissertationibus continuatum ad IV. April. 1729. Autore Jo. Christoph. Gottschedio."

Schwabes verrät sich deutlich die Anregung des Meisters, der ihn auf die Bearbeitung eines Feldes verwies, für dessen Bestellung er selbst, wie schon gesagt wurde, dauernde Anteilnahme zeigte.

Daß der jugendliche Eifer Schwabes, im großen wie im einzelnen die Gottschedischen Reformpläne in betriebsamer literarischer Handlangerbereitschaft verwirklichen zu helfen, auch eine persönliche Annäherung der beiden Männer zur Folge hatte, ist ganz natürlich, zumal da sich der Jünger zu allerlei Huldigungen für seinen Lehrer hergab, die gewiß ihre Wirkung nicht verfehlten. Jedes wichtigere Ereignis benutzt er, seinen Protektor anzusingen. Als Gottsched 1735 abreist, seine Braut zu holen, feiert Schwabe den Tag in einer Ode[1]):

Gottsched, meiner Musen Freude;
Gottsched, unsrer Dichter Zier,
Holt sich seines Herzens Weide,
Holt die Braut, und reist von hier.

Und als das junge vermählte Paar in Leipzig eintrifft, wird eine Kantate des Getreuen bei einer Abendmusik aufgeführt[2]). Wie er Gottsched beim Antritt der ordentlichen Professur am 18. Februar 1734 durch ein Schäfergedicht[3]) verherrlichte, so ließ er auch schwerlich einen Geburtstag vorübergehen, ohne ihm ein Gratulationscarmen darzubringen. Und so erfüllte er wirklich das Versprechen, das er ihm einst in seinem ersten Gedicht gegeben hatte: als höchstes Ziel seiner Dichtungen das Lob des verehrten Gönners anzusehen.

Seine Anhänglichkeit konnte also für ebenso erprobt gelten, wie seine wissenschaftlichen Fähigkeiten, und es gehörte demnach nicht allzuviel dazu, wenn Gottsched seiner jungen Frau kurz nach den Flitterwochen von ihm lateinischen Privatunterricht erteilen ließ. Sicher hatte Schwabe allen Grund, mit seiner gelehrigen Schülerin zufrieden zu sein, die ihre Fortschritte dem Lehrer durch Geschenke und Unterstützungen dankte. So schreibt er ihr einmal in einem lateinischen Brief vom 26. April 1738[4]):

Ipse mihi gratulor, talem in Te nactum esse discipulam, excusabis verbum Te indignum, qualem mihi doctorem exoptare non erubescerem. Tibi ipsi non mihi, si quos feci sti, feci sti autem magnos, in Romanorum elegantiis profectus referas.

---

[1]) Abgedruckt in „Der deutschen Gesellschaft Oden und Cantaten", IV. Buch. 30. Ode S. 551 ff. [2]) Ebenda IV. Buch. 1. Kantate S. 555 ff. [3]) Bernanders Sammlung verirrter Musen. 8. Stück. S. 699 ff. [4]) Gottscheds handschriftlicher Briefwechsel. Bd. IV. Fol. 344/45. Brief Nr. 785.

Nebenbei fand sich wohl mitunter ein Plauderstündchen, in dessen Verlaufe Schwabe die junge Frau Professor über allerlei Leipziger Gelehrten- und Literatenklatsch auf dem laufenden hielt und ihr dadurch vielleicht die bekannte Abneigung gegen die Deutsche Gesellschaft und den Literatursalon der Frau von Ziegler unmittelbar beibrachte.

Das größte Vertrauen erwies ihm Gottsched aber, als er ihm 1736 „auf sein Ansuchen" die Herausgabe seiner Gedichte erlaubte [1]). Schwabe erfüllte die Aufgabe, zu deren Lösung er also berechtigter war, als Gottsched einst bei der Edition der Verse seines Lehrers Pietsch, ganz im Sinne seines Meisters, ja zeigte sich sogar in der Auffassung mancher kritischen Gesetze noch einseitiger und engherziger als der Diktator selbst, wie die Gründe beweisen, denen zufolge er Epigramme, Satiren und Schäfergedichte in die Sammlung nicht aufnahm. Gottsched wurde natürlich wegen einiger Stücke, sonderlich derer in fremdem Namen, zu Rate gezogen. Der tägliche Umgang der beiden Männer setzte den Herausgeber instand, wie er in der Vorrede sagt, viele Stücke mit einzurücken, die ihm sonst wohl nicht zu Gesicht gekommen wären; anderseits behauptet er aber auch, unterschiedene Gedichte in den Händen gehabt zu haben, die der Herr Verfasser selbst nicht mehr besaß, alles Beweise genug, in wie vertrauten Beziehungen sie zueinander standen. Dem gegenüber wollte es nicht viel bedeuten, wenn er die Blicke des Publikums noch auf einen anderen Wirkungskreis des Leipziger Diktators lenkte und für dessen Ruhm Sorge trug, indem er 1738 die rhetorischen Arbeiten der Gottschedischen Rednergesellschaften sammelte und bei Breitkopf in Druck gab.

Daß Schwabe jenen am 20. Juni 1738 von der Deutschen Gesellschaft aufgesetzten verhängnisvollen Brief, der dem bisherigen Senior die erbetene Entlassung überraschenderweise zubilligte, notgedrungen als Sekretär unterzeichnen mußte, mag wohl das Verhältnis zu seinem Protektor nicht getrübt haben. Schwer genug wird ihm jedenfalls die Unterschrift gefallen sein, besonders auch aus dem Grunde, weil gerade er der Verfasser jener Rezension in den „Critischen Beyträgen" [2]) war, die den Anstoß zu Steinbachs Angriffen gegen Gottsched und damit die Veranlassung zur Niederlegung des Seniorats gegeben hatte.

[1]) Herrn J. Chr. Gottscheds . . . Gedichte, gesammelt und herausgegeben von J. J. Schwabe, Leipzig 1736. [2]) Critische Beyträge IV, 190 ff.

Überblickt man nun Schwabes Leben bis zum Jahre 1741, so fällt vor allem seine rückhaltlose innere wie äußere Abhängigkeit von seinem Lehrer auf, die er in einem Schäfergedicht[1]) offen eingesteht, wo er von Gottsched-Prutenio schreibt:

Doch ward Prutenio mir mehr und mehr geneigt,
Und hat mir hier und dar manch kleines Glück gezeigt.
Darum vergnügt es mich, wenn sich sein Wohlstand mehret,
Denn er wird stets von mir geliebet und geehret.

Alles in allem war er demnach ein Erzgottschedianer in seiner dichterischen, journalistischen und wissenschaftlichen Produktion. Was ihn aber in den Augen des Diktators besonders geeignet für den Redaktionsposten der „Belustigungen" erscheinen ließ, war, abgesehen von seinen Fähigkeiten, die er in den letzten Jahren tatsächlich bewiesen hatte, das äußere Verhältnis dankbarer Anhänglichkeit, das eine gewisse Sicherheit dafür bieten konnte, daß die Zeitschrift bei ihren vielseitigen Aufgaben im Leipziger Geiste geleitet wurde. Mit einem Renegatentum frühreifer Schüler, über das Gottsched einige Jahre später so trübe Erfahrungen sammelte, brauchte er damals noch nicht zu rechnen.

Persönliche Beziehungen waren es ferner, die Schwabe auch in der Meinung des Verlegers für die ihm zugedachte Stellung qualifizierten. Seit Jahren war er im „Goldenen Bären" ein- und ausgegangen als Korrektor und Herausgeber mehrerer Werke, die bei Breitkopf erschienen; er hatte dem Sohne des Hauses Privatunterricht erteilt und ihn für die Universität vorbereitet, hatte an den freudigen und traurigen Stunden der Familie warmen Anteil genommen und seinem Mitgefühl in mehr als einem Gelegenheitsgedicht Ausdruck gegeben[2]). Beinahe könnte es sogar scheinen, als ob ihn eine tiefere Herzensneigung zu der frühverstorbenen Tochter Johanna Christiania an das Haus gefesselt habe, wenn man aus der empfindungsvollen Trauerode auf ihren Tod[3]) einen Schluß ziehen darf, wo die letzte Strophe heißt:

Doch, ihr Dichter! sollt es lesen;
Euch entdeck ich noch mein Herz.
Hannchen ist mir werth gewesen.
Schweig doch zeitig, erster Schmerz!

---

[1]) Bernanders Sammlung verirrter Musen. 8. Stück S. 699 ff. [2]) Ebenda. 9. Stück S. 809 ff. [3]) Der Deutschen Gesellschaft in Leipzig Oden und Cantaten. III. Buch, 36. Ode, S. 418 ff.

Ich will ihr ein Denkmaal ſtiften,
Wo man mich ſoll weinen ſehn.
Möchte das von meinen Schriften
Einſt dem Staube nur entgehn!

Es iſt demnach anzunehmen, daß auch Breitkopf ſeinen Wünſchen als praktiſcher Geſchäftsmann gegenüber von Schwabe Gefügigkeit und Bereitwilligkeit erwarten und demzufolge mit ihm als Redakteur zufrieden ſein konnte.

Soviel ſoll aber denn doch anerkannt werden: manches von dem, was Schwabe nach Gottſcheds und Breitkopfs Maßſtab als Leiter der Zeitung befähigte, war, auch objektiv beurteilt, für dieſe Stellung bedingungsloſe Vorausſetzung, ohne die er ſeiner Aufgabe niemals gewachſen geweſen wäre. Seine langjährige und vielſeitige Beſchäftigung hatte gezeigt, daß er in allen Sätteln literariſcher Tätigkeit feſt war, und vor allem hatte er eine umfaſſende journaliſtiſche Praxis hinter ſich, die dem Unternehmen höchſt förderlich ſein konnte und wurde. Dazu kam noch das eine: er ſtand der jüngeren Generation ſchon an Jahren näher, als Gottſched ſelbſt, zu dem die Studenten damals noch in achtungsvoller Scheu aufſahen. Offenbar hat Schwabe mit einigen aus ſeinem ſpäteren Mitarbeiterſtab freundſchaftlich verkehrt, etwa mit Käſtner und Gärtner. War er ja doch trotz ſeiner gedrückten Lebensverhältniſſe, ſeiner pekuniären Abhängigkeit und der damit notwendig verbundenen Unſicherheit und Ängſtlichkeit den Freuden geſelligen Lebens nicht abgeneigt. Auch war er damals noch nicht der verknöcherte, gelehrte Junggeſelle, als der er uns ſpäter entgegentritt, ſondern konnte im Kreiſe fröhlicher Freunde den Becher ſchwingen und mit der Jugend jung ſein. Er empfindet nicht nur das „Verlangen zu lieben“ und fürchtet, daß „der Frühling ſeiner Tage wie der Jahre Herbſt vergeht“, ſondern kann ſich ſogar gelegentlich zu einem Trinklied aufſchwingen, in dem Humor und Daſeinsfreude in vollen Tönen hervorbrechen, Stubengelehrtheit und Bücherſtaub aber verlacht werden. Das Lied iſt ſo friſch und ungottſchediſch, daß ich doch zwei Strophen davon anführen möchte[1]):

Ein Trinklied.

Was ſäumet, ihr Brüder, die Gläſer zu füllen!
Die nöthigen viere ſind kaum erſt geleert.
Verdammt ſey das Streiten um Wolfiſche Grillen,
Als welches nur auf das Catheder gehört!

[1]) (J. F. Gräfes) Sammlung verſchiedener und auserleſener Oden. IV, 21.

Am Tiſche, beym Safte gekelterter Reben,
Da laſſet die Logien insgeſamt leben;
Doch hier ſie zu lehren, iſt thörigt gethan;
Drum greifet zur Flaſche, ſchenkt ein und ſtoßt an.

Noch hat uns kein grübelnder Leibnitz entdecket,
Aus was für Monaden der Rheinwein beſteht.
Doch hab ich im Koſten recht ſinnlich geſchmecket,
Daß über den Krätzer er weit ſich erhöht.
Wie könnt ich aus dieſer Erfahrung nicht ſchließen,
Wir müßten hier herbe, dort ſüßre genießen:
Sagt, ob man die Schlüſſe nicht billigen kann;
Drum greifet zur Flaſche, ſchenkt ein und ſtoßt an.

Ebenſo konnten ihm die Jüngeren mit berechtigter Achtung entgegenkommen; fiel doch ein Strahl vom Glanze des Meiſters auch auf das Haupt des Lieblingsſchülers. War ihnen ja ferner der Siebenundzwanzigjährige an praktiſchen Erfahrungen weit überlegen und genoß in Fachkreiſen auf Grund ſeiner literariſchen Leiſtungen Anſehen und Ruhm, ſo daß die Mitarbeiter dem Redakteur vollſtes Vertrauen ſchenken und ihn in allen einſchlägigen Fragen als Autorität anerkennen durften, ſolange ſie ſelbſt noch unter dem Bann Gottſcheds ſtanden.

Bereits 1736, als Schwabe am 16. Februar die höchſte Würde in der Weltweisheit erlangte, hatte einer ſeiner Kollegen, Johann Harboe den jungen Magiſter mit folgenden Worten gefeiert[1]):

Die Größe und Menge ihrer Vollkommenheiten würden mir den reichſten Ueberfluß zu reden an die Hand geben; und es ſollte mir nicht ſchwer fallen, etliche Bogen mit ihrem Lobe anzufüllen. Ich könnte ihren unermüdeten Fleiß, in der Erlernung der geoffenbarten Wahrheiten, und ihre Einſicht in die philoſophiſchen Wiſſenſchaften erheben; ich könnte zeigen, daß ſie die Regeln der Dichtkunſt vollkommen inne haben, und daß ſie ſchon durch öffentliche Proben gezeiget, wie geſchickt ſie dieſelben anzuwenden wiſſen; ich könnte ihre rühmlichen Bemühungen in der Unterſuchung unſerer deutſchen Sprache, und ihre Fertigkeit in den Sprachen fremder Völker loben; ich könnte inſonderheit die Munterkeit ihres Geiſtes, die Lebhaftigkeit ihres Ausdrucks, den Ueberfluß an Wörtern und Gedanken, und die Annehmlichkeit ihres Vortrages rühmen, welche ein jeder von uns ſo oft geſehen, und ſo oft bewundert hat, als ſie unter uns zu reden aufgetreten ſind.

Zieht man davon auch das bei ſolchen Feſtreden übliche Maß Lobhudelei ab, ſo bleibt trotzdem genug, um ein richtiges Urteil über das Anſehen Schwabes bei ſeinen Altersgenoſſen zu gewinnen,

[1]) Proben der Beredſamkeit, a. a. O. S. 410.

wenn man gar bedenkt, daß seine wirkungsvollsten Leistungen in die Jahre 1736 bis 1740 fallen. Eben hatte er Aussicht, noch auf einem von ihm bisher nicht betretenen Gebiete Lorbeeren zu sammeln; seine Übersetzung der Voltaireschen „Zaire" war vollendet und sollte in einigen Monaten (Oktober 1741) mit der Neuberin in der Titelrolle zum erstenmal über die Bühne gehen[1]).

Es ist also begreiflich, daß man ebenfalls in den Kreisen der Leipziger Mitarbeiter mit der Besetzung des Redaktionsstuhls zunächst zufrieden war, obgleich es den Einsichtigen und Entwicklungsfähigen unter ihnen, vorausgesetzt, sie kannten ihren künftigen „Pflegevater" auch als Menschen, nicht verborgen bleiben konnte, daß in Schwabes Wahl trotz seiner unzweifelhaften Verdienste und Fähigkeiten eine Gefahr lag. Eine kräftige, zielbewußte, selbständige Leitung der Zeitschrift auf eigenen Bahnen konnte man von einem zwar leicht beeinflußbaren, aber parteiischen Manne, der mit der Gunst Gottscheds stand und fiel, keineswegs erwarten. Wie sich Schwabe von Gottsched lenken ließ, ebenso konnte er sich vorübergehend der neuen Einflüsse seiner Mitarbeiter nicht erwehren. Und dieses haltlose Hin-und-herschwanken zwischen Gottsched, dem Verleger und der jüngeren Generation brachte in die Redaktion der „Belustigungen" und damit in die gesamte Zeitschrift einen Riß, der sich durch alle Bände hindurchzieht und schließlich zur Auflösung des Unternehmens führen mußte. An eine Einheitlichkeit der Leitung und des Inhalts ist also nicht zu denken, so interessant auch gerade dadurch die „Belustigungen" als zwiespältiges Dokument eines halben Jahrzehntes werden.

3. Der älteste Mitarbeiterstamm.

Mit der Feststellung des Programms, das dem journalistischen Unternehmen zugrunde liegen wird, wie auch mit der Bestimmung eines Redakteurs, der die vielfachen Fäden in seiner Hand vereinigen soll, kann allein eine Zeitschrift noch nicht ins Leben gerufen werden. Gewiß wird jeder Herausgeber über den erforderlichen Optimismus verfügen, daß die Ziele seines Werkes in sich die Kraft haben, Liebhaber zu erwecken und Mitarbeiter zu werben. Indes verläßt er sich ausschließlich darauf, kann schon das Zustandekommen des ersten Heftes scheitern, wenn er es nicht gerade, was wohl zuweilen vor-

[1]) Vgl. Belustigungen I, 478.

kommen mag, nur mit eigenen Aufsätzen anfüllen will. Schwabe konnte jedoch unmöglich so bei dem ersten Stück der „Belustigungen" verfahren, die zeigen sollten, was der deutsche Witz vermochte. Zwar hatte er noch Gottsched und dessen Frau als Hilfskräfte in Bereitschaft; sie lieferten auch in der Tat für den „Heumonat" je einen Beitrag. Aber damit war immer noch wenig erreicht. Gewiß konnte der Leipziger Professor der Redaktion eine ansehnliche Menge Einsendungen zur Verfügung stellen, aber da die Eröffnungsblätter die Verwirklichung der in dem Vorwort mitgeteilten Absichten darstellen sollten, also an bunter Abwechslung und künstlerischem Wert nichts zu wünschen übrig lassen durften, so mußte man zunächst bei der Auswahl sehr vorsichtig zu Werke gehen.

In der Vorrede erging an alle munteren und verständigen Köpfe Deutschlands das Ersuchen, die „Belustigungen" durch ihre Aufsätze zu fördern und ihre „wohlgerathenen Proben von der Stärke ihres Geistes und der Gründlichkeit ihres Verstandes" einzusenden, weil es gerade darauf mit ankam, unbekannte Autoren ans Licht zu ziehen. Wohl war zu erwarten, daß dieser Aufruf unter den deutschen Schriftstellern und Dichtern nicht ungehört verhallen würde, aber wer konnte mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß die Einsendungen teils dem Programm entsprachen, teils Anspruch auf allgemeinen Beifall machen konnten. Darum mußte Schwabe, wie er auch in seiner Einleitung zugibt, vor Beginn der Monatsschrift einigen „geschickten Köpfen" in Leipzig, d. h. natürlich einigen Vorzugsschülern Gottscheds, den Plan zu dem neuen Unternehmen bekannt geben, sie zur ständigen Mitarbeiterschaft auffordern und sich damit einen festen Stamm zuverlässiger, tüchtiger Helfer in Leipzig sichern, der regelmäßig Beiträge lieferte und jederzeit, wenn es sich nötig machte, zur Verfügung stand. Diese feste Garde zusammenzubringen, bot wenig Schwierigkeiten; denn nur der engste Jüngerkreis, der sich in den Rednergesellschaften und praktischen Übungen des Meisters vereinigte, kam bei der Auswahl in Betracht. Hier trafen sich ja alle die literarisch interessierten Studenten und fanden die seltene Gelegenheit, unter der Aufsicht eines weitberühmten Fachmannes gegenseitig ihre Aufsätze zu kritisieren, sich in der Sprache und auf allen Gebieten dichterischen Schaffens fortzubilden. Einmal durch den Lehrer zu selbständigen Versuchen ermutigt, genügte es den Besten unter ihnen auf die Dauer nicht, ihre Arbeiten von Gottsched gelobt zu hören oder sie seiner Gemahlin vorlesen zu

dürfen, sondern sie verlangten nun ihrerseits, die Manuskripte gedruckt und einer öffentlichen Kritik ausgesetzt zu sehen. Der Mangel an Publikationsorganen, der fraglos empfunden worden ist — sonst hätten manche Mitarbeiter nicht Gedichte und Abhandlungen einrücken lassen, deren Entstehung um Jahre zurücklag —, war jetzt sicherlich die Veranlassung, daß die begabtesten und eifrigsten Anhänger das Anerbieten Schwabes, als regelmäßige Beiträger die „Belustigungen" zu unterstützen, in freudiger Dankbarkeit ergriffen. Daß ihnen auch eine finanzielle Entschädigung in Aussicht gestellt wurde, ist als wahrscheinlich anzunehmen; sie mag, da die meisten mit materiellen Sorgen zu kämpfen hatten, eine Verlockung mehr gewesen sein, sich anwerben zu lassen[1]).

Als einen Ersatz für die Veröffentlichung ihrer Gedichte müssen einige unter ihnen damals den poetischen Wettstreit angesehen haben; man scheint sich dafür zeitweilig zu kleinen Dichterklubs zusammengeschlossen, als obersten Richter aber Gottsched eingesetzt zu haben. Johann Friedrich Kopp aus Freiberg, der durch Vermittlung Gottscheds in einen Briefwechsel mit Johann Elias Schlegel über den Entwurf zu einem Lucretiadrama getreten war[2]) und offenbar durch Schlegel auch mit anderen jungen Leipziger Poeten in Verbindung gekommen ist, hat einmal die Übersetzung einer Ode sich und vier Freunden als Preisthema gestellt[3]). Kopp schreibt darüber am 9. Januar 1741 aus Dresden an Gottsched[4]):

> Ewr. Hochedelgebohrne Magnificenz haben mich Denenselben durch die gütige Beurtheilung der von mir überschickten 5 Uebersetzungen aufs neue verbindlich gemacht, und erkenne ich die damit gehabte Bemühung zuförderst mit gehorsamsten Danke. Wir hätten allerdings keinen fähigeren Richter in unserm poëtischen Wettstreite erwählen können, als Ewr. Hochedelgebohrne Magnificenz . . .

---

[1]) Der Ladenpreis der acht Bände „Belustigungen" betrug acht Reichstaler, der des einzelnen Stückes zwei Groschen. Da der Löwenanteil dem Verleger gehörte, Schwabe für seine Arbeit auch eine Entschädigung verlangte, kann für die Mitarbeiter nicht viel geblieben sein. Der Bremer Verlagsbuchhändler Sauermann z. B. zahlte dem Herausgeber der „Neuen Beyträge" einen Gulden für den Bogen, also sechs Gulden für ein Monatsheft. Mehr wird Breitkopf wohl auch nicht gegeben haben. [2]) Vgl. Gottscheds handschriftlichen Briefwechsel. Bd. VIa. Fol. 293, Brief Nr. 1165 und Fol. 368/369, Brief Nr. 1195. [3]) Vielleicht die Übersetzung einer französischen Ode in den „Belustigungen" (II. 2. k. und S. 171 Anm.). Der „Gönner und Beförderer der freyen Künste" könnte ja Gottsched sein. [4]) Vgl. Gottscheds handschriftlichen Briefwechsel. Bd. VIb. Fol. 1/2, Brief Nr. 1240.

Nach dieſem Schreiben zu urteilen hat Gottſched die Überſetzungen ſehr gelobt und vorgeſchlagen, ſie durch den Druck bekannt zu machen. Aber Kopp hat keine ſo hohe Meinung von den Oden; am wenigſten tauge die „Überſetzung ſub E". Zum Schluß heißt es dann:

> Und da es endlich meine Schuldigkeit iſt, die Verfaſſer der mit Buchſtaben bezeichneten 5 Oden meinem Verſprechen gemäß Denenſelben bekannt zu machen; ſo will anjetzo mit der Nachricht beſchließen, daß die Überſetzung A. von H. Gärtnern, B. von H. Gellerten, C. von mir ſelbſt, D. von H. Schlegeln, und E. von H. Roſten verfertiget worden.

Ich führe die Geſchichte dieſes Wettſtreites deshalb ſo genau an, weil unter den fünf Überſetzern drei zu den erſten dauernden Mitarbeitern der „Beluſtigungen" gehörten[1]), ein Beweis dafür, daß Schwabe ſolche Schüler Gottſcheds ausſuchte, die ſich nicht nur ſchon poetiſch betätigt hatten, ſondern auch ſelbſt Wert darauf legten, ihre Arbeiten in Druck zu geben. Beides konnte ja der Monatsſchrift nur zugute kommen.

Betrachtet man nun dieſe erſten Hauptbeiträger näher, ſo ergibt ſich das eine von vornherein, nämlich, daß es Schwabes Bemühen geweſen iſt, bei ihrer Beſtimmung von den gleichen Grundſätzen auszugehen, die Gottſched bei der Wahl des Redakteurs geleitet haben. Zunächſt ſeien ihre Namen aufgezählt. Es finden ſich neben Schwabe: Karl Chriſtian Gärtner (geb. 1712), Gottlieb Wilhelm Rabener (geb. 1714), Chriſtian Fürchtegott Gellert (geb. 1715), Theodor Lebrecht Pitſchel (geb. 1716), Johann Elias Schlegel (geb. 1719), Abraham Gotthelf Käſtner (geb. 1719) und Gottlob Benjamin Straube (geb. 171?.)[2]).

Fünf von ihnen hatten ihre erſte Ausbildung auf den bereits unter Gottſcheds Einfluß geratenen Fürſtenſchulen zu Pforta und Meißen empfangen, Käſtner hatte Leipzig nie verlaſſen, Straube war frühzeitig von Breslau an die Univerſität gekommen. Die Mehr-

---

[1]) Kopp iſt ebenfalls Mitarbeiter geweſen, wie mit Beſtimmtheit aus Pitſchels Gedicht „Herrn Sehrklugs Urtheil abgelehnt" (II. 5. p) hervorgeht; vielleicht ſind II. 2. k und III. 3. a von ihm. — Daß auch Roſt anfangs beabſichtigte, mitzuarbeiten, zeigt ſein Brief an Gottſched vom 3. Juni 1741 (alſo noch vor der Ausgabe des erſten Stücks): „Die Sammlung", ſchreibt er, „womit ſich der geſchickte H. Magiſter Schwabe beſchäftiget gefällt mir ausnehmend ... Iſt es mir erlaubt, ſo werde ich zu weilen mit einigen Stücken den beytrag vermehren uſw." Vgl. Gottſcheds handſchriftlichen Briefwechſel Bd. VI b. Fol. 145, Brief Nr. 1302. [2]) Vgl. Exkurs 1.

zahl mag ihr theologisches Studium, die anderen eher schöngeistige Interessen in die Rednergesellschaft geführt haben, der sie ohne Ausnahme angehörten. Schwabe wird sie daher wohl alle persönlich gekannt haben; an Alter nur um wenige Jahre voraus, war er den meisten von ihnen, was die Menge literarischer Leistungen anlangt, überlegen.

Während Gärtner, Rabener und Gellert schon in Meißen durch Freundschaft verbunden waren, Joh. Elias Schlegel und Pitschel sich von Schulpforta her kannten, war es jedenfalls zunächst der mit Straube befreundete Kästner, der zwischen den verschiedenen Charakteren vermittelte und den kleinen Kreis einigermaßen zusammenhielt. Wenn es auch vorerst nicht zu einem ähnlich enthusiastischen Freundschaftsbunde kam, wie er sich später herausbildete, dafür waren die verstandesscharfen, kritischen Köpfe unter ihnen noch zu sehr in der Überzahl, so hat es doch auch nicht völlig an geselligem Verkehr und anregendem Gedankenaustausch gefehlt. Es mögen wohl in gegenseitiger Kritik und im Anschluß an die poetischen und oratorischen Übungen Gottscheds die ersten Meinungsverschiedenheiten aufgetaucht und besprochen worden sein, die dann zu Straubes und Schlegels Aufsätzen für und wider die gereimte Komödie in den „Critischen Beyträgen" und zu manchen anderen Plänen und Arbeiten geführt haben. Denn an inneren und äußeren Gegensätzen fehlte es trotz der gemeinsamen Studien und des Gottschedischen Einflusses nicht.

Da war zunächst einmal der blonde, blauäugige Elias Schlegel, der bei seinen Schulkameraden in dem Ruf eines bedeutenden Dramatikers stand, und dessen „Orest und Pylades" Anfang 1739 von der Neuberin zur Aufführung gebracht worden war. Dieser Erfolg allein entschied bei Gottsched dafür, das junge „dramatische Originalgenie" seinem Schülerkreise einzureihen. Schlegel wurde Mitglied der „Vormittägigen Rednergesellschaft" und stand dem Diktator auch sonst zu literarischen Diensten bereit, indem er ihm seine Manuskripte zur Beurteilung vorlegte, auch die „Elektra" in Reimen zu übersetzen begann. Aber er bewahrte trotz dieser näheren Berührung unstreitig eine größere Selbständigkeit als andere Schüler, wie seine Stellungnahme zu Shakespeare und andere seiner kritischen Arbeiten beweisen. Wie Schlegel, so hatte auch Pitschel von Pforta her eine tiefere Kenntnis des Altertums mitgebracht. Während aber Schlegels frisches, lebendiges Empfinden in den Geist der Antike einzudringen

vermochte, klammerte sich der unsichere, schwindsüchtige Pitschel mehr an ein ängstliches Nachahmen der äußeren Formen. Ganz anders geartet tritt uns der Mathematiker und Naturwissenschafter Kästner entgegen. Seine Universitätslehrtätigkeit bestand zunächst, wie er selbst sagt, darin, jährlich sechzehn bis zwanzig Studenten die ersten Anfangsgründe der Mathematik beizubringen, und warf so wenig ab, daß er sich veranlaßt sah, sein kärgliches Einkommen, mit dem er noch eine kranke Mutter unterstützen mußte, durch allerhand literarische Nebenarbeiten, wie Übersetzungen und Kritiken, einigermaßen aufzubessern, so widerwärtig ihm auch diese von der Not aufgezwungene Beschäftigung gewesen sein muß, die er einmal selbst als „das Papier ums Tagelohn beschmieren" bezeichnet. Doch kamen ihm dabei seine vielseitigen künstlerischen Fähigkeiten und wissenschaftlichen Kenntnisse sehr zu statten. Frei von jeder Überschwänglichkeit war Käſtner tieferen Gefühlen durchaus zugänglich; ihn verband mit dem gleichaltrigen, aufrichtig und neidlos bewunderten Elias Schlegel eine stete und innige Freundschaft, während ihn sein klarer, mathematisch geschulter Verstand zu dem kritischen, ernsten und scharfsichtigen Karl Christian Gärtner hinzog, seine satirische Veranlagung ihn mit dem zwar vorsichtigen, aber launigen und munteren Rabener wesensverwandt erscheinen läßt. Gellert, der 1741 wieder nach Leipzig gekommen war und sich als Hofmeister kümmerlich genug durchschlagen mußte, stand damals seiner behutsamen, abwartenden Natur nach wohl mehr abseits, vermochte sich jedoch des Gottschedischen Einflusses zunächst ebenfalls nicht zu erwehren; denn auch für ihn gab es eine Zeit, da er zugestandenermaßen „alles darum gegeben hätte, von dem Meister gelobt zu werden". Rückhaltlos auf die Unfehlbarkeit des Leipziger Literaturpapstes schwur Straube, der von allen den genannten Stammmitarbeitern die am wenigsten selbständige Haltung bewies und somit nach Schwabes Maßstab eine ebenso, wenn nicht sogar besser geeignete Hilfskraft war, als die anderen.

Eins aber ist ihnen allen trotz der Verschiedenheit ihrer äußeren wie inneren Anlagen gemeinsam gewesen, nämlich die pekuniäre Notlage während ihrer Studienjahre, die sie auf allerlei Nebenverdienste zur Bestreitung ihres Unterhaltes anwies. Zwar teilten sie dies Los mit Hunderten von armen Kommilitonen, die sich von der „Universitas pauperum", der Buchhändlerstadt mit ihren Aussichten auf literarischen Erwerb anlocken ließen; sie gerieten indes durch

ihre Bedürftigkeit nicht nur in finanzielle Abhängigkeit, sondern auch unter die geistige Vormundschaft eines Mannes, der wohl junge Talente förderte und protegierte, von ihnen aber beinahe bedingungslose Anerkennung seiner Verdienste und blinden Gehorsam gegen seine kritischen Gesetze, besonders in den späteren Jahren, verlangte. Gottsched stand damals noch nicht in dem zweifelhaften Ruf, den er einige Jahre später in Deutschland genoß, und dem Rabener in einem Briefe an Hagedorn einmal mit den Worten Ausdruck gibt: „Gottsched wirbt auf Preußisch, und keines ehrlichen Mannes Kind ist vor ihm sicher“ [1]). Im Gegenteil, die ungezwungene Zuneigung und Verehrung seiner Hörer hatte um 1740 erst ihren Höhepunkt erreicht, wie die „öffentliche Music mit Fackeln, Paucken und Marschällen“ dartut, die ihm die „Auditores Collegii philosophici“ zu seinem vierzigsten Geburtstage brachten. Aber Gottsched hatte doch schon gelernt, den Verhältnissen in der literarischen Welt Rechnung zu tragen, seinen Schülerkreis zu festigen und zu erweitern und einzelne Talente besonders dadurch an sich zu fesseln, daß er ihnen Stellen als Hofmeister und Redakteure verschaffte, für ihre Werke einen Verleger gewann oder sie sich sonstwie zur Dankbarkeit verpflichtete. An Angeboten fehlte es ihm ja nicht. Ein Schreiben Conrad Arnold Schmidts vom 16. Januar 1740 ist charakteristisch für viele. Es beginnt mit einer autobiographischen Skizze, schließt mit einer Gedichtprobe und enthält als Kernpunkt die Bitte:

> Wüßten mir ‚Ew. Hochedlen doch etwas vorzuschlagen, welches mich auf einige Zeit der Sorgen der Unterhaltung entzöge! Wie gern wollte ich um Ostern mein Vaterland mit dem blühenden Leipzig vertauschen [2]).

Hatte er aber einmal einen der Begabteren in seiner Hand, dann wußte er ihn auch seinen Fähigkeiten entsprechend anzuregen, zu beschäftigen, später sogar auszunützen, so daß man von manchem wirklich sagen konnte, er arbeitete um einen „alten Rock“ für Gottsched. Und nur wenige besaßen Rückgrat genug, sich ihre Selbstbestimmung oder gar eine unbefangene, eigene Meinung zu bewahren. Zu diesen wenigen gehören die ersten Belustiger, die sich zu literarischen Handlangerdiensten sicherlich nicht hergaben, wenn sie dem Führer auch bei manchem seiner großen Sammelwerke behilflich waren, so Gellert, Gärtner und Elias Schlegel bei

[1]) Rabeners Brief an Hagedorn vom 9. Mai 1747 in Hagedorns Poetischen Werken (J. J. Eschenburg) V, 226. [2]) Vgl. Gottscheds handschriftlichen Briefwechsel Bd. VI a, Fol. 14/19, Brief Nr. 1038.

der Herausgabe von Bayles Wörterbuch. Auch zur „Verfertigung" von Gelegenheitsgedichten in fremdem Namen, die natürlich auch bezahlt wurden, wird sie Gottsched herangezogen haben, und es mag der eine oder der andere die gleiche trübe Erfahrung wie Gellert gemacht haben, der so viel bei der Bahre hat klagen müssen, daß er, ohne sich auszuschreiben, oft nicht wußte, was er sagen sollte.

Wie schon gezeigt, zwangen die Verhältnisse den Magister Schwabe, einen Mitarbeiterstamm auszuwählen, obgleich er schon damals wohl wußte, daß die „Belustigungen", wenn sie nur von gewissen Personen ausgefertigt würden, die sich mit einander dazu verbunden hätten, sich nicht „so lange, noch so ordentlich" erhalten würden[1]). Er hatte damit eine Gefahr vorausgesehen, der die Bremer Beiträger später unterlagen; denn trotz der begeisterten Freundschaft, die sie verband, liefen sie auseinander, und Gisekes Briefe an Adolf Schlegel[2]), wie auch das unregelmäßige Erscheinen der „Neuen Beyträge" beweisen, mit welchen Schwierigkeiten die Redaktion zu kämpfen hatte, um von den auswärtigen Freunden auch weiterhin Aufsätze und Gedichte einzutreiben. Außerdem stand zu befürchten, daß eine geschlossene, geistig wie zahlenmäßig überlegene Mitarbeiterclique mehr und mehr an Einfluß auf die Redaktion gewinnen, dem Herausgeber über den Kopf wachsen und der Monatsschrift damit eine dem Programm vielleicht entgegengesetzte Haltung geben könnte. Deshalb war es von Wichtigkeit, von vornherein den sieben Stamm-Mitarbeitern zu zeigen, daß man nicht ausschließlich auf sie angewiesen war, und möglichst rasch ihren Kreis sowohl in Leipzig zu erweitern als auch über Deutschland auszudehnen, indem man in anderen Städten „witzige Köpfe" zu werben trachtete. Auf Gottscheds mannigfache Beziehungen konnte man dabei in erster Reihe rechnen, dann aber auch auf die Wirkung, die das Vorwort und die Eröffnungsstücke der „Belustigungen" in Deutschland tun sollten.

Als nun das Programm feststand, Redakteur und Mitarbeiter bestimmt waren, konnte das Heft des „Heumonats" unter dem Motto: „Qui miscuit utile dulci" mit Beiträgen von dem Gottschedischen Ehepaar, Schwabe, Kästner, Pitschel, Gellert und anderen an die Öffentlichkeit treten.

---

[1]) Vgl. die Vorrede zum sechsten Band der „Belustigungen". [2]) Archiv für Literaturgeschichte V, 41/77 und XIII, 470.

B. Die Herausgabe der „Beluſtigungen".

Die Herausgabe der „Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes" fällt in eine literariſch ſehr bewegte Zeit. Hier ſtellte Gottſched Formrichtigkeit als oberſtes Geſetz auf und wies auf die Franzoſen, dort betonten die Züricher eine frei ſchaffende „Einbildungskraft" im Hinblick auf engliſche Vorbilder. Und während beide Teile im heftigen Kampf um ihre Theorien aneinander gerieten, vollzog ſich in unmittelbarſter Nähe des Mannes, der die Dichtkunſt lehren wollte, eine allmähliche Loslöſung ſeiner beſten Schüler, die zwar noch im Banne Gottſchediſcher Regeln ſtanden, aber doch ihrer jugendlich ſchöpferiſchen Phantaſie freiere Bahn ließen, jeglichem kritiſchen Parteigezänke aus dem Wege gingen, alles Hauptgewicht auf dichteriſche Produktion legten und ſchon dadurch allein nicht nur über Gottſched, ſondern auch über die Schweizer hinwegſchritten.

Während die „Bremer Beiträge", die in ihrem vierten Bande die erſten drei Geſänge des „Meſſias" von Klopſtock bargen, die innere Loslöſung der jungen Generation von ihrem in Regeln erſtarrten, ſtillſtehenden, ja ſelbſt rückwärtsgehenden Meiſter als vollendet zeigen, bieten die „Beluſtigungen" das merkwürdige Bild des ſich vollziehenden Abfalls. Im engen Rahmen einer Monatsſchrift ſieht man neben den ganz aus Gottſcheds Geiſt geborenen Aufſätzen und Gedichten allmählich vereinzelte, unter der Befruchtung ſchweizeriſcher Kritik und engliſcher Vorbilder entſtandene Beiträge in Proſa und Verſen auftauchen, die ihre neuen Ziele und Anreger offen genug verraten. Widerwillig räumt man der jungen Strömung einen Platz ein, den ſie ſich zu wahren weiß, bis man ihr gleiche Rechte zugeſteht wie der anderen. Endlich iſt ſie aber doch gezwungen, ſich außerhalb der „Beluſtigungen" ein eigenes Bett zu ſuchen. Die „Neuen Beyträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes" beginnen, die „Beluſtigungen", ihre Mutterſchrift, gehen ein.

So laſſen ſich in unſerer Zeitſchrift deutlich drei Abſchnitte unterſcheiden. Während die erſten Bände äußerlich und innerlich unter der Vormundſchaft des Leipziger Diktators ſtehen, beginnt ſeit 1743 eine bedeutungsvolle Abſchwenkung von Gottſched und eine bemerkenswerte Abhängigkeit der Redaktion von einem engeren, ſelbſtändigeren Mitarbeiterkreis ſich fühlbar zu machen, der darauf ausgeht, mit dem ſechſten Bande die „Beluſtigungen" zu ſchließen

und eine auf neuen Grundlagen beruhende Sammelzeitung zu eröffnen. Der Plan scheitert. Die dritte Periode der „Beluſtigungen" umfaßt den ſiebenten und achten Band, der im Juni 1745 zu Ende geht, nachdem im Oktober 1744 das erſte Stück der „Bremer Beiträge" erſchienen war.

Eine literarhiſtoriſche Behandlung der vorliegenden Monatsſchrift muß daher die genannten drei Epochen in der Geſchichte der „Beluſtigungen" auseinanderhalten, wenn nun auch nicht ſchroff Gegenſatz auf Gegenſatz prallt, etwa ſo, daß nun im IV., V., VI. Band jeglicher Einfluß Gottſcheds verſchwunden wäre oder ſich in den erſten drei Halbjahren keine Spur der jüngeren Richtung zeigte. Wir finden auch hier die innigſte Verkettung, die zarteſten, oft kaum merklichen Übergänge. Gerade bei einer Monatsſchrift wie die „Beluſtigungen", an denen die verſchiedenartigſten Mitarbeiter beteiligt ſind, in deren Blättern die entgegengeſetzteſten Anſichten und Beſtrebungen friedlich und bunt nebeneinander Platz finden können, verwiſchen ſich mehr als in literariſchen Erzeugniſſen einzelner Perſönlichkeiten die Gegenſätze nicht nur der Halbjahrsbände, ſondern ſogar Heft um Heft ſchillert in immer gleichen und doch immer wieder in anderen Farben, ſo daß man am liebſten, was auch Prutz für zweckmäßig bei Spezialgeſchichten einzelner Zeitſchriften hält, durch größere Auszüge das Journal ſelbſt erſetzen möchte.

1. Die erſte Periode der „Beluſtigungen" unter dem überwiegenden Einfluß Gottſcheds.

(Juli 1741 bis etwa Dezember 1742.)

Die „Critiſchen Beyträge" Gottſcheds hatten im 26. Stück den „Heumonat" der „Beluſtigungen" angekündigt. Nach einer kurzen Beſprechung der Schwabeſchen Vorrede heißt es zum Schluß:

> Aus dem erſten Stücke, ſo wir vor Augen haben, kann man ſattſam ſchließen, daß die geſchickteſten Federn an dieſer Sammlung Theil haben, die ſowohl an Richtigkeit der Gedanken, als an guten Erfindungen, ſo wohl in der poetiſchen als proſaiſchen Schreibart viel Lob verdienen [1]).

Dieſe kühle, gleichgültige Notiz ſteht in ſo auffallendem Gegenſatz zu Gottſcheds ſonſt geübter Parteikritik, die jede neue Erſcheinung, wenn ſie auf ſeine Anregungen zurückging, überſchwänglich zu begrüßen pflegte, daß man hierbei auf den erſten Blick ein beſtimmtes

[1]) Critiſche Beyträge VII (1741), 26. Stück, S. 350.

absichtliches Maßhalten in der Verteilung von Lob und Anerkennung vermuten kann. Ebenso verhalten sich die unter Schwabes eigener Leitung herausgegebenen „Leipziger neuen Zeitungen von gelehrten Sachen", die am 14. September 1741 in einer Anzeige der „Belustigungen" nur ein trockenes Inhaltsverzeichnis des ersten und zweiten Stückes abdruckten. Wie die Wahl des Redakteurs und die wohlweisliche Sorgfalt, mit der man in der Vorrede den polemischen Charakter der „Belustigungen" zu verdecken suchte, so waren auch die kurzen sachlichen Mitteilungen in den „Beyträgen" wie in den „Gelehrten Zeitungen" nur darauf zugeschnitten, den Lesern Sand in die Augen zu streuen, d. h. die Abhängigkeit der beginnenden Monatsschrift von dem Leipziger Parteiführer diplomatisch zu verhüllen. Trotzdem ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die eingeweihteren Zeitgenossen von Anfang an den Zusammenhang zwischen Gottsched und den „Belustigungen" erkannt haben. Verdächtig war ja schon der auf dem Titelblatt erscheinende Bär und die Bemerkung: „Leipzig, Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf", bei dem bisher die meisten aus des Professors Anhängerkreis hervorgegangenen Schriften gedruckt waren; verdächtig konnte manchen die Person des Redakteurs sein. Deutlich aber sprach des Diktators Geist aus der programmatischen Vorrede. Und wer dann noch zweifeln konnte, dem boten Aufsätze und Gedichte schon des ersten Stückes Beweise genug, daß ein anderer als der unterzeichnete Herausgeber hinter dem Unternehmen stand und ihm Ziel und Kraft verlieh. Nicht allein den Schweizern, gegen die ja gleich zu Beginn ein nicht mißzuverstehender Angriff eröffnet wird, auch unparteiischen Kreisen war Gottscheds Einfluß von vornherein unumstößliche Tatsache, mehr als uns, die wir heute über Kleinigkeiten, die aber den Zeitgenossen oft gerade als sicherste Anzeichen gelten konnten, verständnislos hinweggehen müssen.

Schon aus einzelnen Äußerlichkeiten ist ersichtlich, daß die Redaktion, sei es aus Gefälligkeit gegen Gottsched, sei es auf dessen unmittelbare Angaben hin, sich in seine Dienste stellte. So liest man nach der Vorrede und nach einem daran inhaltlich angeschlossenen fingierten „Schreiben an den Herausgeber wegen der Unnützlichkeit seines Vorhabens" (I. 1. b) als ersten einleitenden Beitrag ein „Glückwünschungsschreiben der Wahrheit an den Reichsgrafen von Manteufel" (I. 1. c), das von der Verfasserin Frau Gottsched dem hohen Gönner zwar schon im Manuskript als Geburtstagsgedicht übersandt

worden war, nun aber gleichsam als Widmung die „Belustigungen“ eröffnen sollte, wie man ja schon einmal 1727 die „Nachricht von der erneuerten Deutschen Gesellschaft in Leipzig und ihrer jetzigen Verfassung“ dem einflußreichen Protektor zugeeignet hatte, um ihn dafür zu gewinnen. Manteufel trug darum auch kein Bedenken, späterhin selbst an den „Belustigungen“ mitzuarbeiten, wie uns ein Brief Schwabes an Gottsched verrät.

Wie sehr aber auch sonst dem gelehrten Ehepaar die junge Monatsschrift am Herzen lag, geht desgleichen daraus hervor, daß beide dem Redakteur ihre eigenen Gedichte und Aufsätze zum Abdruck überließen. Zunächst machten sie beide ihrem Ärger über die schweizerischen Anzüglichkeiten Luft, indem er seinen „Deutschen Dichterkrieg“ (I. 1. f, II. 6. e, III. 5 f) lieferte, und Viktoria über „die gezwungne dunkle Schreibart“ (II. 6. d) klagte. Daneben finden sich jedoch von ihnen auch friedlichere Produkte wie „Silvanders letzte Frühlingsgedanken“, auf die Frau Gottsched als Phyllis antwortet (III. 5. g und h), und das vielleicht ebenfalls aus des Meisters Feder stammende Lehrgedicht „Die Gränzen der menschlichen Vernunft“ (III. 6. c). Als Gottsched im Sommer 1742 in Dresden weilt, hat er öfters „gelehrten Umgang“ mit dem Hofrat A. von Leyser aus Wittenberg und dem Hofrat Benemann aus Dresden; die drei geraten eines Tages in Wettstreit über eine deutsche poetische Übersetzung des Distichons:

Vitales inter succos plantasque salubres,
Quam bene stat populi vita salusque sui.

Jeder müht sich, die lateinischen Verse knapp und deutlich in sein geliebtes Deutsch zu übertragen, und die über diesen Gegenstand ausgetauschten Briefe und Proben übermittelt Gottsched gleichfalls seinem treuen Schildknappen Schwabe zur Veröffentlichung im Septemberhefte (III. 3. f).

Eben das in dem Abschnitt über den Redakteur beleuchtete Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler war es, das Gottsched zunächst in allen Fragen der Herausgabe die letzte maßgebende Entscheidung sicherte, so daß ihm die einzelnen Stücke vor oder während der Drucklegung zur Zensur vorgelegt werden mußten; ja, als er im Juni 1742 an der Landtagssession in Dresden teilnimmt, läßt er sich brieflichen Bericht erstatten, um über die Fortsetzung des Journals auf dem laufenden zu bleiben. In zwei ungedruckten Briefen Schwabes aus jenen Tagen liegt ein klarer

Beweis vor, daß Gottsched ganze Teile der Zeitschrift zur Korrektur und Billigung erhalten hat. So schreibt ihm Schwabe am 28. Juni 1742[1]):

> Darf ich Ew. Hochedelgebohr. gehorsamst ersuchen, die beykommende Vorrede bald zurückzusenden, und wo etwas darinnen zu ändern seyn möchte, aus Gewogenheit gegen mich frey zu ändern: So würden Dieselben mich u. den H. Breitkopf ungemein verbinden . . .

oder er schickt ihm am 25. Juli[2]) darauf die drei Teile der „Gedanken über eines zürchischen Kunstrichters Beurtheilung der Belustigungen" mit genauen Angaben über Entstehung und Bedeutung des Pamphlets und knüpft daran die Bitte, sie zu prüfen und zu korrigieren.

> So würde ich mir (fährt er fort) eine nicht geringe Verbesserung darinnen versprechen, welche ihnen eine Schönheit zu wege bringen würden, die diese Gedanken itzo noch nicht haben.

Bei dieser scharfen Kontrolle, mit der Gottsched die ersten Bände der „Belustigungen" überwachte, kann es nicht weiter verwundern, wenn in manchen eingelieferten Beiträgen, die man im übrigen für geeignet hielt, einzelne Stellen gestrichen oder geändert wurden, falls sie den Anschauungen und Lehren des Meisters zuwiderliefen. So wurden in Joh. Elias Schlegels Ode „Der Misbrauch der Dichtkunst" (II. 2. c) die folgenden zwei Strophen — es liegt auf der Hand, aus welchen Gründen — eigenmächtig ausgelassen[3]):

Wirf einen Blick in Frankreichs Gränzen,
Und sieh auf jener Dichter Geist!
Sieh an, in welchem Ruhme glänzen
Die, so dir Englands Umfang weist.
Wo zeigt auf deiner Heldenbühne
Sich ein Corneill und ein Racine?
Wo siehst du einen Addisson?
Wer ist in Deutschlands weiten Reichen
Mit dir, Moliere, zu vergleichen,
Und trägt das Lob der Welt davon?

Durchsuche deiner Meister Proben,
Die dir das Glück bisher gegönnt.

---

[1]) Vgl. Gottscheds handschriftlichen Briefwechsel, Bd. VII, Fol. 192/93, Brief Nr. 1439. [2]) Ebenda Bd. VII, Fol. 256/57, Brief Nr. 1469. [3]) Vgl. in Johann Elias Schlegels Werken, herausgegeben von Johann Heinrich Schlegel in fünf Theilen, Kopenhagen und Leipzig 1761 ff., den Vorbericht zu den Oden im vierten Theil S. 177.

Wen unterfängst du dich zu loben,
Wenn man Voltair und Milton nennt?
Ermuntre deiner Söhne Saiten,
Mit diesen um den Rang zu streiten!
Dann komm und rühme deine Kunst!
Umsonst pralst du mit deiner Stärke.
Wenn deiner Dichter meiste Werke
Sind eitler Scherz und Heucheldunst.

Daß sich die Redaktion auch sonst, freilich nicht immer wie hier aus Rücksicht auf Gottsched allein, Eingriffe in das geistige Eigentum der Mitarbeiter erlaubte, wird noch an einer anderen Stelle gezeigt werden. Indessen entspricht diese Handlungsweise als solche durchaus der von dem Leipziger Professor wiederholt bewiesenen mechanischen Auffassung literarischen Schöpfungen gegenüber, so daß sich auch darin die Wirkungen der durch die „Critische Dichtkunst" verbreiteten Anschauungen aufspüren lassen.

Während sich manche von den Mitarbeitern, besonders Pitschel, bemühen, ihren Lehrer gegen die Schweizer in Schutz zu nehmen, sucht man ebenso alles zu vertuschen, was sein Ansehen in weiteren Kreisen zu untergraben imstande gewesen wäre. Es ist bekannt, daß die Neuberin in ihrem Vorspiel „Der allerkostbarste Schatz", das Montag, den 18. September 1741 zum ersten Male über die Bretter ging, ihren dramaturgischen Ratgeber undankbarer Weise als „Tadler" von der Bühne herab lächerlich machte. Schwabe, der im ersten Bande allmonatlich eine Nachricht von den in Leipzig aufgeführten Schauspielen gab, mußte wohl oder übel auch das Vorspiel der Komödiantin anzeigen; während er aber alle anderen Uraufführungen deutscher „Originalstücke" eingehend bespricht, begnügt er sich hier mit der Angabe des Titels, des Verfassers und des Personenverzeichnisses, verschweigt aber wissentlich die tiefere, antigottschedische Bedeutung des „allerkostbarsten Schatzes", um nicht noch mehr Staub aufzuwirbeln und damit der Autorität des Oberhauptes zu schaden.

Weit wesentlicher als diese äußeren Einzelheiten spricht der innere Gottschedische Geist, der in den ersten Bänden der „Belustigungen" bei weitem überwiegt, für ihre Abhängigkeit von dem Leipziger Professor. Die patriotische Absicht, die Ehre des deutschen Witzes dem Auslande gegenüber zu behaupten, ihm den positiven Beweis deutscher selbständiger Produktionsfähigkeit zu erbringen, war ja der oberste Grundsatz im Programm der „Belustigungen".

Und dieser nationale Ehrgeiz, eine Blütezeit deutscher Dichtkunst heraufzuführen, war eine Frucht der langjährigen Bestrebungen Gottscheds.

> So wie ich es also nicht länger für rathsam halte, ewig bey unsern Nachbarn in die Schule zu gehen, und sich unaufhörlich auf eine sclavische Nachtretung ihrer Fußtapfen zu befleißen: so glaube ich, daß es nunmehro Zeit sey, unsre eigene Kräfte zu versuchen, und die freyen deutschen Geister anzustrengen.

Dies hatte er ungefähr gleichzeitig in der „Schaubühne" geschrieben [1]). Ein ähnlicher Aufruf Schwabes sammelte die deutschen witzigen Köpfe um das Banner der „Belustigungen".

Aber auch in Einzelzügen verrät sich eine geistige Verwandtschaft der im Vorwort aufgestellten Bestimmungen mit den Gesetzen des Diktators. Verweigerte der Herausgeber z. B. den Abdruck von „gemeinen Hochzeitscherzen, Leichenklagen und Glückwünschen", ferner von Logogryphen, Rätseln und anderem „Kinderwerk", so wiederholt er damit nur eine von Gottsched in den „Vernünftigen Tadlerinnen" und in den Statuten der deutschen Gesellschaft ausgesprochene Mißachtung gegen alle Hochzeitsverse und „poetischen Mißgeburten", als da sind: Chronosticha, Akrosticha, Anagrammata, Sechstinen, Quodlibete, Ringelreime, Bilderreime und mit Wortspielen angefüllte Sinngedichte [2]). Wollte man indes „Nachahmungen sowohl alter als neuer Sachen" einen Raum verstatten, so entsprach diese Absicht jener in Gottscheds Anhängerkreisen weitverbreiteten Art „selbständiger Nachahmungen", in denen man einfach ausländische Schriften übersetzte und nur insofern etwas Eigenes hinzutat, als man sie äußerlich für deutsche Leser einrichtete. Noch für eine andere Gruppe Beiträge läßt sich der Einfluß des Leipziger Bühnenreformators unmittelbar nachweisen. Man will nämlich nach dem Vorbild des französischen „Mercure" monatlich eine Nachricht von den in Leipzig aufgeführten Schauspielen geben.

> Wir halten uns gewissermaßen unsers Titels wegen dazu verbunden; weil ordentliche Schauspiele nicht allein Werke des Witzes und Verstandes sind, sondern auch zu deren Belustigung dienen.

Von den deutschen Originalstücken macht man Auszüge, die übersetzten Dramen werden nur angezeigt. Daß aber dieser jedem Monat

---

[1]) Die deutsche Schaubühne Bd. 1 (1742), Vorrede S. 20. [2]) Vgl. Danzel: Gottsched und seine Zeit, S. 83.

angehängte Theaterbericht auf eine Anregung des Catodichters zurückgeht, ist wohl ziemlich klar.

Wie sich demnach die Grundsätze der Vorrede aus Gottscheds Lehren und Anschauungen ableiten lassen, so zeigen sich auch die Beiträge von ihnen beeinflußt. Naturgemäß trugen die eingerückten Arbeiten mehr oder weniger den Stempel der Schule, durch die alle ihre Verfasser gegangen waren, zumal da eine literarische Arbeit, die irgendwie von der „Critischen Dichtkunst" abgewichen wäre, vor der einseitigen Zensur des Meisters nie Gnade gefunden hätte. Ferner, was in dem Abschnitt über den ältesten Mitarbeiterstamm von seiner inneren Abhängigkeit gesagt wurde, gilt natürlich erst recht von den gelegentlichen Einsendern; sie alle standen unter der geistigen Vormundschaft des Leipziger Diktators. Folgendes sei darum vorausgeschickt: Wir finden in den ersten Bänden nur wenige Stücke, die durch Inhalt oder Form über die Produktion der dreißiger Jahre im Kreise der deutschen Gesellschaft hinausgekommen sind.

Belustigungen des Verstandes und Witzes wollte man bringen, also philosophierende und moralisierende Betrachtungen in Versen und Prosa, keine freien, aus der Tiefe des Gemüts und der Phantasie schöpfenden Dichtungen. Nur wer das Nützliche mit dem Angenehmen in seiner Kunst zu verbinden wußte, konnte Anspruch auf den Namen eines Dichters machen. Gottsched hatte es in der „Critischen Dichtkunst" wiederholt bedauert, daß Aristoteles nicht den ausführlichen Charakter eines wahren Poeten entworfen hätte; denn so brauchte man sich nur daran zu halten und könnte sich selbst sowohl als andere nach dessen Anleitung gehörig prüfen. Dieser Auffassung des Dichterberufs begegnen wir fast in allen Monatsheften, ob nun Joh. Elias Schlegel im „Misbrauch der Dichtkunst" (II. 2. c) ausruft:

O Muse! preise nur die Tugend,
Und sey, wie sonst den Lastern gram,

oder seinem Freunde Kästner schreibt, „daß die Mathematik einem Dichter nützlich sey" (II. 4. e), ob Johann Samuel Portmann in einem Alexandrinergedicht „die ihre Nützlichkeit lobende Poesie" (II. 5. l) feiert, oder Johann Benedikt Carpzov in einer Prosaabhandlung davor warnt, daß ein Armer die Dichtkunst sein Hauptwerk sein läßt (I. 4. f).

Prüft man nun die einzelnen Beiträge, zunächst die in Versen, genauer, so gliedern sich diese nach der Einteilung der „Critischen

Dichtkunſt“ in ſieben Gruppen und zwar in Oden, Kantaten, Schäfergedichte, Elegien, poetiſche Sendſchreiben, Satiren und Sinn- und Scherzgedichte.

Am zahlreichſten vertreten findet ſich in den „Beluſtigungen“ die Odendichtung [1]). An ihr läßt ſich am beſten der Fortſchritt erkennen, den die Literatur in den letzten fünf Jahren gemacht hatte. Vergleicht man etwa die vier Bücher der von den Mitgliedern der deutſchen Geſellſchaft verfertigten Oden mit denen in den „Beluſtigungen“, ſo fällt vor allem die veränderte Stoffwahl ins Auge. Hier findet ſich nichts mehr von jenen phraſenhaften, lobhudelnden Gelegenheitsoden auf fürſtliche Perſonen mit allegoriſchem Flitterwerk und hohlem Wortreichtum. Der Inhalt iſt jetzt mehr auf alltäglich Menſchliches geſtimmt; gewiß verliert man ſich dabei oft in Trivialitäten, man beſingt den „Toback“ [2]), lobt Waſſer und Blattern ebenſo wie die Dichterinnen; aber Gärtner feiert auch hier bereits in einer von der zeitgenöſſiſchen Kritik rühmlichſt anerkannten Ode eine Calliſte (I. 4. e), Gellert ein Chriſtianchen (III. 2. k), Sucro und andere eine Doris. Selbſt die Liebe zur Natur begeiſtert zu ihrer erſten Verherrlichung. Ein Unbekannter ſchickt ſeine „Ode über die Gegend bey Potſch — an einem Berge gemacht“ (I. 4. c), Dommerich lobt die Vorteile des einſamen Landlebens (III. 6. a) und Gellert ruft zu Beginn eines Sendſchreibens: „Freund, wie beneid ich dich auf deiner Schäferflur“ (I. 2. c).

Cramer und Gärtner ſtimmen die erſten enthuſiaſtiſchen Oden auf die Freundſchaft an (II. 1. h und III. 4. k), M. C. A. Schmidt auf die Liebe (II. 3. c) und die Zufriedenheit (II. 6. c), Sucro auf die Tugend (II. 3. a), Zernitz auf das Gewiſſen (III. 4. c). Daneben leſen wir nur vereinzelt ein patriotiſches Gelegenheitscarmen „Auf das in Halle gefeyerte Friedensfeſt“ (III. 3. g) und Schwabes Cantate oder, wie er es nennt, „Drama auf das Namensfeſt Seiner Königl. Majeſtät in Pohlen und Churfürſtl. Durchl. zu Sachſen“ (I. 6. g), das in dieſer Umgebung wirklich ſchon fremd anmutet.

---

[1]) Unter dem Namen „Oden“ faßte man die verſchiedenen Arten der Lyrik zuſammen und teilte ſie den klaſſiſchen Vorbildern gemäß in Pindariſche, Horaziſche und Anakreontiſche Oden ein, von denen die Horaziſchen wiederum in didaktiſche, moraliſche und ſatiriſche Gedichte zerfielen. [2]) Über das Traditionelle dieſer Gedichte vgl. „Der Tabak in der deutſchen Literatur“ von Hoffmann von Fallersleben im Weimariſchen Jahrbuch für deutſche Sprache, Literatur und Kunſt, Bd. 2, S. 243/60.

Gewiß sollen die vorher genannten Dichtungen nicht überschätzt werden; auf die Pindarische „Kühnheit" und das Horazische „gedämpfte Feuer" können nur einige unter ihnen, etwa die aus Gärtners und Cramers Feder, Anspruch machen; denn von den meisten gilt allerdings Kästners Erklärung, daß Oden „Gedichte sind, da die Verse nicht wie sonst ordentlich, eine querhand, sondern nur drey querfinger lang sind" [1]). Sprachlich und metrisch bleiben die meisten nüchtern und einförmig, wie es die Regeln Gottscheds verlangten. Nur Pitschel versuchte einmal eine freiere Sapphische Strophenform in seiner Ode „Von der Thorheit der Gottesverächter" (l. 1. e), fand aber zunächst nur in C. A. Schmidt den einzigen, erst später noch einige andere Nachahmer mehr. Im übrigen liest man fast ausschließlich jambische und trochäische Versmaße, „weil die daktylischen und anapästischen wegen ihrer großen Zärtlichkeit wohl in kleinen Arien, aber nicht in Oden von vielen Strophen brauchbar zu sein scheinen." [2]) Als Anakreontiker lieferte besonders Elias Schlegel monatlich ein „poetisches Nachkonfekt" in zierlichen, reizvollen Gedichten. Zwar findet sich darin noch durchgängig der Reim, aber die Natürlichkeit des Ausdrucks und der Wohlklang des Verses lassen uns diese kleinen, über Mädchen und Wein scherzenden Liedchen schon ganz als „poésie fugitive" erscheinen [3]).

Merkwürdig platt und ermüdend wirken neben den Oden die in schleppenden Alexandrinern abgefaßten Lehrgedichte. Was wollten diese moralisierenden Betrachtungen eines Straube, Pitschel, Portmann, Gebhardi oder Sucro neben der Erhabenheit der, wie wir noch sehen werden, befehdeten Hallerschen Muse bedeuten, deren Einfluß sich erst späterhin in den didaktischen Dichtungen Kästners und Zernitz' zu zeigen beginnt. Vorläufig hielten sich die meisten noch blindlings an Gottscheds Urteil [4]): „Ein wohlklingendes Nichts findet also gemeiniglich mehr Beifall als ein rauhtönendes Original", womit für

[1]) Belustigungen VIII. 3. k, S. 281. [2]) Vgl. Wanieck, Gottsched, S. 95. [3]) Es ist interessant, das Urteil Kästners über diese Anakreontika mit dem Gleims zu vergleichen. Kästner, ein bekannter Gegner der Gleimschen Anakreontik, hält Schlegels Oden für die besten ihrer Art (vgl. Belust. VIII. 3. k, S. 283), Gleim aber schreibt darüber an Uz am 15. April 1742 (Schüddekopf, Briefwechsel zwischen Gleim und Uz S. 16): „. . . . . die anacreontischen Oden in den Belustigungen sind nicht im Stande mich in dem Geschmacke Anacreons zu erhalten. Die Ueberschrift dieser Lieder ist nöthig Anacreons Andencken zu verschaffen. Die Lieder selbst haben mich desselben noch nicht erinnert." [4]) Vgl. Wanieck, Gottsched, S. 316.

ihn Hallers Kunſt erledigt war, und begnügten ſich mit klarer, d. h. nüchterner Sprache und reinen, fließenden Reimen.

Auch die paſtorale Dichtung iſt zunächſt in den erſten Bänden nichts weiter als eine äußerlich maskierte Gelegenheitspoeſie, wie „Die vergnügte Zuſammenkunft einiger guter Freunde in Leipzig“ (I. 6. a) oder Straubes „Schäfergedichte auf den Abſchied einiger guten Freunde“ (II. 5. c) beweiſen, die beide bezeichnenderweiſe noch in Alexandrinern geſchrieben ſind. Soweit waren die Eklogen und Idyllen Gottſcheds und der deutſchen Geſellſchaftsmitglieder auch bereits gekommen, die in ihren Hochzeits- und anderen Gratulationsgedichten das Leipziger Alltagsleben einfach auf das Land übertrugen, um damit wenigſtens innerlich nicht mit der Forderung, die Poeſie ſoll die Natur nachahmen, in Widerſtreit zu geraten. Hatte doch einige Jahre zuvor Schwabe in der Vorrede zu ſeines Meiſters Gedichten dem Leſer erklärt, warum ſich in der Sammlung keine Schäfergedichte finden:

> Du weiſt, daß ein Dichter die Natur zum Vorbilde hat, und nur deren Schönheiten nachzuahmen ſucht. Wo zeigt aber itzt die Natur das alte Schäferleben? Wo herrſcht die Unſchuld, die darinnen vorkommen ſoll? Wo iſt die güldene Freyheit, die reine Liebe und die tugendhafte Einfalt, die das Weſen derſelben ſind? Wie kan nun ein Dichter das wieder vorſtellen, was er nirgends mehr erblickt? Gebt uns erſt das alles wieder, dann wollen wir euch Schäferlieder genug ſingen.

So findet ſich in dem halben Dutzend Schäfergedichten, die in die erſten Bände der „Beluſtigungen“ aufgenommen wurden, oft noch eine derb naturaliſtiſche Schilderung bäueriſch-ländlicher Sitten, vor allem in G. B. Straubes „Furchtſamem Liebhaber“ (I. 1. g).

Erſt vom dritten Bande ab begegnen uns leichtere und gefälligere, vielleicht ſchon unter Hagedornſchem Einfluß entſtandene Schäfergedichte, in die ſich oft auch anakreontiſche Elemente miſchen, ſo in der „Einladung zur Landluſt“ (III. 2. g) von dem Hallenſer Harting. Andere wieder berühren ſich eng mit einer bereits flüchtig erwähnten Gruppe von Gedichten, die den Vorzug des Landlebens ganz allgemein hervorheben: ſo Gellerts „Sendſchreiben an den Herrn von W**, auf ſein Landgut R**“ (I. 2. c), ſo Zernitz' „Landleben“ (II. 4. c) oder Dommerichs „Lob des einſamen Landlebens“ (III. 6. a). Ja, eines Ungenannten „Hirtenlied auf den Frühling“ (III. 1. d) läßt uns ſchon etwas von jener zierlichen Grazie und flüchtigen Eleganz ahnen, die ſpätere Schäfergedichte auszeichnen.

Weniger gepflegt wird die poetische Epistel und die Elegie. Die Sendschreiben dienten meist nur dazu, irgend eine moralische oder kritische Abhandlung bequem in Alexandrinern vorzutragen, und gegen die Elegie mochte man — es findet sich nur eine von Schwabe (I. 2. e) und eine von Gellert (I. 5. g) — eine begreifliche Abneigung hegen, da diese Dichtungsart besonders von Gelegenheitspoeten ausgebeutet wurde, und sich der Herausgeber ja ausdrücklich gegen alle Leichenklagen ausgesprochen hatte, wenn sie nicht auch denen ergötzlich, angenehm und nützlich wären, die den Toten nicht mit zu Grabe geleitet hätten.

Noch eine wichtigere Gruppe von Gedichten ist zu erwähnen: die Fabel. Sie war so recht der geeignete Beitrag für die „Belustigungen des Verstandes und Witzes". Denn sie war ja neben der Satire die noch harmlosere Hülle, in die sich die moralische Kritik sozialer Zustände geflüchtet hatte, um keinen Anstoß zu erregen. In konzentriertester poetischer Form bot sie gefällig und jedermann leicht verständlich die erforderliche, nützliche Moral. Hier war es nun der junge Gellert, der allein für die ersten drei Bände fünfzehn Fabeln lieferte und mit seinen Sittenlehren in nuce den ersten Grund zu seiner späteren Volkstümlichkeit legte. Die Zeitungskritiken sind voll des Lobes, wenn sie seinen Namen unter einem Beitrag entdecken; und die Leser und Leserinnen der „Belustigungen" suchten, wie erzählt wird, zunächst seine Chiffre und Unterschrift, sobald ihnen ein neues Monatsheft in die Hände kam. Vom vierten Stück an erwächst ihm in Christoph Joseph Sucro [1]) aus Halle ein nur wenig gefährlicher Nebenbuhler. Ebenso versucht sich der Herausgeber selten, aber ganz geschickt auf diesem Gebiete [2]). Andere folgen ihm, aber Gellert bleibt unter ihnen unbestritten der erste und erfolgreichste, so wenig er auch zu dem stolzen, gegen Friedrich den Großen getanen Ausspruch: „Ich bin ein Original" berechtigt war. Schließlich hatte er in jener ersten Zeit seines Schaffens für die Fabel nicht mehr und nicht weniger geleistet, als Rabener für die Satire. Ihr Verdienst bestand darin, daß sie den Gottschedischen patriotischen Anregungen folgten und gegen die Einflüsse französischer Kultur zu gunsten des deutschen Bürgertums kämpften, aus dem sie hervorgewachsen waren, dessen Empfinden und Anschauungen, dessen

[1]) Sucros Fabeln: Belustigungen I. 4. i, II. 2. h, II. 4. h, II. 5. h, IV. 4. p.
[2]) Schwabes Fabeln: Belust. III. 6. m, IV. 1. a, IV. 5. m.

Leben und Treiben sie in schlichter und gefälliger Form darstellten oder geißelten. Moralisierende Lehrhaftigkeit blieb gerade für Gellert mehr als für die anderen bedeutenderen Belustiger das höchste Ziel aller Poesie, ebenso wie für seinen Lehrer Gottsched.

Von größeren Dichtungen ist nur C. F. Hommels komische Epopöe „Das Meisterspiel im Lomber" (II. 3. d, II. 4. i) zu nennen. Offenbar unter dem Einfluß von Rosts „Tänzerin" stehend, dankte Hommel Anlage und Einkleidung seines satirischen Epos der „Critischen Dichtkunst" und vielleicht der damals in Arbeit befindlichen Übersetzung des „Lockenraubs" durch die Gottschedin, wovon er wohl gehört haben konnte.

Hatte sich in den bisher behandelten Dichtungsgattungen die Abhängigkeit des Inhalts, der Form oder der ganz allgemein zugrunde liegenden Auffassung poetischen Schaffens von den Regeln und Bestrebungen des Leipziger Professors gezeigt, so macht sie sich in noch stärkerem Maße bei den folgenden, zumeist prosaischen Beiträgen geltend. So liest man eine lange Reihe naturwissenschaftlicher und philosophischer Aufsätze, die sich aus den in Gottscheds Kreisen gepflegten alethophilischen Bestrebungen erklären. In breit ausgeführter Prosa, oft an die „Proben der Beredsamkeit" erinnernd, oder in glatten und nüchternen Alexandrinergedichten philosophiert Kästner über den „Aufenthalt der abgeschiedenen Seelen" (I. 4. b), über die „Unsterblichkeit der Seele" (III. 6. f) oder betont den „Nutzen der theoretischen Philosophie für die Gesellschaft" (III. 1. c). Ein Anonymus zeigt, daß „diese Welt unter allen die beste sey" (II. 3. b), oder Joh. Michael Heinzes „Sendschreiben wider Hrn. Ahlwards Gedanken von der natürlichen Freyheit" (II. 5. g) wird nachgedruckt. Ferner beweist der Alethophile Joh. Christ. Kühne aus Weißensee, „daß unsre Seele ein einfaches Ding sey" (III. 6. b), ein anderer, vielleicht Gottsched selbst, stellt die „Gränzen der menschlichen Vernunft" (III. 6. c) fest. Darunter verlieren sich sogar rein mathematische und physikalische Beiträge wie C. F. Hommels „Bewegung im vollen Raum" (III. 6. d) und eines F. G. v. B. „Geometrischer Satz" (I. 5. m); suchte man doch auch durch Popularisierung gerade der Naturwissenschaften für die Aufklärung des Volkes zu sorgen.

Auf der Grenze zwischen Philosophie und Theologie steht Pitschels „Schreiben an einen Freund, bei Uebersendung eines Briefes von einem Freygeiste" (III. 5. b), während sein Brief „An einen

Freund von Besuchung der öffentlichen Gottesdienste" (I. 6. b) schon wieder mehr als moralisierende Abhandlung im Geschmack der Wochenschriften aufzufassen ist. Der Einfluß des moralischen Journalismus verrät sich auch sonst verschiedentlich. Nicht nur, daß eine ganze Anzahl zusammenhängender Aufsätze, die ursprünglich für eine selbständige Wochenschrift „Der junge Herr" von Johann Elias Schlegel bestimmt waren, in den drei ersten Bänden der „Belustigungen" Aufnahme fand; auch einzelne Beiträge tragen deutlich den Charakter einer Abhandlung aus den moralischen Journalen, nur daß sie hier zum Teil in Versen abgefaßt sind, wie Steinauers „Briefwechsel mit Phyllis, warum man dem schönen Geschlechte nur in einer artigen Kleidung gefällt" (I. 1. k) oder die „Vergleichung zwischen dem itzigen und dem vorigen Adel" (III. 2. i), die ironische Untersuchung Kästners über das „angenehmste Mittel, recht tugendhaft zu werden" (III. 4. f) und viele andere. Gewiß finden manche dieser Arbeiten ihre Erklärung letzten Endes in den Zeitströmungen, gingen aber doch mittelbar auch auf die anregenden Vorlesungen, Übungen und auf die Wochenblätter Gottscheds zurück.

Neben den genannten rein moralischen wenden sich satirische Stücke oft Hand in Hand mit der Fabeldichtung gegen literarische und gesellschaftliche Modetorheiten. Ein Anonymus verspottet in einer „Trauerrede auf ein Schooßhündchen" (I. 2. d), Rabener in einer „Lobschrift auf Amuretten" (II. 2. i), Zernitz in einer „Lob- und Trauerode auf einen verstorbenen Mopshund" (III. 1. l) die von Frankreich her eingeführte Gewohnheit der Damen, sich ein Lieblingstier zu halten, und gleichzeitig auch die Gelegenheitspoesie aufdringlicher Gratulanten und Memoirenschreiber. Erstere Unsitte geißelt ebenfalls H. A. Le Fevres epigrammatische „Grabschrift eines Staars" (I. 5. o), während sich gegen die letztere Rabeners Satire „Von der Vortrefflichkeit der Glückwünschungsschreiben nach dem neuesten Geschmacke" (I. 3. b) richtet. Rabener ist es vor allem, der sich gegen literarische Auswüchse jeder Art wendet, so gegen den Kanzleistil, gegen die schmeichlerischen Chroniken mit ihren Stammbäumen und Ahnenregistern, gegen weitläufige Büchertitel, Zueignungsschriften und Vorreden, sowie gegen symbolische Titelvignetten und Kupferstiche, ohne aber damit die Stoffgebiete der Satire etwa zu erweitern. Wie Pitschel die pedantischen wissenschaftlichen Methoden zur Zielscheibe seines Spottes macht (II. 1. g), so geißelt Johann Andreas Cramer die Vielschreiberei in seinem Prosaaufsatz „Das

allgemeine Recht der Schriftsteller" (III. 5. d). Studentische Unsitten werden von J. F. Zernitz in der „Dorfgesellschaft in H." (III. 3. c), die „Petit-maitres", die sich Gedichte auf ihre Angebeteten gegen Bezahlung anfertigen lassen, um sie dann für eigene Geistesprodukte auszugeben, werden in einem fingierten „Bittschreiben an den Herausgeber, um Besorgung einiger Gedichte" (I. 5. d) bloßgestellt. Der Registerunfug wird wiederholt (II. 1. b, c, II. 4. b) gebrandmarkt, ebenso die Hohlheit und Kritiklosigkeit politischer Zeitungen in einer trefflichen Parodierung „Staats- und Gelehrte Zeitungen des Caklogalliniſchen Correspondenten" (I. 1. d) lächerlich gemacht.

Das bereits in den „Vernünftigen Tadlerinnen" von Gottsched vertretene Bemühen, die Bildung der Frau zu heben, wird wieder aufgenommen. Besonders beliebt ist hierbei der fingierte Brief. So schreibt Schwabe „An ein Paar Frauenzimmer, welche ein Liebeslied verlangen" (I. 5. e), so korrespondieren Käſtner und Steinauer über „Das beherzte Frauenzimmer" (I. 6. d). Ein Unbekannter scherzt über die „Treue und Beständigkeit" (I. 6. m), ein anderer untersucht, wie sich die Frauen angenehm machen können (III. 4. i) und ähnliches mehr. Zum Teil verbergen sich die moralisierenden Abhandlungen auch hinter Allegorien und Träumen. So schildert Elias Schlegel einen „Tempel des Glücks" (I. 2. a), ein Unbekannter den „Garten des Glücks" (III. 4. b); Träume werden erzählt (I. 6. k, III. 1. m), und der Hallesche Anakreontiker Rudnick behandelt in einer satirischen Allegorie „Der heutige Gegenstand meiner Einbildungskraft" (I. 5. h) das Studieren vieler jungen Leute,

> welche mit einer hohen Einbildung von ihrer Wissenschaft auf die Akademie kommen und hoch hinausfliegen wollen; endlich aber ihre Schwachheit erkennen, und sich wieder niederlassen [1]).

Wie Gottsched die in studentischen Kreisen herrschenden inneren und äußeren Mißstände als Stoffgebiet in seine moralischen Wochenschriften gezogen hatte, so druckt man ein bereits 1740 zu Oldenburg erschienenes Programm: „Kurzer Erweis, daß sich alle Studierende eine historische Erkenntnis von guten Künsten und Handwerken zuwege bringen müssen" (I. 1. h) von dem Rektor Johann Michael Herbart gleich im ersten Stücke wieder ab. Oder ein Sendschreiben in Prosa an einen jungen Gelehrten verrät das sicherste

[1]) Beluſt. Bd. III, Vorrede.

„Mittel, sich in Gesellschaften hervorzutun" (I. 4. d). Ferner beweist J. B. Carpzow den Studenten, „ein Armer soll die Dichtkunst nicht sein Hauptwerk seyn lassen" (I. 4. f), parodistisch erwidert auf die verzopfte Weisheit Carpzows Magister T. G. K., daß ein Feigherziger kein Soldat werden solle (II. 1. m). Ernster handelt Kästner seine „Betrachtungen über den Beruf" (II. 1. e) ab und geißelt Zernitz studentische Unsitten durch ein satirisches Gedicht (III. 3. c). Lag den Mitarbeitern doch allen gerade das Wohl ihrer akademischen Mitbürger am Herzen, deren Gewohnheiten und Sorgen sie am besten aus eigener Anschauung kannten. Rabener verliert sich aber auch in satirisch-pädagogische Abhandlungen über die „Unterweisung der Jugend" (III. 4. o) und als Irenäus Mastigophorus über „die Erlernung der Sprachen und Wissenschaften auf niederen Schulen" (II. 5. k), womit er die Vorbereitungszeit für das Universitätsstudium desgleichen in die Diskussion zieht.

Etwas mehr abseits steht die Gruppe von Untersuchungen, die sich mit Fragen über Literatur und Ästhetik beschäftigen. Hier waren allerdings die Grenzen schon durch das Bestehen der „Critischen Beyträge" sehr eng gezogen, die rein sachlichen Erörterungen demnach so gut wie ausgeschlossen, wenn sie nicht durch ihre äußere Form und Einkleidung einen Anspruch auf Abdruck in den „Belustigungen" machen konnten. So finden sich Gellerts „Gedanken von einem guten deutschen Briefe" (II. 2. l) als einer der wenigen kritischen Prosaaufsätze. Magister Johann Georg Walther trägt seinen „Unterschied des Erhabenen nach des Hermogenes und Longins Grundsätzen" in einer Rede vor (II. 4. d), ebenso verfährt der Marienthaler Vizerektor J. J. Schilling in seiner „Schutzrede für die Beredsamkeit" (III. 3. d). Rabener wählt für seine Betrachtungen über die „Zulässigkeit der Satire und deren Einrichtung" (III. 2. b) allerdings auch die Prosa, in seinem „Beweis, daß die Reime in der deutschen Dichtkunst ganz unentbehrlich sind" (I. 5. a) dagegen den Alexandriner. Ihm entgegnet Mag. Samuel Ephraim From aus Marienburg in einem reimlosen Schäfergedicht „Die Unnützlichkeit der Reime" (I. 6. c), während Kästner wiederum den Reim in Schutz nimmt (II. 3. e). Daß dieser Streit auf Gottsched zurückgeht, der ja bekanntlich selbst einige anakreontische Gedichte reimlos übersetzt hatte, ist wohl sicher. Kästner trifft wahrscheinlich am besten den Standpunkt seines Meisters in den Versen

So lerne denn was mehr, als trotzig nachzusagen,
Was mit Bescheidenheit gelehrtre Männer wagen;
Die Reimer hat ihr Spruch verachtungswerth erkannt,
Doch niemals so, wie du, die Reime ganz verbannt;
Bis einstens der Gebrauch ein Sylbenmaaß bekräftigt,
Das mehr den Sinn vergnügt, den Dichter mehr beschäfftigt.
(II. 3. e, S. 244.)

Diese Auseinandersetzung in den „Belustigungen" berührt sich ja eng mit der Straubes und Elias Schlegels für und gegen die gereimte Komödie. Der Dramatiker Schlegel war es denn auch, der in den „Belustigungen" Fragen der theatralischen Literatur in Fluß brachte. So kritisiert er im Augustheft 1741 Regnards „Demokrit" in der traditionellen Form des Totengesprächs und verteidigt darin ganz in Gottscheds Sinn die Wahrscheinlichkeit und historische Treue der Komödie; sein Freund Kästner folgt ihm und liefert seine „Gedanken über die christlichen Tragödien" (III. 2. d) in Versen. Daß die monatlichen Theaterberichte im ersten Band, also solange die Neuberische Truppe in Leipzig spielte, wohl auch auf Gottscheds Wink geschrieben wurden, ist schon erwähnt worden.

Nach all dem Gesagten ist zu sehen, daß selbst in den Themen, die von den selbständigeren Mitarbeitern frei angeschlagen wurden, die Schule ihres Lehrers unverkennbar ist. So sehr man sich aber im Großen wie Kleinen nach Gottscheds kritischen Gesetzen richtete, ebenso entschieden erklärten sich einige der Mitarbeiter gegen die neuen Theorien und die Streitschriften der Schweizer, wendeten sich einige nicht nur gegen die modischen, sondern auch gegen die literarischen Einflüsse Frankreichs.

Nach dem, was in der Vorrede zum ersten Bande der „Belustigungen" über französische Anmaßung zu lesen stand, kann es nicht weiter verwundern, wenn wir auch sonst in den Blättern auf allerlei Ausfälle, besonders gegen Mauvillon stoßen. Herabsetzungen der Klassiker, wie sie in dem Vorwort Corneille treffen, sind sehr selten, aber dafür werden die „Lettres germaniques" und der „Bibliothecaire moderne" um so häufiger vorgenommen, und zwar nicht nur von Gottsched und seinen Getreuesten, sondern auch von den selbständigeren und kritischeren Köpfen wie Gärtner (I. 5, S. 414 ff. und III. 4, S. 375 ff.) oder Kästner. Während aber der letztere in einem Brief über das erste Stück des „Bibliothecaire moderne" ziemlich sachlich schreibt (I. 3, S. 246 ff.) und in einem matten Epigramm beweist, „daß der Verfasser der Lettres germaniques wirklich

ſo geſtorben, wie in der Vorrede erzählet wird" (II. 5. f), erfährt Mauvillon, allerdings nur mittelbar, die ſchärfſte Zurückweiſung durch Pitſchel, wenn es in der 26. Anmerkung über das Ergänzungsſtück zu Trillers Vorrede (I. 3. h, S. 282) alſo lautet:

> Ich wollte, daß der Herr Ergänzungsſtückler, und alle die andern guten ehrlichen Leute, die ſich einbilden können, daß Herr Mauvillon, oder, wie er ſich nennt, Mr. de Mauvillon, den Deutſchen ihre Blöße, in Anſehung des Witzes, ſo ſchön gezeigt habe, ſich die Luſt vergehen laſſen möchten, von deutſchen Sachen critiſch zu reden; oder daß ſie es wenigſtens nicht heraus ſchwatzten, daß ſie des Herrn Mauvillon Urtheil für richtig hielten. Denn ich ſage es ihnen allen, ohne die geringſte Ausnahme ins Angeſicht, daß ſie dadurch eine gar jämmerliche Schwäche des Verſtandes bey ſich verrathen. Wenn ſie mich hierauf heraus fordern: So verſpreche ich ihnen, als ein ehrlicher Deutſcher, ich will erſcheinen, wenn ſie es haben wollen.

Aber man wollte ſich ja nicht in theoretiſche Erörterungen darüber einlaſſen, ſondern dem Ausland poſitive Beweiſe von dem „Beleſprit"-tum der Deutſchen bringen. Deshalb finden ſich die ſatiriſchen Streiche gegen die Franzoſen immerhin weniger zahlreich, als man vermuten könnte. Mit den genannten ſind ſie ziemlich erſchöpft.

Bei weitem wichtiger für die Entwicklung der „Beluſtigungen" und ihre Stellung zu Gottſched wurde der Kampf mit den Schweizern. Die Fülle der Streitſchriften gegen die Züricher verrät mehr als die übrigen poetiſchen und proſaiſchen Beiträge nicht nur den diktatoriſchen Einfluß Gottſcheds auf die Redaktion, ſondern gibt auch den erſten drei Bänden das ihnen im Gegenſatz zu den übrigen Jahrgängen eigentümliche charakteriſtiſche Gepräge einer literariſchen Pamphletſammlung, ſtempelt ſie zum Leipziger Parteiorgan.

Gleich der zweite Aufſatz des erſten Stücks enthielt eine Herausforderung Hallers im Rahmen der „Staats- und Gelehrten Zeitungen des Caklogalliniſchen Correſpondenten", einer äußerſt witzigen Satire gegen die politiſchen Zeitungsſchreiber [1]), deren Manier an einzelnen

[1]) Wie zeitgemäß dieſe Satire war, zeigt ein Blick in die politiſchen Zeitungen jener Jahre; was man ſich darin an „Lügenmärchen" leiſtete, beweiſt das 1721 von Dr. jur. Georg Paul Hönn herausgegebene „Betrugslexikon" (vgl. Salomon, Geſchichte des deutſchen Zeitungsweſens I, 114), wo es heißt: „Zeitungsſchreiber betriegen, 1, wenn ſie zu denen von anderen Orten her erhaltenen Relationibus aus eigenem Gehirn noch mehreres ohne Grund darzu thun, 2, wenn ſie zur Ausfüllung der Blätter ſelbſt Dinge, die zwar möglich, aber zu der Zeit nicht geſchehen ſeyn, fingiren und es hernach als eine wahr-

Beiſpielen geſchickt hervorgehoben wird; neben die verſpotteten politiſchen Neuigkeiten treten vor allem Hofnachrichten und wunderliche, auf den Geſchmack der Spießbürger berechnete Mitteilungen, „Enten" würden wir heute ſagen; ſo heißt es einmal:

> Allhier iſt ein Mann von 100 Jahren geſtorben, welcher noch vor 15 Jahren eine Frau von 95 Jahren geheirathet, mit der er Kinder gezeuget haben würde, wenn ſie nicht beyde ſchon ſo lange die Krone der Ehre getragen hätten.

Gegen die übliche Feuilletonrubrik „Von neuen merkwürdigen gelehrten Sachen" wird im allgemeinen ebenſo geſtichelt, wie im beſonderen gegen die darin enthaltenen Lobgedichte auf Gönner der Stadt in der „Ode auf den berühmten und wohlbekannten Herrn Peter Niemand, als derſelbe zum Älteſten des löblichen Gewerkes der Schuſter ernennet wurde, mit beſonderer Ehrfurcht abgefaßt von ***". Dieſes Gedicht war allerdings eine Parodie auf Hallers Ode „Über die Ehre". Ob aber damit eine Geringſchätzung der Hallerſchen Dichtung im ganzen ausgeſprochen werden ſollte, ſcheint zweifelhaft, obwohl Hagedorn in einem Briefe an Weichmann ſeine Entrüſtung darüber offen kundgibt[1]). Dagegen iſt zu bedenken, daß Haller nicht nur der Lieblingsdichter der Gottſchedin war, ſondern daß ſeine Verſe von allen Mitarbeitern häufig genug zitiert wurden[2]),

---

hafftig jetzt paſſirte Geſchichte in die Welt ſchreiben, 3, ..., 4, ..., 5, wenn ſie bey Ermangelung der Materie, die Blätter voll zu machen, alte Hiſtörgen in die Zeitungen mit eindrucken laſſen und ſolche vor neue, und als ob ſie erſt kürzlich paſſirt wären, ausgeben, 6, wenn ſie aus Mangel deſſen, was ſie ſchreiben ſollen, Dinge berichten, an deren Wiſſenſchaft der Welt doch nichts gelegen, und z. Exempel, daß dieſer oder jener vornehme Herr ſich mit der Jagd, Comödien, Opern, Schlittenfahrt und Comödiantinnen divertiret, oder an den Fuß Ader gelaſſen, dergleichen Zeug mehr in einem Thor-Zettel als in die Zeitung gehört, und was dergleichen unnöthige Dinge mehr ſind, berichten." Vgl. auch Geiger, Berlin 1688—1840, I, 397. [1]) Hagedorn ſchreibt nämlich am 8. September 1741 an Chriſtian Friedrich Weichmann: „Uebrigens kann ich nicht leugnen, daß es in den Beluſtigungen mir, und ich glaube auch jedem unparteiiſchen Leſer, mißfallen hat, daß man eine ſchöne Ode Haller's parodirt und lächerlich zu machen ſucht. Dieſe Parodie iſt einem Aelteſten des löblichen Gewerks der Schuſter gewidmet. Ich würde aber dergleichen Ausſchweifungen auch keinem Schuſter erlauben, wenn es auch ein Jakob Böhme wäre; und ich weiß nicht, ob ein ſolches Stück zur Beluſtigung des Verſtandes und Witzes dienen kann, und nicht vielmehr beiden verdrießlich ſeyn muß." Vgl. Hagedorns poetiſche Werke, V, 18. [2]) Um nur einige Stellen anzuführen, wo Haller zitiert wird, verweiſe ich auf Beluſt. I. 3. S. 242, II. 1. S. 29 bis 31, II. 5. S. 425, III. 1. S. 18/27, III. 6. S. 524, 527, 533 u. v. a. — Deshalb

die damit ihre Verehrung für den Schweizer ohne Bedenken zugestanden. Im übrigen begnügte man sich, ab und zu ganz allgemein über schwülstige oder dunkle Schreibart zu spötteln, zumal da sich Haller, der ja auch Ehrenmitglied der deutschen Gesellschaft war, in dem literarischen Kampf zwischen Bodmer und Gottsched ziemlich neutral verhielt.

Rücksichtsloser behandelte man die beiden Schweizer Kritiker. Es ist hier nicht der Platz, auf die inneren Gegensätze der Kunsttheorien Breitingers und Gottscheds einzugehen. Jedenfalls war man zunächst in der Bekämpfung der späteren Schlesier einig gewesen. Trotz einer freundschaftlichen Korrespondenz, deren man sich von beiden Seiten befleißigte, hatte man es aber mit den Jahren an verdeckten Sticheleien nicht fehlen lassen. Der offene Kampf drohte indes erst im Spätfrühjahr 1741 auszubrechen. Gottsched hatte in Breitingers „Dichtkunst" nichts als ein neidvolles Konkurrenzunternehmen gesehen, ihren inneren selbständigen Wert dagegen nicht erfaßt; dazu kamen die gelegentlichen Seitenhiebe des Schweizers auf Gottsched und vor allem auf Triller. Während die „Critischen Beyträge" sich mit einer kühlen Besprechung der neuen „Dichtkunst" begnügten, antwortete Triller, dessen Fabelpoesie Breitinger als verfehlt beleuchtet hatte, 1740 im Vorwort seiner „Neuen Aesopischen Fabeln" so heftig und grob, daß der Text auf Schwabes Veranlassung oder auf „Ernestis Zureden" gemildert und erst in dieser zahmeren Form gedruckt wurde. Die Schmähschrift, wie sie ursprünglich abgefaßt war, wurde den Schweizern in die Hände gespielt, und Breitinger entgegnete darauf mit seinem „Nothwendigen Ergänzungsstücke zu der Schutzvorrede Herrn Dr. Tr*ll*rs". Auf Gottscheds offene Kriegserklärung [1]) in der Kritik der Bodmerischen Verteidigungsschrift Miltons [2]) erwiderte man in Zürich mit der „Ablehnung des Verdachtes" [3]) und ging gleichzeitig zum Angriff über in der „Ver-

---

glaube ich auch Kästners Verfasserschaft für I. 1. d aufrecht erhalten zu können, der sich ja nicht scheute, Gedichte des von ihm sehr geschätzten Hagedorn (Beluſt. VIII. 6. g) und seiner Freunde Gellert und Elias Schlegel zu parodieren; und schließlich ist keinem der ersten Mitarbeiter, höchstens außer Rabener, eine so treffliche Satire zuzutrauen. [1]) Waniek, Gottsched, S. 363. [2]) Critische Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen u. s. w. Zürich 1740. [3]) Ablehnung des Verdachtes, daß die Schweizerische Nation sich habe überreden lassen, an Miltons verlornem Paradiese einen Geschmack zu finden. Zürich 1741.

gleichung zwiſchen Gottſcheds und Breitingers Dichtkunſt" (1741). In dieſe Zeit fällt die Gründung der „Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes", die ſomit als Antwort auf die ſeit Sommer 1741 in Zürich erſcheinende „Sammlung critiſcher, poetiſcher und andrer geiſtvollen Schriften zur Verbeſſerung des Urtheils und des Witzes in den Werken der Wohlredenheit und der Poeſie" gelten konnten [1]). Die drei genannten Schriften der Schweizer, die ſich auf eine ſachliche und tiefere Behandlung der ſtrittigen Fragen nur wenig einließen, deshalb von den Gottſchedianern nur als dreiſte, neidiſche Übergriffe empfunden werden konnten, hatten damit vorbildlich die literariſche Kampftaktik eingeleitet [2]). Darum verzichtete das Programm der „Beluſtigungen" zugunſten der „Critiſchen Beyträge" auf vollſtändige Auszüge aus Büchern, d. h. auf eingehende Kritik und behielt ſich nur das Recht vor, Betrachtungen und Anmerkungen über allerhand Schriften oder über beſondere Sätze und Stücke aus Büchern anzuſtellen, ſoweit ſie zur Beredſamkeit und Dichtkunſt Beziehung hätten. Das war vorſichtig ausgedrückt; denn den ſchweizeriſchen Schriften brauchte man ja kein Recht auf kritiſch ernſte Behandlung in den „Beyträgen" oder „Nachrichten und Anmerkungen der Deutſchen Geſellſchaft" einzuräumen. Auch ging es den meiſten Gottſchedianern zu Beginn des Streites wohl erſt recht ſo, wie den Herausgebern der Halliſchen „Bemühungen" noch zwei Jahre ſpäter, die in der Vorrede naiv genug eingeſtanden, daß ſie nicht in der Lage wären, denen gründlich zu antworten, die nach den eigentlichen Urſachen des kritiſchen Zwieſpaltes näher fragten, und daß nach ihrer Anſicht die ſchweizeriſchen Schriften von der Poeſie mit der Gottſchediſchen Dichtkunſt ungeſtört in einem Schrank hätten ſtehen können. Da man aber auf die Angriffe antworten wollte und mußte, ſo wählte man nicht gerade die „gründlichſte", ſondern die bequemſte Art, exzerpierte einfach die Texte der gegneriſchen Schriften und ſchrieb zu den aus allem Zuſammenhang geriſſenen Stellen Anmerkungen und Betrachtungen. So hatte man, wie Pitſchel einmal ironiſch meint, überdies noch den Vorteil, den alle Notenmacher haben, daß man ſeine Weisheit zeigen kann, ohne ſich

[1]) Die ſchweizeriſchen Streitſchriften ſind in dieſer Sammlung alle abgedruckt. Ich zitiere nach der 2. Aufl. von 1753: Sammlung der Zürcheriſchen Streitſchriften zur Verbeſſerung des deutſchen Geſchmackes, wider die Gottſchediſche Schule von 1741 bis 1744. Vollſtändig in XII Stücken. [2]) Vgl. Beluſtigungen I. 165/66.

über die Ordnung und Reihenfolge der Gedanken den Kopf zu zerbrechen [1]). Oder, und das war die andere Kampfmethode, man ließ die Züricher Abhandlungen überhaupt links liegen und eröffnete — vielleicht wollte man auch dadurch die Originalität deutscher Produktion beweisen — selbst die Offensive mit literarischer Satire, obwohl man scheinheilig in der Vorrede erklärt hatte:

> dabey aber hat man das Vertrauen, es werde niemand so lieblos seyn, und von uns verlangen, daß wir auf unsere Gefahr eine Schrift einrücken möchten, deren Stacheln oder Bitterkeit einem seiner Nächsten unverdienterweise wehe thun könnten. Der Witz kann ohne Anzüglichkeiten seyn; und wenn man auch zuweilen ein beißendes Salz mit einstreuet, so muß solches mehr zum heilen als zum umsichfressen dienen.

So brachte das Juliheft 1741 das erste, pseudonym mit N. H. D. unterzeichnete Buch des „Deutschen Dichterkriegs", das Augustheft den einleitenden Teil der „Anmerkungen über das Ergänzungsstück zur Vorrede vor dem Trillerischen neuen Fabelwerke" von Mag. Theodor Lebrecht Pitschel, die im ersten Halbjahrbande noch zu Ende geführt wurden, während das zweite Buch des „Dichterkriegs" erst im Juni 1742, das dritte sogar erst im November 1742 erschien.

Absichtlich, offenbar dem Rahmen der „Belustigungen" angepaßt, kleidete Gottsched [2]) seine Satire nach französischen Vorbildern in die Form der komischen Epopöe und nahm dabei besonders Bodmers kritisches Gedicht: „Charakter der Teutschen Gedichte" aufs Korn, obwohl er es erst wenige Jahre vorher in den „Critischen Beyträgen" lobend abgedruckt hatte [3]).

Der Inhalt des „Deutschen Dichterkriegs" ist kurz folgender: Nach einem einleitenden Cano und einer Anrufung der Muse, die

---

[1]) Vgl. Belustigungen I. 165. [2]) Daß Gottsched der Verfasser ist, wird auch von Waniek angenommen, und ich möchte mich ihm im Gegensatz zu Baechtold (Vier kritische Gedichte von J. J. Bodmer, DLD. No. 12, Einleitung S. X) anschließen. Letzterer hält Schwabe für den Verfasser. Der Herausgeber Schwabe war indes wohl zu einer ironischen Verdrehung wie in „Zötsches Gedanken" (vgl. Belust. III. 2. l, III. 3. k, III. 6. l) fähig, aber keineswegs zu einer derartig witzigen und selbständigen Satire; dagegen spricht schon seine ganze Veranlagung. Er führte nicht umsonst den Spitznamen „der kleine Fabius Cunctator". Bodmer im „Complot", ebenso die Hallischen „Bemühungen" (4. Stück; gewiß ein wichtiges Zeugnis!) halten gleichfalls Gottsched für den Verfasser des komischen Heldengedichts. Gar nicht in Frage kommt Johann Matthias Dreyer, der damals schon zu den Gegnern Gottscheds zählte (vgl. Schüddekopf, Briefwechsel zwischen Gleim und Uz, S. 53). [3]) Critische Beyträge 1738, 20. Stück, S. 624 bis 659.

den „geraubten Waſſereimer“, ein „Pult“ und einen „Lockenraub“ zu beſingen gelehrt hat, beginnt die mit parodiſtiſchen Homeriſchen Vergleichen und allem allegoriſchen Apparat reichlich ausgeſchmückte Erzählung. Eris, die Göttin der Zwietracht, unzufrieden mit der „faulen Ruhe der Muſenſöhne“, ſieht ſich in den weiten deutſchen Landen nach einem ſchwermütigen, verdrießlichen Schriftſteller um, den Herrſchbegier und Schmähſucht geſchickt machen, ihren Eingebungen zu folgen. Endlich bemerkt ſie am Fuße der Alpen eine alte Stadt, wo die Muſen und Grazien noch keine Aufnahme fanden. Nur einer, der tiguriniſche Barde Merbod (Bodmer) hatte ſchon einige Proben der Dichtkunſt mit ſeiner helvetiſchen Feder abgelegt und gezeigt, daß er mit den Liedern ſeiner deutſchen Brüder nicht zufrieden ſei. Eris nimmt die Geſtalt der göttlichen Kritik an, naht ſich ſo dem Schreibtiſch des grübelnden Zürichers, der eben in Brands „Narrenſchiff“ vertieft iſt, und richtet an ihn die Frage, warum er die Geißel zur Züchtigung der Poeten und Schriftſteller nicht mehr ſchwinge? Sie erinnert ihn, wie er einſt als „kritiſcher Herkules“ Hofmannswaldau, Amthor, den Leipziger „Diogenes“ und die „Vernünftigen Tadlerinnen“ geſtriegelt habe. Unvermerkt wirft ſie ihm dabei eine kleine Natter ins Tintenfaß, und nach der Aufforderung, ſeinen Kiel zu neuen Angriffen zu wetzen, verſchwindet ſie. Während Sorgen, Verdruß und Furcht abwechſelnd den tiefſinnigen Barden befallen, tritt ſein beſter Freund, der weiſe Druide Greibertin (Breitinger) ins Zimmer, dem er mit „helvetiſcher Freymüthigkeit“ die Verwirrung ſeiner Seele entdeckt und dafür die eifrigſten Glückwünſche erntet; denn Greibertin unterſtützt das Gebot der Zwietracht und ruft ihm zu:

> Tadle, richte, verdamme, verurtheile alles, was dir vorkömmt. Was andre loben, das verwirf; und was andre verſpotten, das hebe du bis an den Himmel.

Merbod, bezaubert von ſeiner „künftigen Herrlichkeit im Poetenreiche“, iſt nun entſchloſſen, den Kampf zu wagen. Von unſichtbarer Hand wird eine Rabenfeder auf den Studiertiſch geworfen, und Merbod beginnt mit ihr ſeinen „Charakter der Teutſchen Gedichte“ zu ſchreiben, während der weiſe Druide zu Relo (Orell), dem Buchhändler eilt, um ihm mit dunklen, prophetiſchen Worten die neue Schrift anzukündigen. Am neunten Tage iſt Merbod damit fertig, und gerade als er zur Sandbüchſe greift, kommt die wahre Kritik an, vermag aber nichts weiter zu tun, als einen

Nebel vor seine Augen zu ziehen, so daß der Geblendete statt des Streusands die Tinte auf den letzten Bogen seiner Schrift gießt. Dem Bemühen Greibertins gelingt es, das besudelte Blatt zu reinigen und die verwischten Zeilen zu ergänzen, und nun vermag ihm der Freund das ganze Gedicht vorzulesen. Unterdessen klopft schon der gewinnbegierige Relo an die Tür, in der Hoffnung, endlich einmal ein Werk zu erhalten, welches seinen Handel in Aufnahme bringen kann, denn die übrigen Schriften Merbods sind alle treue Ladenhüter und werfen wenig Einnahme ab. Zwar ist er enttäuscht über die geringe Bogenzahl des vermeintlichen „Meisterstücks", aber gelassen verbirgt er seinen Kummer und befördert mit Beihilfe der Zwietracht rasch den ersten Abdruck. Während die Göttin dem sorgfältigen Relo die Mühe überläßt, den „Charakter" unter den Lebenden bekannt zu machen, eilt sie selbst mit einem Abzug in das Reich der Toten, nachdem sie die Gestalt Vaumillons (Mauvillon) angenommen hat. Als sie an einen Ort der elysischen Felder gekommen ist, wo viele deutsche Poeten spazieren gehen, beginnt sie in Vaumillons Mundart die neue Nachricht zu verkündigen:

> Ein fürchterlicher Konstrichter, ein handrer Soilüs, ein neuer Scaliger ond Sciopp, hist ofgestande, und at euch alle auf seiner critisch Wageschal abgewog. Haber weh euch! er at euch alle su leicht erfund. . . . Wollet ihr mich öre, so will ich euch die ganze Fehdebrief vorles, die er euch alle sum Hohn mir in der Hunderwelt mitgegeb at.

Die meisten eilen unter Lachen und Spotten fort, denn sie verstehen nichts von dieser kauderwelschen Anrede. Während aber die Zurückgebliebenen einen unter sich bestimmen wollen, der Merbods Gedicht allen verständlich vorlesen soll, erkennt der hinzutretende preußische Historiker Paul Gundling den Geschichtsfälscher Vaumillon, und er, wie König Friedrich Wilhelm und der Dichter Günther fallen über die Göttin her, die heftig besorgt ist, es möchten sich noch mehr finden, die sie des verhaßten Vaumillons wegen bestrafen könnten, den sie mit allen seinen Schriften darum schon mehr als einmal verwünscht hatte; sie drängt sich deshalb in den Haufen, der sie immer feindlicher umringt, und verschwindet. Der dritte und letzte Gesang bringt nun die eigentliche Kritik des Bodmerischen Gedichtes. Von Bergen, der alte Miltonübersetzer, hat es übernommen, den „Charakter" seines Nebenbuhlers vorzulesen, wird aber von den zuhörenden Dichtern immer häufiger unterbrochen, die einzelne Teile des Gedichtes eingehend und scharf tadeln. So wenden sich Opitz,

Dach und Flemming gegen die Einleitung, oder ein alter, ehrwürdiger Barde nennt Bodmer einen Tropf, weil er wie der Blinde von Farben rede und ihnen Dinge schuld gebe, die sie nie getan hätten. Philipp von Zesen richtet die Weitschweifigkeit der Schilderung, die unnötigen Füllworte und die vielen Wiederholungen ab. Otfried, der Weißenburgische Mönch, verteidigt die Poesie der Ordensbrüder und die Meistersinger, sowie Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Hermann von Sachsen, Veldeke, und andere, die sich zurückgesetzt oder vergessen fühlen, bedrängen den alten Bergen, der Miene macht, davonzulaufen. Da erscheint der Dichter Schönemann, der mit poetischem Gruß das Totenreich betritt, und mit dem sich die Meistersinger in einen Wettstreit einlassen. Damit schließt oder bricht Gottscheds komisches Epos ab.

Man wird kaum leugnen können, daß das höchst geschickte und witzige Pamphlet in seinem letzten Teil manches sachlich Richtige gegen Bodmers literarhistorische Auffassung enthält und demgemäß gewürdigt worden ist, so sehr man allerdings in den Kreisen der Mitarbeiter und der unparteiischen Leser die Aufnahme einer derartig persönlichen Satire verurteilen mußte, die ganz dazu angetan war, die Gegner zu reizen und zu ähnlicher Polemik herauszufordern.

Wie schon gesagt, ging das Erscheinen des komischen Prosaepos — übrigens auch ein Beweis für Gottscheds Verfasserschaft — sehr langsam vor sich. Schlag auf Schlag folgten hingegen Th. L. Pitschels „Anmerkungen über das Ergänzungsstück zur Vorrede vor dem Trillerischen neuen Fabelwerke" im zweiten, dritten und vierten Stück des ersten Bandes. Äußerlich gibt sich diese Arbeit als eine Entgegnung auf Breitingers „Nothwendiges Ergänzungs-Stücke", indessen werden auch die beiden anderen Streitschriften, Bodmers „Vergleichung" und „Ablehnung des Verdachtes" gelegentlich herangezogen. Man würde aber mit der Vermutung fehlgreifen, als ob sich Pitschel etwa zum Verteidiger der Trillerschen Fabeldichtung aufwerfen wollte; im Gegenteil, er erklärt, daß er nicht sonderlich unter die Verehrer jener Muse gehöre, und wenn er „in Anschauung ihrer" ein aufrichtiges Bekenntnis tun soll, so gefällt sie ihm „gar nicht wohl". Denn die Gedichte seien sehr nachlässig ausgearbeitet und flüchtig angelegt. Ja, in der vierzehnten Anmerkung zerpflückt er die Fabel vom Affen, der Buchdrucker geworden ist, sehr scharf, um damit zu zeigen, daß sich viel gewichtigere Einwände gegen

Triller hätten machen lassen, als es die Schweizer getan haben, die eine kindische Freude darin suchten, immer die gleichen Mängel wieder aufzustechen, die schon Breitingers „Dichtkunst" hervorhob. Hätte man auf den Sinn der Fabeln ordentlich acht gehabt, so würden den Kritikern die Fehler gleichsam in die Hände gelaufen sein.

Was nun für Pitschel die eigentliche Veranlassung zur Niederschrift seiner Gedanken gewesen ist, deckt sich ungefähr mit den Ursachen, derentwegen man Mauvillon den Krieg angesagt hatte. In dem einleitenden Schreiben heißt es nämlich von den Anmerkungen[1]):

> Sie gehen nicht so sehr die Sachen des Ergänzungsstücks und seiner Anhänge, als die Art an, mit welcher solche vorgebracht worden sind. Hätte der Verfasser desselben von den Leipziger Censoren, den deutschen Journalisten und Gesellschaften, den Schülern des Herrn Prof. Gottscheds, und dem Geschmacke der Deutschen überhaupt, in einem andern Tone gesprochen: So würde ich mich nicht so gar geschwinde zum Zweykampfe angebothen haben.

Zugegeben, Pitschel war wirklich über die schweizerische Polemik ehrlich entrüstet, so ist doch anzunehmen, daß er erst auf Gottscheds Drängen hin seinem Verdruß in den ziemlich matten Betrachtungen Luft gemacht hat. Den vorhin angeführten Worten gemäß wären dann in der 21. und 31. Anmerkung die Angelpunkte der Abhandlung zu sehen. Die erste wendet sich gegen die einzelne Bezeichnung der Zeitungsschreiber als „Buschklöpfer", die zweite aber gegen die Behauptung, daß die Gottschedianer durch ihr Ansehen, welches sie bei ihren Schülern genössen, durch die Gefälligkeit ihrer Vorredner und Journalisten, die überall zu ihren Diensten bereit wären, durch ihre gelehrten Bündnisse usw. die „Dichtkunst" Breitingers in den Ruf gebracht hätten, sie verdiene nicht gekauft oder gelesen zu werden, und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil das Buch dem Ruhm einiger von den berühmtesten deutschen Poeten zu sehr im Lichte stände. Aus Pitschels Erwiderung auf diese „dreuste Anklage" hört man in der Tat eine überzeugte Empörung heraus. Er fordert Beweise, und gesetzt auch, es gäbe wirklich einen unter den Gottschedischen Schülern oder Journalisten, der den Ergänzungsstückler beleidigt hätte, so käme ihm noch lange nicht das Recht zu,

---

[1]) Belustigungen I. 2. i, S. 162.

der ganzen Zunft entgelten zu lassen, was einzelne „Zunftverwandte" gesündigt haben. Und dann heißt es weiter:

> Weil er es also gar zu ausschweifend gemacht hat, so habe ich die Ehre, ihm zu melden, daß ihn die beleidigten Deutschen so lange öffentlich für =nv=rsch=mt, sage unverschämt, halten werden, bis er wegen seiner allgemeinen Beschuldigung auch allgemeinen, und zwar so bündigen Beweis führen wird, daß er allenfalls auch in der Gerichtsstube gelten könnte[1]).

Sachlich ist Pitschels Ansicht, das „Ergänzungsstück" sei nur eine flachere Wiederholung des in der Züricher „Dichtkunst" befindlichen Traktats über die Fabeln, entschieden richtig, und schließlich muß man noch anerkennen, daß sein Urteil in der 30. Anmerkung über Milton, dem er hohe Gedanken, lebhafte Bilder, kurz viele „poetische Eigenschaften" zugesteht, zum Teil eine gewisse Unabhängigkeit von Gottsched verrät, wie er denn auch bekennt, daß er vieles im „Verlorenen Paradies" gelten lasse, was sein Lehrer verwerfe. So sucht er ebenfalls Haller in einem „Traum" gerecht zu werden und eine Erklärung zu geben, wie man die edle Art zu denken, die schwungvollen Gedanken und den poetischen Ausdruck des genannten Dichters schätzen kann, ohne doch die Dunkelheit des Sinns und der Wortfügungen oder die „Rauhheit" etlicher Wörter zu übersehen.

Sonst bewegen sich aber Pitschels Anmerkungen nur an der Oberfläche; tiefer in die Fragen einzudringen, versucht er ebensowenig wie sein Gegner. So macht er sich zumeist über dialektische Anklänge, falsche Wörter und andere sprachliche Entgleisungen lustig oder tadelt die Anwendung biblischer Sprüche, die Anonymität und in dem Druck des Namens Triller den Ersatz der Vokale durch Sternchen und ähnliches. Und auch wo es gilt, für den eigenen Lehrer in die Schranken zu treten, läßt es sich Pitschel mit Äußerlichkeiten genügen; so verteidigt er die Bezeichnung der „Critischen Dichtkunst" als „Versuch", ferner die kluge „Bescheidenheit" Gottscheds, mit der er sich der Beurteilung lebender Poeten enthalten habe, und versagt ganz an der Stelle, wo eine objektive Vergleichung der beiden feindlichen kritischen Werke geboten war.

Breitinger und Bodmer haben unbegreiflicherweise anfangs Gottsched selbst für den Verfasser der Anmerkungen gehalten und Pitschel erst später, nachdem er im Register genannt war, unter dem Namen Telpisch verhöhnt. Vielleicht deswegen, weil man in dem Leipziger Oberhaupt selbst den Autor vermutete, ließ sich Breitinger

[1]) Belustigungen I. 4. h, S. 363/64.

auf wiederholte, allerdings ebenso schwächliche Streifzüge gegen die „Anmerkungen" im „Echo des deutschen Witzes"[1]) ein, dessen langweiliges und ermüdendes Witzeln und Nörgeln über ganz nebensächliche Dinge Waniek sehr richtig hervorhebt[2]).

Viel bissiger antwortet Bodmer unter dem Namen Heinrich Effinger auf den „Deutschen Dichterkrieg", von dem allerdings zunächst nur das erste Buch vorlag, in seinem „Complot der herrschenden Poeten"[3]), das sich vorzüglich gegen Gottsched und seine Anhänger richtet, gleichzeitig aber einzelne Teile des „Dichterkriegs" oft wörtlich parodiert[4]).

Auch bei dem „Complot der deutschen Poeten und Kunstrichter" macht sich eine kurze Wiedergabe des Inhalts nötig, um die Antworten, die in den „Belustigungen" darauf erfolgten, zu verstehen.

Der geängstigte Schottged (Gottsched) wälzt sich schlaflos auf seinem Lager aus Furcht, Silcow (Liscow) und Dornhage (Hagedorn) könnten zu seinen Feinden übergehen und der von ihm gepredigte Geschmack durch die Züricher Zuchtmeister ernstlich bedroht werden. Seine Gattin, die weise Muskul (Kulmus), von seinem Winseln erweckt, rät ihm, eine Versammlung der deutschen Poeten zusammenzurufen und mit ihnen zu erwägen, wie man die schweizerischen Kunstrichter unschädlich machen könnte. Gesagt, getan! Die deutschen Dichter kommen auf Tiberkopfs (Breitkopfs) Parnaß zu Hunderten zusammen, nur Gönik (König) und Korbs (Brockes) bleiben fern. Der Vorsitzende Schottged, durch den Anblick der ihm untertanen Dichter mit Mut und Stolz erfüllt, besteigt das Katheder und schildert ihnen die gefahrvolle Lage, kritisiert die Machtsprüche der schweizerischen Gegner, verweist auf die Angriffe, vor denen keiner unter ihnen sicher sei, und ermahnt deshalb zur Einigkeit, worauf die Versammelten bei den furchtbaren Namen Moraths (Amthor), Stelpos (Postel) und Kirchneus (Neukirch) schwören, treu an ihrem Geschmack festzuhalten und einmütig an der Seite Schottgeds auszuharren. Darauf erteilt dieser einzelnen Dichtern das Wort. Heckenei (Heinecke), Tirller (Triller), Werzach (Schwarze) und Henak (Hanke) treten nacheinander auf, schließlich auch der „muthige Jüngling Waschbe" (Schwabe), der getreu dem Programm der „Belusti-

[1]) Sammlung Züricher Streitschriften, 4. und 6. Stück. [2]) Waniek, Gottsched, S. 440. [3]) Sammlung Züricher Streitschriften, Bd. I, St. 3, S. 161 ff. [4]) Auch Einflüsse von Rosts komischem Heldengedicht „Das Vorspiel" lassen sich in der ganzen Anlage wie auch in einzelnen Motiven nachweisen.

gungen“ den Rat gibt, ſich nicht tiefer mit den Gegnern einzulaſſen, ſondern ſie durch Fabeln, Erdichtungen, Allegorien und Gleichniſſe, kurz durch allerlei Poſſen der Lächerlichkeit preiszugeben. Schottgeb ſtimmt ſeinem Schildknappen bei und verweiſt die Zuhörer auf den „Deutſchen Dichterkrieg“, den er ſelbſt als beſtes Vorbild ausgebrütet habe. Nachdem noch der Schutzgott des herrſchenden Geſchmacks aufgetreten iſt und ſeine Gläubigen in ihrem Vorhaben ermutigt hat, legt die plötzlich erſchienene Göttin der Kritik die beiden gegneriſchen Poetiken in die Wagſchale. Zum allgemeinen Entſetzen ſchnellt Gottſcheds „Verſuch“ in die Höhe wie leichte Spreu, während Breitingers „Dichtkunſt“ ſchwer niederſinkt. Aber der Meiſter Schottgeb wie ſeine zahlreichen Anhänger werden dadurch um nichts klüger.

Wir haben nach dieſer Inhaltsangabe allen Grund, Johann Elias Schlegel zu glauben, wenn er einige Jahre ſpäter von Kopenhagen an Bodmer darüber folgendes ſchreibt:

> Wenn ich Ihnen vieles von der „Chronique ſcandaleuſe“ des deutſchen Wizes in Leipzig erwehnen wollte, dörfte ich mich nur auf die Zeiten berufen, da das Dichterkomplott faſt allen, die darinn getroffen waren, die Galle rege gemacht hatte, und ich mich genug zu erwehren gehabt, nicht in den Streit gezogen zu werden, weil ich, die Wahrheit zu geſtehen, der Verfaſſer des ſogenannten „waſchhaften poetiſchen Schreibens wider den Herrn Mauvillon“ bin[1]).

Schlegel hat ſich freilich ebenſowenig in die Fehde verwickeln laſſen, wie die anderen vorurteilsfreieren Mitarbeiter der „Beluſtigungen“; nach einzelnen Stellen in den Vorreden zum zweiten und dritten Bande könnte man ſogar vermuten, als hätte unter ihnen ſchon damals wegen der Pamphlete Mißſtimmung und Unzufriedenheit, ſicherlich aber die Überzeugung geherrſcht, daß ſolche Stücke nicht in die Zeitſchrift gehörten, ſondern nur ihrem Rufe ſchadeten.

Darum fand ſich zunächſt auch niemand unter den Beiträgern, der auf die vielfachen Sticheleien im „Echo des Witzes“ eingegangen wäre. Die fünf erſten Monatshefte des zweiten Bandes enthalten, abgeſehen von flüchtigen Bemerkungen, nichts, was irgendwie mit der literariſchen Fehde in Verbindung geſetzt werden könnte. Erſt

---

[1]) Johann Elias Schlegels Brief aus Kopenhagen vom 19. April 1746 ſteht in den „Briefen berühmter und edler Deutſchen an Bodmer“, herausgegeben von G. F. Stäudlin. Stuttgart 1794. S. 32.

der Brachmonat 1742 bringt außer dem zweiten Buch des „Dichterkriegs" ein anonymes Schreiben der Gottschedin „Von der gezwungnen dunkeln Schreibart nebst einer Ode auf einen Schulmeister aus dem Quintilian" (II. 6. d), vielleicht im Anschluß an Breitingers „Abentheuer, das sich mit der Äneis Hrn. Joh. Christ. Schwartzen in Conrektor Erlebachs Schule zugetragen hat" [1]). Und am Schluß erscheint eine offenbar wirklich aus Schaffhausen eingesandte, mit M. O. Z=r unterzeichnete „Nachricht von einer sonderbaren Begebenheit aus dem Canton Zürich" (II. 6. m).

Hatten bisher Bodmer und Breitinger nur einzelne Aufsätze der „Belustigungen" aufs Korn genommen, so befaßten sich Conrektor Erlebachs „Nachrichten von gelehrten Schriften" [2]) eingehender mit der Vorrede und dem Heumonat der Schwabeschen Monatsschrift selbst. Nach einem satirischen Bericht von der Gründung der „Belustigungen" beginnt im dritten Teil eine scheinbar sachliche Rezension des ersten Stücks, die aber über die übliche Bespöttelung von Einzelheiten auch nicht hinauskommt und mit vollem Recht allseits verurteilt worden ist. Um die Art der polemischen Kritik zu kennzeichnen, die von den Schweizern an den „Belustigungen" geübt wurde, sei es mir gestattet, eine Stelle aus den „Nachrichten von gelehrten Schriften" anzuführen [3]):

> Der Verfasser derselben ist Herr Magister Joh. Joachim Schwabe, der schon einige Jahre daher in Hrn. Breitkopfs Diensten gestanden, und das Aufnehmen der deutschen Musen mit der Ausbreitung des Breitkopfischen Verlags geschickt zu verbinden gewußt hat. Die besondere Absicht gegenwärtiger Schrift, worinnen man einige Früchte des deutschen Wizes und Verstandes zu sammeln willens ist, stellet uns der Herr Magister auf dem Titelblatte in einem emblematischen Bilde vor Augen; wenn er die deutschen Poeten und Redner in einem feinen Kupferstiche unter dem Sinnenbilde eines sizenden Bären abbildet, der an der Tatze sauget, und solches mit der Aufschrift, Ipse alimenta sibi, erläutert: Wodurch er den eigenthümlichen Reichthum und die Fruchtbarkeit des deutschen Wizes auf eine recht edle, lebhafte und sinnreiche Art erhebet, und vertheidiget.

Am Schluß aber überbietet man alle bis dahin bewiesene Verrohung der Polemik mit der zynischen Bemerkung, daß die meisten Monatshefte mit besserem Recht den Titel führen würden: „Die Menses der deutschen Musen zur allgemeinen Belustigung aufgefasset von M. Johann Joachim Schwabe".

---

[1]) Sammlung Züricher Streitschriften, Bd. II, St. 7, S. 81/90. [2]) Ebenda Bd. I, St. 3, S. 134/60. [3]) Ebenda Bd. I, St. 3, S. 139.

Auf Grund dieſer wahrſcheinlich von Bodmer höchſteigenhändig herrührenden „Nachrichten" wurde von Schwabe trotz des Widerwillens ſeiner Mitarbeiter der Kampf fortgeſetzt. Zunächſt knüpft ſchon das vorhin genannte ziemlich witzloſe Schreiben aus Schaffhauſen, das um ſo willkommener war, weil es aus Feindesland einlief, an die Züricher Kritik der „Beluſtigungen" an, die in der „Nachricht von einer ſonderbaren Begebenheit" allegoriſch, oft mit wörtlichen Anſpielungen parodiert wird.

Die Erzählung beginnt mit einer ganz geſchickten Charakteriſierung der Beluſtigerſchar[1]):

> Im September oder October ungefähr ward er eines ehrbar gekleideten deutſchen Mannes gewahr, der eine freye und heitre Stirn hatte, und mit einem natürlichen, aber etwas muntern Gange ſich in der Ferne blicken ließ. Er hatte einige Gefährten aus den meiſten Provinzen von Deutſchland, und auch ſelbſt aus einigen unſerer Eidgenoſſenſchaften bey ſich, denen eine gleiche Freudigkeit aus den Augen leuchtete, welches allezeit ein Zeichen eines guten Gewiſſens iſt. Einige unter ihnen waren ſehr ernſthaft, und hatten ein philoſophiſches Anſehen. Andere waren etwas aufgeräumter und lebhafter. Verſchiedenen blitzte die Glut einer zärtlichen Liebe aus den buhleriſchen Augen. Andere trieben, voller Schalkheit, ihren Spaß mit denen ihnen vorkommenden Gegenſtänden, an welchen ſie etwas ungereimtes entdeckten, und hatten ihr Gelächter darüber; da andere die bemerkten Thorheiten etwas ernſtlicher ahnteten, dabey aber doch noch immer liebreich blieben. Noch andere ſpielten mit den Thieren, die ſie antrafen; wenn ſich andere mit dem Singen einiger nach griechiſcher Art verfertigten Lieder vergnügten, oder auch Erzählungen aus den Welten der Dichter vorbrachten: Doch alle ſchienen etwas an ſich zu haben, welches beluſtigte.

Unbeſorgt ſetzen ſie ihre Luſtreiſe fort, ohne an Räuberei oder Scharmützel zu denken. Inzwiſchen iſt es Nacht geworden, und die beiden Züricher Sterndeuter Erlenbach und Effinger, die auf die „poetiſchen Aſpecten der deutſchen Luft" genau Achtung geben, entdecken plötzlich eine außerordentliche Lufterſcheinung am poetiſchen Horizonte[2]). Die beiden geraten über die Deutung des „fürchter-

[1]) Beluſtigungen II. 6. m, S. 567. [2]) Vgl. zu dieſer Stelle wie für die ganze „Nachricht von M. O. Z=r" folgende Einleitung aus den „Nachrichten von gelehrten Schriften" (a. a. O. S. 134/36): „Man hat in dem Heumonate des laufenden Jahres an dem poetiſchen Horizont zu Leipzig eine außerordentliche Lufterſcheinung geſehen, die anfänglich jedermann in ein großes Erſtaunen ſezete, bis ein gewiſſer Schwabe, der als ein großer Wahrſager und Zeichendeuter berühmt iſt, in einer offentlichen Anrede die ganze deutſche Nation auf ſeinen Credit gutherzig verſicherte, dieſes ungewohnte Luftzeichen hätte eine eben ſo tröſtliche Bedeutung für das Reich der deutſchen Poeten, als ehmahls

lichen Zeichens" in Streit, beginnen aber endlich aus Furcht ein mörderliches Geschrei zu erheben, so daß die gesamte Bewohnerschaft der umliegenden Dörfer zusammenläuft. Endlich tritt ein ansehnlicher Hirt unter die verstörten Männer und belehrt sie, daß der helle, weiße Streif nichts weiter als die Milchstraße sei, die ihr Dichter Bodmer so oft besungen habe. Beruhigt gehen die Leute auseinander. Mittlerweile ist es aber wieder Tag geworden und hat sich der Zug der Belustiger genähert. Noch unter dem Eindruck der vorangegangenen Ereignisse halten Erlenbach und Effinger in ihrer nimmermüden Phantasie die friedliche Gesellschaft für ein allgemeines Landaufgebot. In ihrer Furcht vor einem Angriff dünkt es ihnen das beste, die Fremden „mit Töpfen voller Unreinigkeit zu besudeln", und so beginnen sie ein Bombardement mit stinkenden Ziegenkäsen, faulen Eiern und vermoderten Äpfeln. Ein Zufall will es, daß sie mit dem Gesicht in ihre eigenen Waffen fallen, die sie gänzlich zerquetschen, und mit dieser „lieblichen Schminke" geziert ernten sie allgemeines Gelächter.

Mit dem Pamphlet, das ja freilich insofern wertvoll war, als es die günstige Aufnahme der „Belustigungen" bei unparteiischen Schweizern bewies und das Urteil Bodmers als vereinzelt hinstellte, ließ man es zunächst bewenden, um aber im dritten Band den Kampf aufs neue zu eröffnen. In der Vorrede zum Heumonat 1742 stellt sich allerdings Schwabe, jedenfalls mit Rücksicht auf seine Mitarbeiter, als ob er der Polemik künftig so gut wie möglich aus dem Wege zu gehen suche, indem er schreibt:

> Vielleicht erwarten hier einige von meinen Lesern meine Gedanken über eines zürchischen Kunstrichters Beurtheilung der Belustigungen. Allein ich bin nicht gesonnen, mich darüber zu erklären; sondern überlasse es einem jeden, unparteyisch davon zu halten, was ihm gut deucht.

Er hat keine Lust, sich mit einer „Schattenperson" einzulassen, denn gestützt auf das Zeugnis mehrerer angesehenen Einwohner bestreitet er entschieden, daß in Zürich ein Konrektor Erlebach lebe. Im Widerspruch zu diesen Absichten kündigt er aber gleichzeitig an, daß er von einem „gewissen Schulhalter" gebeten worden sei, seine Gedanken über Konrektor Erlebach sagen zu dürfen; der Herausgeber hätte nun gehofft, diesen angebotenen Aufsatz mit der Vorrede seinen Lesern darlegen zu können, aber vielleicht habe der Schulhalter sich

---

die Erscheinung des ersten Regenbogens nach der Sündflut für die Einwohner der damahligen neuen Welt gehabt haben mag u. s. w."

anders beſonnen oder ſei nicht fertig geworden. Der Schulhalter iſt aber, wie noch zu zeigen iſt, niemand anders als Schwabe ſelbſt, und der Grund, warum ſeine „Gedanken" vorläufig nicht gedruckt werden, iſt der, daß er ſie nicht hat zu Ende ſchreiben können, wie ſein Brief an Gottſched zeigt, der ſpäter noch anzuführen iſt.

Dafür erſcheint aber im erſten Stück des dritten Bandes eine andere Satire: „Antipope, oder Verſuch von den wahren Eigenſchaften eines Kunſtrichters" (III. 1. i). Ich vermute in Pitſchel den Verfaſſer; denn Schwabe, der die „Gedanken des Schulhalters" aus Zeitmangel nicht zum Abſchluß zu bringen vermochte, kann ebenſowenig in Betracht kommen, wie die anderen neutraleren Mitarbeiter. Straube war bereits am 13. Januar 1742 nach Berlin abgereiſt; es bliebe alſo nur Pitſchel, von dem Gottſched ja ausdrücklich behauptet, daß er mehrere Pamphlete gegen die Züricher geſchrieben habe.

Im erſten Stück der „Züricher Sammlung critiſcher und anderer Schriften" fand ſich eine Überſetzung von Alexander Popes „Verſuch von den Eigenſchaften eines Kunſtrichters", die Drollinger geliefert hatte. „Erlenbach, der jüngere, Gymnaſiarcha zu Chur", Bruder des berühmten Konrektors Erlenbach zu Zürich, will ſich nun, wie ſein Vorbericht erkennen läßt, bemühen, diejenigen nach dem Leben zu ſchildern, die er mit der tiefſten Verehrung als unverwerfliche Muſter eines Kunſtrichters anſieht, will zeigen, wie ein Kunſtrichter beſchaffen ſein muß, worin ſein Amt beſteht, und welchen Nutzen er daraus zieht. Da er aber ſeinem Heros nach ganz anders denken und ſchreiben muß als Pope, hat er ſeinem Aufſatz den Namen „Antipope" gegeben, wozu er ſich, da in der Familie Erlenbach das Urteil erblich ſei, für vollkommen berechtigt hält. Darauf beginnt nun die eigentliche, nur zwölf Seiten umfaſſende Abhandlung, die eine ironiſche Anpreiſung der Bodmerſchen und Breitingerſchen Kritik und Polemik darſtellt. So wird von einem Kunſtrichter Unwiſſenheit, Dreiſtigkeit und Grobheit gefordert, er muß handfeſt, milzſüchtig, hager und nicht länger als drei Ellen ſein. Um berühmt zu werden, ſoll er einer ganzen Nation einen falſchen Geſchmack beilegen, den die wenigſten unter ihnen haben; noch leichter und dankbarer ſei indes der folgende Weg:

> man leſe ſich einen Mann aus, welchen alle Welt für einen Gelehrten hält, man fordere ihn vor ſeinen Richterſtuhl, man verdamme ihn, und alle Sachen, die er geſchrieben hat, noch ſchreibet, oder künftig ſchreiben wird;

man thue alle diejenigen in den Bann, welche ihn für vernünftiger halten, als uns[1]).

Einzelne Schimpfwörter aus Züricher Streitschriften werden herausgehoben und als „auserlesene Macht- und Kernwörter" gerühmt, mit denen man sich das Vertrauen der Leser gewinnen könne. Und in dieser ironischen Tonart geht es weiter bis zum Schluß, so daß jedenfalls dieser „Antipope" als die harmloseste und ungesalzenste Satire gegen die Schweizer in den „Belustigungen" gelten kann.

Mittlerweile war der „Schulhalter J. F. Zötsche" mit der Niederschrift seiner „Gedanken über eines zürchischen Kunstrichters Beurtheilung der Belustigungen des Verstandes und Witzes" zu Ende gekommen, die in drei Abschnitten August (III. 2. l), September (III. 3. k) und Dezember (III. 6. l) 1742 erschienen.

Über den genannten J. F. Zötsche, Schulhalter in Leipzig, herrscht eine merkwürdige Unklarheit. Auch Waniek scheint sich zum Teil über seine Bedeutung geirrt zu haben[2]). Die bei einer näheren Untersuchung zutage tretenden Vorgänge sind jedoch so charakteristisch für die Polemik wie deren Auffassung in jenen Fehdejahren, daß es sich lohnt, einmal darauf einzugehen.

Zunächst sei festgestellt, daß Zötsche nicht an den „Belustigungen" mitgearbeitet hat, denn das ihm von Waniek[3]) zugesprochene, allerdings mit J. F. Z. unterzeichnete Gedicht „Die Dorfgesellschaft in H." (III. 3. c, S. 323) ist von Christian Friedrich Zernitz[4]), der freilich immer seinen ersten Vornamen C. in J. zu verändern und mit J. F. Z. statt C. F. Z. zu unterschreiben pflegt[5]).

Daß aber der Verfasser der „Gedanken" nicht J. F. Zötsche, sondern der Herausgeber Johann Joachim Schwabe selbst gewesen ist, geht aus dessen schon bei anderer Gelegenheit genannten Briefen an Gottsched vom 28. Juni und 25. Juli 1742 hervor. Im ersteren schreibt er[6]):

Ew. Hochedelgebohrnen empfangen hier die Vorrede zu den Belustigungen (III. 1. a), aber eine ganz andere, als ich Ihnen wirklich zu übersenden vor Dero Abreise gedacht habe. Der Tod des Herrn Prof. Richters ist Schuld, daß mein Schulmeister nicht hat fertig werden können, den

[1]) Belustigungen III. 1. i, S. 60. [2]) Waniek, Gottsched, S. 435/36, 473, 478. [3]) Waniek, Gottsched, S. 435 Anm. 1. [4]) Vgl. dessen Versuch in Moralischen und Schäfer Gedichten, Hamburg und Leipzig 1748, S. 118. [5]) Belustigungen III. 3. c, 4. h, IV. 2. o, 6. l, unterz. J. F. Z., und II. 4. c, III. 1. l, 2. a, 4. c, IV. 1. n, IV. 3. e, 4. a, V. 2. a unterz. J. F. Zernitz. [6]) Vgl. Gottscheds handschriftlichen Briefwechsel Bd. VII, Fol. 192/93, Brief Nr. 1439.

zürcherischen vermeynten Conrector seine Abfertigung zu geben, und ihn selbst nebst seinen Mitgenossen die uns angedrohte Züchtigung empfinden zu lassen. Indessen ist ihm solches noch vorbehalten; da ich itzo wegen der Unruhen, und des Laufens und Rennens wegen der Erhaltung der durch obgedachten Tod erledigten Collegiatur nicht recht habe zu mir selber kommen, noch vielweniger aufgeräumt seyn können.

Soweit der eine Brief; mit dem anderen[1]) überschickt Schwabe den ersten Teil seiner „Gedanken" und bittet um Gottscheds Zensur. Nachdem er sich über Stil und Absicht des Pamphlets geäußert hat, meldet er weiter:

Fragen mich aber Ew. Hochedelgeb. wie er denn heißt: So weis ichs noch diese Stunde nicht. Herr Breitkopf meynet, daß einer Namens Jeschke sich als Vater zu diesem Kinde bekennen werde. Er hoffet, er solle wirklich in Gegenwart zwoer oder dreyer Personen seinen Namen unterschreiben. Sollte dieses aber nicht seyn, so wird der Brief eines verstorbenen Auguſt dieses verrichten[2]).

Die Sache ist also die: einerseits um den eigenen Namen zu schonen, anderseits um dem Pseudonym Breitingers als Konrektor ironisch mit dem eines Schulhalters die Wage zu halten, dann aber auch, um den Anschein bei den Schweizern sowohl, als bei den Mitarbeitern zu erwecken, als ob der Streich von unparteiischer Seite geführt werde, läßt sich Schwabe zu diesem Versteckspiel herbei, das er nicht einmal in den Briefen an den eingeweihten Gottsched aufgibt, indem er immer im Scherz von dem Schulmeister als einer dritten Person spricht, und in den „Belustigungen" fortsetzt, wenn er behauptet, er habe die Aufnahme der „Gedanken" nicht abschlagen können, nachdem er dem Verfasser, allerdings nur im Spaß, den Abdruck versprochen habe. Auf Breitkopfs Veranlassung hat demnach ein tatsächlich in Leipzig angesessener Schulhalter Zötsche seinen ehrlichen Namen für den Satirenschreiber hergegeben, eine Taktik, die übrigens Gottsched selbst schon einmal bei der Herausgabe seines „Grund-Risses einer Lehr-Arth ordentlich und erbaulich zu predigen" 1739 versucht hatte[3]).

---

[1]) Vgl. Gottscheds handschriftlichen Briefwechsel, Bd. VII. Fol. 256/57, Brief Nr. 1469. [2]) Belustigungen III. 2, S. 186/87. [3]) Vgl. Danzel, Gottsched und seine Zeit, S. 48 und Manteufels Brief an die Gottschedin am 18. September 1739: „Nous ferons mettre, s'il le faut, le nom de mon Curè de Sans-Souci, qui s'appelle Wagenseil, ou celuy de mon Spener, sur le titre. . . . . ." Auch Gottsched schlug einige Bekannte vor, die sich als Verfasser der „Lehr-Arth" bekennen wollten.

Allerdings scheint man den Vorgängen bald auf die Spur gekommen zu sein, wie folgende Bemerkung Liscows in seiner Vorrede zu Heineckes „Longin" zeigt:

> Weil Bodmer und Breitinger falsche Nahmen angenommen haben, so meint der allerliebste Pflegevater der Belustigungen, er müsse es auch so machen, und schreibt unter dem Nahmen eines alten Schulhalters wider diese Männer [1]).

Übrigens hatte Liscow am wenigsten Grund, den moralisch Entrüsteten zu spielen, war er doch in seiner Satire [2]) gegen den Lübeckischen Kandidaten H. J. Sivers um nichts feiner vorgegangen, da er sich unter dem Deckmantel des harmlosen und als schüchtern bekannten Kandidaten der Theologie Lucas Hermann Backmeister versteckt hatte, jedoch ohne sich vorher von ihm das Recht dazu auszubitten. Letzteres könnte man immerhin noch zu Schwabes Entschuldigung anführen. Es wäre ja nun möglich, daß sich der wirkliche Zötsche mit den Schweizern nachträglich in Verbindung gesetzt und ihnen die Bewegungen im Leipziger Lager verraten hat. So würde sich wenigstens die sonst unverständliche Verspottung im „Volleingeschankten Tintenfäßl" [3]) erklären. Auf keinen Fall ist aber der Anonymus, den Bodmer in einem Brief an Zehnder erwähnt [4]), unser Zötsche, wie Waniek annimmt; dagegen spricht schon das Datum vom 10. Dezember 1741, und der Inhalt der „Gedanken" Schwabes zeugt deutlich genug dafür, daß die von Waniek angeführten Stellen aus dem „Critischen Allmanach" [5]) und den Hallischen „Bemühungen" [6]) ironisch gemeint sind und sich nicht etwa auf einen tatsächlichen Angriff Zötsches gegen die „Belustigungen", sondern auf die vorliegende Schwabesche Satire beziehen. Denn die „Gedanken über die zürcherische Beurtheilung" geben sich wirklich die Miene,

---

[1]) Dionysius Longin vom Erhabenen Griechisch und Teutsch, Nebst dessen Leben, einer Nachricht von seinen Schrifften, einer Untersuchung was Longin durch das Erhabene verstehe, und einer neuen Vorrede von einem Ungenannten. Dresden 1742. Vgl. Vorrede S. 46. [2]) Liscows Sammlung Satyrischer und Ernsthaffter Schriften. Frankfurt und Leipzig 1739. II, 91/134: „Der sich selbst entdeckende X. Y. Z., oder L(u)c(a)s H(e)rm(a)n B(a)ckm(eiste)rs Rev. Minist. Cand. aufrichtige Anzeige. . . . . ." Leipzig 1733. [3]) Vgl. „Volleingeschanktes Tintenfäßl eines allezeit parat seyenden Brief Secretary. . . . . ." 1745. S. 17/40. [4]) Vgl. Pestalozzi, Idee und Macht der menschlichen Entwickelung. Bearbeitet von J. Zehnder. 1875. Die Stelle lautet S. 329: „Der Anonymus aus Sachsen, der mit uns correspondiert, versichert uns, daß wir einen großen Anhang bekommen." [5]) Vgl. Excurs 2. [6]) Hallische „Bemühungen" I, 489.

als wollten sie den Zürichern zu Hilfe kommen und deren Kritik über die „Belustigungen" rechtfertigen, die, wie der „Schulhalter" einmal sagt, nur ein Beweis sei für die zwischen den schweizerischen Kunstrichtern und den Belustigern bestehende Freundschaft und Liebe.

Die Grundidee der „Gedanken über eines zürcherischen Kunstrichters Beurtheilung der Belustigungen des Verstandes und des Witzes" liegt in dem Bestreben, einen ironischen Beweis zu erbringen, daß man die „Belustigungen" in Zürich nur deshalb rezensiert habe, um sie desto besser in Aufnahme zu bringen. In Wirklichkeit wollte Schwabe damit auf die allerdings oft ungerecht nörgelnden und groben Besprechungen in der „Nachricht von gelehrten Schriften" erwidern; und wir wollen seiner Versicherung gern glauben, daß sich einige Freunde der Monatsschrift gewundert haben würden, wenn er nicht geantwortet hätte. Denn die Schweizer hatten diesmal die „Belustigungen" als solche getroffen, ihr Programm lächerlich gemacht und absichtlich mißdeutet, den Redakteur als „Feilträger" Gottschedischer Schriften und „Handlanger" des Breitkopfschen Verlags beschimpft, Äußerlichkeiten, wie die Verlegervignette: den an seiner Pfote saugenden Bären u. a. derb verspottet, ohne sich irgendwie um eine sachliche Würdigung der Zeitschrift zu bemühen oder das Anerkennenswerte des Unternehmens zuzugeben. Es ist darum dem Herausgeber gewiß nicht zu verdenken gewesen, daß er Gleiches mit Gleichem vergalt. Aber sicherlich hätte er besser getan, wenn er der schweizerischen Tonart nicht gefolgt, sondern im Vertrauen auf seine gute Sache ernst und ruhig für seine „Belustigungen" eingetreten wäre. Es lag dies auch gewiß mehr in der abwartenden und unsicheren Natur Schwabes; aber jedenfalls war er von Gottsched und Breitkopf zu einer Entgegnung bestimmt worden, und dieser Autoritäten wußte er sich nicht zu erwehren.

Eine nähere Inhaltsangabe der „Gedanken über eines zürcherischen Kunstrichters Beurtheilung" ist nach dem Gesagten überflüssig, da ihre Einzelbedeutung erst durch eine wörtliche Gegenüberstellung mit der Bodmerschen Kritik vollkommen verständlich würde, auch sachlich der Streit um nichts erweitert wurde, sondern immer noch im alten Geleise fortging. Nur soviel sei gesagt, daß Schwabe mit dem unglaublich weitläufigen Stil und den bis zum Überdruß häufig eingeschobenen lateinischen, französischen und englischen „Sprüchelchen" auch äußerlich die Schreibweise der Züricher zu parodieren sucht,

und daß er erst am Schluß aus der Rolle fällt. Ein Meister der Ironie ist der „kleine Fabius" nicht, auch sonst ist die Verteidigungsschrift ziemlich unbeholfen und matt; nur einmal, in dem Schreiben des Konrektors Erlebach an den Herausgeber, gelingt dem Verfasser, indem er auf ein Motiv aus Bodmers „Complot" zurückgreift, die „angedrohte Züchtigung" etwas glücklicher, verrät sich eine kräftigere Satire.

Eins muß allerdings noch hervorgehoben werden, daß sich die „Belustigungen" hier wie auch sonst in ihrer Polemik im Gegensatz zu der Bodmers einer bei weitem vornehmeren Kampfesweise befleißigen und sich nie zu Derbheiten hinreißen lassen, wie sie sich in der „Züricher Sammlung critischer und anderer Schriften" finden. Keinesfalls jedoch handelte, wie schon einmal flüchtig gestreift, Schwabe im Einverständnis mit seinen Mitarbeitern, auch dieses Mal nicht, wo er wirklich in eigener Sache sprach. Sie vertraten, wie später, so offenbar auch jetzt schon den Standpunkt einer wenigstens scheinbaren Neutralität. Denn keiner von ihnen, außer Pitschel, übernahm es, für die „Belustigungen" oder gar für Gottsched das Wort zu ergreifen, so viel Verdruß auch die Temperamentvolleren unter ihnen über die rücksichtslosen Schweizer Pamphlete vielleicht empfinden mochten. Gerade aus dem Kreis des ältesten Mitarbeiterstamms, auf den der Herausgeber einigermaßen angewiesen war, mochten sich warnende und mißmutige Stimmen erheben, auf die sich Schwabe seinem Meister gegenüber berufen konnte, wenn er einer Einstellung des Kampfes in den „Belustigungen" das Wort redete. Dazu kam, daß der „Pflegevater", dem die Ausarbeitung der „Gedanken Zötsches" schwer genug geworden sein mag, selbst streitmüde war. Man kann sich leicht vorstellen, daß einem stillen, bescheidenen Gelehrten wie ihm, der sich zu nichts weniger als zu einer Kampfnatur berufen fühlte, die schweizerischen Angriffe auf seine Person höchst ungelegen kamen, zumal da er sie unverschuldet leiden mußte und viel zu unselbständig war, um nicht dadurch in seiner Überzeugung und Selbstachtung erschüttert zu werden. Denn das hatte er ja wohl ebenso wie seine Mitarbeiter bemerkt, daß die Züricher weniger über den Herausgeber der „Belustigungen", als über den Gottschedanhänger herfielen. Infolgedessen hatten unparteiische Männer wie Gärtner, Kästner, Rabener u. a. leichtes Spiel, ihn zur Beendigung des Kampfes zu bewegen.

Und so lesen wir am Schluß des dritten Bandes die auf einen

plötzlichen Umschlag in der Redaktion hindeutenden Worte, daß man sich mit der Absicht trage, künftig nichts mehr einzurücken, was sich auf die vorgefallenen Sachen zwischen den schweizerischen und sächsischen witzigen Köpfen beziehen möchte. Das letzte Stück aber endet mit der vom „Hamburgischen Correspondenten" rühmlichst genannten Fabel Schwabes „Der Bach und die Weyden", die ihrer zahmen Moral nach auffällig genug mit dem kurz zuvor abgeschlossenen dritten Teil der „Gedanken Zötsches" in Widerspruch steht, wenn es bescheiden heißt:

Ists billig, soll man solche Schriften,
Die noch im ganzen Nutzen stiften,
Um kleine Fehler spöttisch schmähn?
Ihr Meister in der Kunst zu richten,
O möchtet ihr an unserm Dichten
Geringe Flecken übersehn!

Es galt jetzt nur noch, sich mit dem Meister wegen der neuen Absichten auseinanderzusetzen. Hatte man auch in letzter Zeit Gelegenheit gehabt, einmal für sich selbst zu sprechen, so waren doch, man wußte das in den Mitarbeiterkreisen recht wohl[1]), die „Belustigungen" sonst bei den Züricher Ausfällen nur das „quid pro quo" gewesen, wobei man eigentlich Gottsched „in die Haare zu kommen suchte". Und nur weil man die Monatsschrift als ein Unternehmen des Leipziger Diktators ansah, fand sie bei den Schweizern jene uneingeschränkte und ungerechte Verurteilung, zu der sich andere unparteiische Kritiker, wie die Göttinger und Hamburger, allerdings nicht bekannten. Freilich hatten sich die „Belustigungen" selbst durch die Aufnahme der Pamphlete zur Leipziger Parteischrift gestempelt. Und nur so konnte es kommen, daß nicht allein die Schweizer, sondern auch Männer, die dem Streite fernstanden, die „Belustigungen" auf Grund der ersten Bände mit Recht für Gottscheds Organ hielten und demgemäß ihre Zuschriften statt an Schwabe an den Professor richteten, mit der Bitte, die beigelegten Aufsätze in seine Monatsschrift aufzunehmen[2]).

Je weitere Kreise nun die Auseinandersetzung zwischen Zürich und Leipzig schlug, je mehr die Mitarbeiter innerlich reiften und

[1]) Vgl. A. G. Kästners Gesammelte poetische und prosaische Schönwissenschaftliche Werke, Berlin 1841, 2. Thl. S. 168. [2]) Z. B. Friedrich Melchior Grimm an Gottsched, den 1. März 1742, in Gottscheds handschriftlichem Briefwechsel Bd. VII, Fol. 65/66, Brief Nr. 1398b. Ebenso Johann Jacob Schilling an Gottsched, den 19. Febr. 1741, ibid. Bd. VII, Fol. 49, Brief Nr. 1390.

über ihren Lehrer hinauswuchsen, desto merklicher rücken die „Belustigungen" von Gottsched ab, desto stärker erwehren sie sich seines Einflusses, der dem eines Haller und Hagedorn allmählich weichen muß. Das erste Anzeichen aber ihrer erstrebten Unabhängigkeit ist darin zu sehen, daß man vom vierten Bande ab den inzwischen weiter tobenden Kämpfen mit den Schweizern aus dem Wege zu gehen sich bemüht, Pamphleten und satirischen Kritiken keine Aufnahme mehr gewährt, sondern alle Kräfte einsetzt, den Ausgleich zwischen Breitingers und Gottscheds „Dichtkunst" positiv durch künstlerische Produktion zu erreichen.

2. Innere Umwandlung der „Belustigungen" in der zweiten Periode ihres Erscheinens.

(Etwa Januar 1743 bis etwa Juni 1744.)

Am Ende des dritten Bandes der „Belustigungen", also im Dezember 1742, hatte Johann Joachim Schwabe wider aller Erwarten — brachten doch die letzten Stücke noch ein Pamphlet um das andere — die Friedensfahne aufgezogen, zu einer Zeit, da sich zwar allgemein schon ein Überdruß an den ewigen „Zänkereien auf dem Parnaß" fühlbar machte, der Kampf aber eben in ein neues Stadium getreten war. Gottsched bedurfte also dringender denn je eines Parteiorgans. Wie nachdrücklich müssen darum die wiederholten Vorstellungen gewesen sein, die dem Gottschedtreuen Redakteur von einigen der bewährtesten Mitarbeiter gemacht wurden, um ihre Absichten endlich zu erreichen und die „Belustigungen" wenigstens äußerlich der Fehde und dem Parteigetriebe zu entziehen! Nach dem Einfluß zu schließen, den sich der Diktator auf die ersten achtzehn Monatshefte der „Belustigungen" vorbehalten hatte, kann man wohl voraussetzen, daß Schwabe nicht stillschweigend die Haltung seiner Monatsschrift zu ändern vermochte, ohne seinem Meister davon Mitteilung zu machen. Dabei brauchte er nicht einmal sich selbst als denjenigen hinzustellen, der eine Neutralität und damit eine gewisse Selbständigkeit des Journals forderte, sondern konnte auf seine Mitarbeiter verweisen, die ihn vor die Wahl stellten, entweder keine Streitschriften mehr aufzunehmen oder ihre Mitarbeiterschaft zu verlieren. Denn daß man letzteres getan hat, kann wohl deshalb angenommen werden, weil man später ausführte, womit man jetzt vorläufig drohte, weil ferner nur durch ein ganz entschiedenes Vorgehen bei der Haltlosig-

keit Schwabes etwas durchzusetzen war und man endlich so auch den Verleger Breitkopf, der höchst ungern die gewinnbringende Zeitung hätte eingehen lassen, auf seine Seite brachte. Offenbar berieten Gottsched, Schwabe und Breitkopf darüber — man denkt unwillkürlich an die Sitzungen des Meisters mit seinen Getreuen in Rosts „Vorspiel". Redakteur und Verleger mögen dabei die Wünsche der Mitarbeiter durchgedrückt haben. Daß diese äußerliche Loslösung der „Belustigungen", die freilich öffentlich nie zur Sprache kam, für das Leipziger Parteioberhaupt von Bedeutung war, leuchtet ohne weiteres ein. Gewiß hatten die „Belustigungen" nicht alle Hoffnungen erfüllt, die er anfangs auf sie gesetzt hatte. Waren sie doch, besonders was die Verurteilung Hallers anlangte, nicht immer auf seinen Bahnen gewandelt. Aber sie hatten doch im literarischen Kampf für ihn Partei genommen, seine Ansichten geteilt und seine kritischen Gesetze verwirklicht. Die Lücke auszufüllen, ja womöglich einen besseren Ersatz für das verlorene Organ zu schaffen, war nun Gottscheds Bestreben. Es wird später noch zu zeigen sein, inwieweit die Begründung der Hallischen „Bemühungen zur Beförderung der Critik und des guten Geschmacks" mit der neuen Haltung der „Belustigungen" in Zusammenhang zu bringen ist.

Daß die Mitarbeiter aber überhaupt an ihren „Pflegevater" mit dem genannten Vorschlag herantraten, lag einmal an ihrem inneren Hinauswachsen über Gottscheds kritische Gesetze, zum andern an dem sinkenden Ansehen ihres Lehrmeisters und nicht zuletzt an der Aufnahme und den Beurteilungen, die das Journal nicht nur bei den Zürichern, sondern auch in der deutschen Kritik und neuerdings sogar in nicht-schweizerischen Pamphleten gefunden hatte.

Solange die Angriffe nur aus Bodmers und Breitingers Feder flossen, hatte man immer noch die Ausflucht, sie als parteiisch und darum ungerecht zu bezeichnen. Während man sich aber im dritten Bande noch eifrig und ausschließlich gegen Zürich wandte, waren neue Gegner, und zwar im Herzen Deutschlands, in unmittelbarer Nähe Leipzigs aufgestanden, denen man wohl Undankbarkeit, aber kaum Parteilichkeit vorwerfen konnte.

Eingeleitet war die Revolution im eigenen Lande durch das Neuberische Vorspiel „Der allerkostbarste Schatz", das Gottsched als „Tadler" lächerlich gemacht und ihn in seiner dramaturgischen Reformtätigkeit getroffen hatte. Wichtiger wurden die beiden Heerlager der Antigottschedianer in Dresden und Berlin.

Dresden war das Zentrum der Gottschedopposition in Deutschland, die treibende Kraft der Hofdichter Johann Ulrich König, dessen Haß teils auf persönlicher Gegnerschaft, teils auch auf sachlichen Meinungsverschiedenheiten, z. B. in der Schätzung der Oper beruhte. Neben ihm standen als Gesinnungsgenossen der Hofprediger Marperger, der in Gottsched den Erzwolffianer bekämpfte, ferner der Minister Brühl und als brauchbare Werkzeuge im Kampf gegen den Leipziger Professor Liscow[1]) und später Rost. König war es, der in der Folge eine förmliche Verschwörung gegen Gottsched anzettelte, in die selbst der sonst so unparteiische Friedrich von Hagedorn hineingezogen worden ist. In der Gesellschaft bei Hofrat König ist nun Liscow dazu „disponiert" worden, die Vorrede zu Heineckes neuer Longinausgabe zu schreiben und darin den ersten offenen Angriff auf Gottsched und seine Schule zu wagen. Liscow weilte seit Juli 1741 in Dresden, wo er die Stelle eines Privatsekretärs bei Brühl als Nachfolger seines Landsmanns Carl Heinrich Heinecke bekleidete, dessen Longinübersetzung sich schon in der ersten Auflage in schroffen Gegensatz zu Gottsched gestellt hatte[2]). Die Neuauflage brachte jetzt die scharfe Kritik Liscows, die außer Gottscheds Übersetzer- und Kritikertätigkeit vor allem die gesamte Leipziger Schule, insbesondere die Belustiger aufs Korn nahm.

Daß die „Belustigungen" in Dresden nicht gut angeschrieben waren, dafür ist ein Brief Christ. Ludwig von Hagedorns an seinen älteren Bruder Friedrich nach Hamburg Beweis genug, in dem er ihn warnt, nichts in den „Belustigungen" erscheinen zu lassen,

> welche vom Ministre in Dreßden und sonst so wenig goutiret werden, daß du dich und per reflexionem mich, einem gewaltigen: Qu'en dira-t-on? aussetzen würdest[3]).

Liscow war indes selbst auf Gottsched wie auf dessen Anhänger nicht gut zu sprechen; denn verschiedentlich waren aus alethophilischen Kreisen Seitenhiebe auf ihn gefallen, und auch in den „Belustigungen" hatte man den bekannten Satiriker öfters zurechtgewiesen: so Pitschel, der zwar sonst dem „Witzigen und Wohlausgedachten" an Liscows Schriften gerecht wird, ihn aber deswegen tadelt, weil er „das Ernsthafte der Religion zur Unzeit in sein Scherzhaftes" eingemischt habe.

---

[1]) Vgl. Berthold Litzmann, Christian Ludwig Liscow in seiner literarischen Laufbahn. Hamburg und Leipzig 1883. [2]) Vgl. Waniek, Gottsched, S. 310. [3]) C. L. v. Hagedorns Brief an Friedrich Hagedorn aus Frankfurt a. M., den 6. Juni 1743, ist abgedruckt bei Litzmann, Liscow, S. 129.

Auch der „Antipope“ (III. 1. i) ſcheint in Einzelheiten auf ihn zu ſticheln; ſicherlich iſt aber J. C. H.'s „Wohlbegründeter Vorſchlag, wie die muthigen kleinen Gelehrten, als Mitglieder der beſten Welt, ſehr wohl zu nutzen ſind“ (II. 2. d) im Hinblick auf Liscows Satiren „Nothwendigkeit der elenden Scribenten“ und „Stand oder Antrittsrede in der Geſellſchaft der kleinen Geiſter“ geſchrieben worden.

Chriſtian Ludwig von Hagedorn, ein unparteiiſcher Beobachter der Dresdener Zurüſtungen gegen Gottſched, nennt als Haupttriebfedern für die Niederſchrift der „Vorrede“ das „Schweizeriſche Räucherwerk, H. R. Königs Unverſöhnlichkeit, und die Schwachmata des nuzillirenden Longins“ [1]). Die perſönlichen Gründe, deren eben gedacht wurde, mögen hinzukommen; indes würde man Liscow unrecht tun, wollte man ſeine Streitſchrift einzig und allein auf kleinliche und rachgierige Abſichten zurückführen. Dagegen ſpricht ſchon, daß er diesmal ſeine ſchärfſte und oft erprobte Waffe der Ironie in der Scheide läßt und „mit Vermeidung aller gröblichen und perſönlichen Inſulten, aller Einzelheiten ſowie jeder Silbenſtecherei“ geradezu auf den Kern der Sache losgeht [2]).

Die „Vorrede“, die im Auguſt oder September 1742 erſchienen ſein muß, wendet ſich vor allem gegen die Beluſtiger, die bei weitem nicht in ſo großem Anſehen ſtänden, als man es vielleicht in der Schweiz und anderorts glaube; denn verſtändige und rechtſchaffene Männer wollten ſich ja nicht mit dieſen „Verderbern des Geſchmacks und Lehrern der Unwiſſenheit“ in einen Topf werfen laſſen. Es ſei unbegreiflich, wie man es wagen könne, der Welt ſo kindiſche, ſchülerhafte, poſſierliche, platte und manchmal abenteuerliche Aufſätze als auserleſene Proben des deutſchen Witzes vorzulegen. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, nennt Liscow ihre zierliche und ſüße Schreibart ekelhaft und abgeſchmackt, ihre Artigkeit und ihren Witz erquält und kaltſinnig. Der Sinn einiger ganz ſeltſamen Aufſätze, z. B. des „Meiſterſpiels im Lomber“, der „Erzählung eines Traums“, der „Geſchichte von honigſüßen Lippen“ und des „heutigen Gegenſtands meiner Einbildungskraft“ — für die beiden letzteren hatte es Schwabe allerdings ſelbſt für nötig befunden, in der Vorrede zum dritten Band nachträglich eine Erläuterung zu geben — ſei ohne Hexerei nicht zu erkennen. Vielleicht zielten ſie auf Leipziger Vor-

[1]) C. L. v. Hagedorn an Friedrich Hagedorn, am 4. Sept. 1742. Litzmann, Liscow, S. 133. [2]) Vgl. Waniek, Gottſched, S. 444.

fälle; aber man sollte sich doch schämen, die Leser mit Lappereien aus der Leipziger „Schulsphere" zu unterhalten. Die Galanterie dieser Schulfüchse sei allerdings belustigend, denn man müsse wirklich darüber lachen, ob man wolle oder nicht. Sehr richtig hebt die „Vorrede" an einer Stelle „die Vermischung der Weltweißheit mit der Dichtkunst" hervor, die ihre Gedichte trocken und steif und ihre philosophischen Gedanken ungründlich mache.

> Sie demonstriren (heißt es, und damit trifft Liscow den Kern der Sache) in ihren Reimen, und dichten in ihren Demonstrationen: Nicht anders, als ihr großer Reinbeck, der in seinen Predigten ein Philosoph, und in seinen Schlüssen ein Priester war.

Ein daran angeschlossener Vergleich der Vorreden Schwabes zum ersten und dritten Bande, deren scheinbarer Widerspruch geschickt nachgewiesen wird, führt zu dem Schluß, es sei ebenso unmöglich, ein einziges Meisterstück in den „Belustigungen" zu zeigen, wie zu behaupten, daß es lauter Meisterstücke sind. Man solle darum nur ja zufrieden sein, wenn sich bei einigen gutherzigen Personen der Glaube fände, es seien nicht lauter Pfuscherstücke. Weil sich jedoch Schwabe nicht gescheut habe, ehrenwerte Leute in den Verdacht zu bringen, als wären sie von seiner Bande, so Herrn von Hagedorn, dessen Dichtung „Der Weise" man ohne sein Vorwissen eingerückt, und den Tulipe (Pitschel) deshalb mit unter den Belustigern aufgeführt habe (II. 5. p), so hält Liscow es für nötig, die übertriebene Erklärung abzugeben, daß kein einziger rechtschaffen gelehrter, kluger und angesehener Mann in Deutschland an den „Belustigungen des Verstandes und des Witzes" Anteil habe; sie seien bloß das Werk von einigen jungen und unbekannten Magistern und Studenten aus der Gottschedischen Schule. Diese Behauptung wird indes einige Seiten später dahin eingeschränkt — und Liscow wird recht wohl gewußt haben, warum er es tat —, daß man nicht alle Mitarbeiter damit beschimpfen, sondern hauptsächlich dem Herausgeber zu Leibe gehen wolle. Denn dieser hätte doch die Absicht gehabt zu zeigen, „wieviel der deutsche Witz vermag", und somit schlechten und mittelmäßigen Aufsätzen eine Schönheit und Vollkommenheit beigelegt, die sie nicht beanspruchen könnten.

> Alle Schande fällt auf den Herausgeber, der durch seine bald prahlhaften, bald demüthigen, allemahl aber possierlichen Vorreden sich, und alles, was ihm in die Hände fällt, lächerlich macht.

Darum warnt Liscow die Mitarbeiter — plötzlich gelten sie ihm nämlich als „ehrliche Leute“ —, ihre geistigen Kinder einem „Pflegevater“ anzuvertrauen, der sie für seine Zwecke mißbrauche.

Zum Schluß kommt Liscow auf den Streit, den die Belustiger mit den Schweizern angefangen hätten; besonders wird Pitschels Urteil über Breitinger gerügt. Allerdings sei es nicht zu verwundern; denn ihren Gottsched könnten sie ohne Kopfzerbrechen verstehen, Breitingers Gedanken seien ihnen aber zu hoch, und darum verwerfe man dessen Dichtkunst. Mit der Mahnung, sich deshalb besser nicht mehr um die Ehre des deutschen Witzes zu bekümmern, denn sie machten sich und die deutsche Poesie vor dem Ausland doch nur lächerlich, schließt Liscows „Vorrede“ ab.

Sicherlich sind diese scharfen Ausführungen im einzelnen nicht stichhaltig, und mancherlei hätte sich dagegen einwenden lassen. Der Verfasser bleibt ja die Beweise für seine Behauptungen schuldig, und Schwabe hätte vieles zur Verteidigung seiner Monatsschrift sagen können. Aber einmal war mit Liscow, dem seit Philippis Zeit berüchtigten Satiriker, nicht gut anbinden, zum andern — und an dieser Tatsache war nichts wegzuleugnen — hatte man es nun mit einem Gegner zu tun, der aus den eigenen Reihen hervorgegangen war und darum bei weitem gefährlicher werden konnte.

Wenige Wochen später, sicher zwischen dem 4. September und 16. November, erfolgte ein zweiter, nicht minder kräftiger Schlag: Johann Christoph Rosts „Vorspiel“. Darin vereinigten sich die Dresdner und Berliner Antigottschedianer; denn der haltlose, leichtsinnige Rost, der in der preußischen Residenz unter Lamprechts und Dreyers Einfluß geraten war, ist vielleicht doch, wenn er auch Bodmer gegenüber in seinem bekannten Brief vom 4. Dezember 1743 nichts erwähnt, auf Königs Veranlassung „expreß“ nach Dresden geholt worden, um sein „Vorspiel“ zu vollenden, in dem ihm Heinecke und Liscow „gantze Strophen critisirt und geändert“ haben, so daß Rost selbst „mortificirt“ war, „weil Heinecke ihm so viel und auf so bittere Art corrigirt“ [1]).

Zwar richtet sich das „Vorspiel“ in erster Reihe gegen Gottsched und verherrlicht als komisches Heldengedicht die Verhöhnung des Bühnenreformators durch den „Allerkostbarsten Schatz“ der Neuberin.

---

[1]) C. L. v. Hagedorn an Friedrich Hagedorn am 4. Sept. 1742: Litzmann, Liscow, S. 132 ff.

Aber nicht weniger trifft es neben Breitkopf auch den „Pflegevater" Johann Joachim Schwabe:

> Der kleine Patriot, des Meisters liebster Jünger,
> In deutscher Prose flinck, im reimen nicht geringer;
> Zum übersetzen schnell, zum tadeln aufgelegt;
> In dem Philippis-Geist sich noch heroisch regt
> usw. [1])

Auch auf seine Redakteurtätigkeit und die „Belustigungen" wird gestichelt, wenn es von ihm im Texte heißt:

> Ein andrer sitzt und reimt, verbessert ein Sonnet,
> In seiner Monaths-Schrifft, in den Belustigungen . . .

und die dazu gehörige Anmerkung lautet [2]):

> Dieses ist Herr Magister Schwabe in Leipzig, der Sammler und Herausgeber eines sehr sauber gedruckten monathlichen Werckgens, das den Titul: Belustigungen des Verstandes und des Witzes führet. Die Absicht dieser Sammlung ist, den Frantzosen und Ausländern, unsyllogistisch, durch Hülffe der unmittelbahren Empfindung zu beweisen, daß die deutschen eben so wohl, als sie, dencken können. Die Stücke darinnen sind aber so unterschieden, daß es scheinet, als wolte Herr Schwabe ihnen, neben dieser Haupt-Absicht, auch beweisen, daß die Deutschen nicht dencken können.

Das war Rosts Rache dafür, daß man seine beiden angebotenen Schäfererzählungen in den „Belustigungen" nicht abdruckte.

Hatte sich so in der antigottschedischen Streitliteratur, die neuerdings aus Deutschland selbst hervorwuchs, nicht nur das erschütterte Ansehen des Meisters, sondern auch eine ungünstig veränderte Auffassung über die „Belustigungen" herausgestellt, so begann jetzt auch die journalistische Kritik ihre lobenden Urteile über die Monatsschrift einzuschränken, ja selbst in Tadel umzuwandeln.

Die „Leipziger Gelehrten Zeitungen" schweigen, nachdem Schwabe die Redaktion niedergelegt hatte, die Sammelschrift einfach tot; Georg Heinrich Behr wagt in den „Straßburger Zeitungen" Angriffe wegen der verächtlichen Äußerungen des Herausgebers über die Logogryphen, Rätsel und Ähnliches in der ersten Vorrede der „Belustigungen", und die „Göttingischen Gelehrten Zeitungen" bringen im Februar 1743 eine sehr abfällige, aus Hamburg eingesandte Besprechung des eben erschienenen Januar- und Februarheftes. Als man ihnen darum den Vorwurf eines unbegründeten Tadels macht,

[1]) Das Vorspiel. Ein episches Gedicht. 1742 o. O. und o. Vfn. S. 12.
[2]) Ebenda S. 10.

erklären sie sich zwar mit dem Hamburgischen Artikel nicht vollkommen einverstanden, geben ihrer aufrichtigen Meinung über die „Belustigungen" aber dahin Ausdruck, daß man zwar den Vorsatz für löblich und das Unternehmen für rühmlich hält, jedoch hin und wieder verschiedene schlechte Stücke mit untergelaufen seien, die nicht verdienten, unter die „Belustigungen des Verstandes und Witzes" gerechnet zu werden. Man könnte daher die Verfasser des Buches nicht durchgängig als die Verfechter des deutschen Witzes annehmen. Nur die „Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten" bleibt dem Schwabeschen Journal treu und nimmt es gegen die Schweizer und Göttinger wiederholt in Schutz.

Auf diese Kritiken und auf die genannten Pamphlete Rosts und Liscows konnten sich die Mitarbeiter bei ihrer Forderung nach Neutralität berufen, wenn sie dem Redakteur mit Tatsachen beweisen wollten, wohin man geraten war, indem man sich in die literarische Fehde gemengt hatte. Es war leicht vorauszusehen, daß Gottsched entweder selbst Anstalten treffen oder einen seiner Ergebenen ins Feuer schicken würde, um den neuen Angriffen zu begegnen, und daß gewiß zur Veröffentlichung wieder die „Belustigungen" dienen mußten. Das sollte indes um jeden Preis vermieden werden. Darum auch jetzt der Vorschlag der Mitarbeiter und die bei Gottsched durchgesetzte neue Haltung der Monatsschrift, keine Pamphlete mehr aufzunehmen!

Sicherlich hätten die Mitarbeiter, auch solche wie Gärtner, Kästner, Rabener und andere, die Anschuldigungen Liscows sachlich nicht bestätigt, dazu waren sie sich des Wertes ihrer Leistungen zu sehr bewußt; auch konnten sie sich viel zu fest auf ihr eigenes Urteil, das ihrer Freunde und das so unparteiischer Autoritäten wie Hagedorn verlassen, das für sie weit maßgebender war, als die Vorrede des aufgehetzten und persönlich gereizten Satirikers, oder die meisten anderen Angriffe, die im Grunde nicht die „Belustigungen", sondern Gottsched treffen sollten. So hoffte man ganz folgerichtig den Pfeilen der Gegner am besten dadurch zu entgehen, daß man auf Entgegnungen verzichtete, in unbeirrter neutraler Produktion, die sich mit den positiven Leistungen der Gegner recht wohl auf eine Stufe stellen konnte, sich abseits von den Wegen des sächsischen Literaturpapstes hielt und so den Antigottschedianern keine neuen Angriffsblößen mehr bot. Wenn es auch noch nicht so weit war,

wie Bodmer am 3. Januar 1743 an Zellweger schreibt[1]), daß sich nach Liscows öffentlicher Erklärung und Rosts komischem Heldengedicht der Sieg völlig auf die Seite der Schweizer geneigt habe, Gottsched verrufen sei wie der „böse Pfennig" und die Friedfertigsten zur Feder griffen, so war doch des Professors Ansehen in Leipzig aufs bedenklichste erschüttert. Dazu hatten die Pamphlete, mehr aber die theoretischen Schriften der Schweizer beigetragen; auch waren die Schüler, vor allem die Kerntruppe der „Belustigungen" teils aus inneren sachlichen, teils aus äußeren persönlichen Gründen mit ihrem Lehrer so gut wie fertig geworden, wenn sie sich auch bemühten, aus Furcht vor seinem immer noch beträchtlichen Einfluß, so lange wie möglich auf leidlich gutem Fuß mit ihm zu stehen. Johann Adolf Schlegels Äußerung[2]), es hätte der schweizerischen Streitschriften nicht bedurft, um Gottscheds Ansehen in Leipzig zu stürzen, weil es nicht mehr vorhanden war, ist sicher übertrieben, wenn sie auch von seinem Bruder Elias in einem Brief an Bodmer bestätigt wird. Gesteht Adolf Schlegel ja selbst, daß er sowohl wie der Dramatiker der Leipziger Rednergesellschaft angehört habe; und Rosts Versicherung, daß ihn kaum des Ministers Brühl allmächtige Protektion vor der „abscheulichen Menge Gottschedischer Anhänger" und damit vor „der Inquisition und Gefangenschaft" zu schützen vermochte, scheint eher dafür zu sprechen, daß man allen Grund hatte, dem Professor mit der höchsten Hochachtung zu begegnen. Aber so weit mögen die Angaben der Brüder Schlegel stimmen, daß man sich damals behutsam von dem allseitig befehdeten Meister zurückzuziehen begann, um nicht „mit ihm gefangen zu werden". So schreibt wenigstens Ebert an Hagedorn[3]) im November 1743, indem er die Mitteilung macht, daß es bereits damals in Leipzig viele Mißvergnügte gab, die nicht abgeneigt waren, „theils als Freiwillige, theils vielleicht als Neugeworbene unter den Schweizern zu dienen". Dazu kam, daß der Meister selbst mit seiner diktatorischen Gewalt allmählich Mißbrauch trieb. Je mehr man nämlich an seinen Regeln und Gesetzen zu rütteln versuchte, desto mehr versteifte er sich auf ihre unumstößliche Mustergültigkeit. Darum verschrie er jeden Schüler als undankbar,

[1]) Baechtold, Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz, S. 561. [2]) Adolf Schlegels Übersetzung des Batteux. 3. Aufl. 1769/70, II, 516; vgl. auch Danzel, Gottsched und seine Zeit, S. 156. [3]) Hagedorns poetische Werke, V, 235.

der eine selbständige, abweichende Meinung auszusprechen wagte. Oder er ging in seinen anmaßenden Übergriffen noch weiter, indem er, wie bei Elias Schlegel, Aufsätze oder Reden, die mit den Gesetzen der „Redekunst" und „Dichtkunst" nicht übereinkamen, zurückhielt, unterdrückte und alle Bemühungen des Verfassers, ihrer wieder habhaft zu werden, rundweg vereitelte. Es ist schon einmal darauf hingewiesen worden, bei Johann Elias Schlegels Ode „Der Misbrauch der Dichtkunst" (II. 2. c), daß der Professor seine oberherrlichen Rechte auch auf die „Belustigungen" ausdehnte und alle Konterbande fernzuhalten wußte. Wie weit dabei die Schuld Schwabe traf, ist nicht mehr festzustellen; aber es wird uns ausdrücklich überliefert, daß jene beiden Strophen, die Milton und Molière feierten, auf Gottscheds Wunsch gestrichen wurden. Eine andere „kleine lustige Historie", die in diesen Zusammenhang gehört, berichtet später Johann Adolf Schlegel an Bodmer[1]: Ein Schriftsteller, aus Leipzig gebürtig, hatte in den „Belustigungen" dem Meister verschiedene Seitenhiebe versetzt[2]. Gottsched versuchte ihm den Mund zu stopfen. Als dies nichts fruchtete, verklagte er ihn bei seinem Vater,

> einem guten ehrlichen Mann, der nur von diesen Sachen nichts verstund, rufte die väterliche Gewalt wider den Sohn zu Hülfe, und that einige Praeliminarfriedensvorschläge.

Daß solche Vorfälle und Übergriffe das Verhältnis zwischen Gottsched und den Belustigern nicht zu bessern vermochten, liegt auf der Hand. Wichtiger wurde indessen, daß die Hauptmitarbeiter auch innerlich über ihren alten Lehrer hinausgewachsen waren. Schon in den ersten Bänden der „Belustigungen" finden sich einzelne Spuren selbständiger Meinungsäußerungen, die Gottscheds Billigung jedenfalls nicht erfahren konnten: so die Verehrung Hallers, Pitschels Urteil über Milton, J. G. Walthers Rede „Über den Unterschied des Erhabenen, nach des Hermogenes und Longins Grundsätzen" (II. 4. d), die häufigen Ausfälle gegen die Gratulationspoesie, die Gottsched bekanntlich selbst noch wacker gegen Bezahlung pflegte, und Kästners „Gedicht wider die poetischen Uebersetzungen" (III. 3. e). So wissen wir ferner, daß sich Pitschel, weil er in einer Ode den

[1]) Literarische Pamphlete. Aus der Schweiz. Nebst Briefen an Bodmern. Zürich, bei David Bürgkli, 1781, S. 81. [2]) Vielleicht des Leipzigers J. C. G.=e „Untersuchung, ob die Ehrbegierde der Bewegungsgrund zu unsern Handlungen seyn solle" (III. 2. f), die offenbare Sticheleien gegen Gottsched enthält.

Daktylus in den zweiten Fuß setzte, den Tadel seines Meisters zuzog. Ja, es finden sich sogar zwei Aufsätze, die insgeheim oder unter einer allegorischen Maske gegen den Leipziger Führer sticheln, nämlich die eben in der Anmerkung erwähnte „Untersuchung, ob die Ehrbegierde der Bewegungsgrund zu unsern Handlungen seyn solle" (III. 2. f), und Paul Jacob Rudnicks „Heutiger Gegenstand meiner Einbildungskraft" (I. 5. h)[1]).

Besonders was Milton anlangte, scheint man in den Mitarbeiterkreisen nicht blindlings Gottscheds Auffassung geteilt zu haben, wie uns das Beispiel Pitschels in den „Anmerkungen"[2]) und das Elias Schlegels in folgenden Worten aus einem Brief an Gottsched beweist[3]):

> Ungeachtet ich den Milton nicht mit Schweitzerischer Ehrfurcht anbethe, so kann ich nicht läugnen, weil Ew. Magnificenz meine Meinung wissen wollen, daß ich ihn auch nicht mit der Verachtung Effingers des Jüngern ansehen kann.

Letzteren Standpunkt mögen wohl die meisten der Hauptmitarbeiter in der Beurteilung des englischen Epikers vertreten haben.

Schroffer traten die Gegensätze bei der Würdigung Hallers hervor. Elias Schlegel und Pitschel erkennen ihn verständnisvoll an; namentlich aber ist es Kästner, der den Dichter der „Alpen" wieder und wieder zitiert und verherrlicht. Gesteht er ja noch 1777, daß er sich mit seinem „Lehrer und Gönner Gottsched" aus keiner anderen Ursache, als Hallers wegen entzweit habe[4]). Deutlich spricht er einmal ganz im Sinne des Schweizers aus:

> Ich verlange ein Lied, dessen Verfasser tief denkt, und da also der Leser, wenn er ihm nachfolgen will, auch tief denken muß. Sie können dieses, wenn Sie wollen, eine gelehrte Dunkelheit nennen, mir gilt es gleich viel[5]).

---

[1]) Daß Rudnick damit wirklich eine Satire auf Gottsched beabsichtigt hat, geht aus dem im Gleimarchiv aufbewahrten Manuskript hervor. Aber noch andere Zeugnisse sind anzuführen. So schreibt Gleim an Uz im September 1743 (Schüddekopf, Briefwechsel zwischen Gleim und Uz, No. 14, S. 53): „Haben sie des HE. v. Liscovs Vorrede gelesen zu Heinekens Longin? Er hat in derselben, da er aus den Belustigungen schlechte Stücke anführen will, die Einbildungskraft von HE Rudnick, oben angesetzt. Was würde geschehen seyn, wenn er wüste daß dieses eine Satyre auf Gottsched sey?" Dazu vgl. noch ebenda S. 454: Naumann an Gleim, den 2. Juli 1743. [2]) Belustigungen I, 164 ff. [3]) Vgl. Danzel, Gottsched und seine Zeit, S. 154. [4]) A. G. Kästners Schönwissenschaftliche Werke, 4. Thl., S. 47. [5]) Hallische „Bemühungen", Bd. II, St. 14, S. 560.

Andere, wie Sucro, der, ſogar Bodmer muß es zugeben, kühn nach Hallers Laute greift, und Zernitz wetteifern mit Käſtner in der Verehrung des Schweizer Dichters; und dieſer vielſeitigen Anerkennung gegenüber wollte es wenig beſagen, wenn Gellert einmal hausbacken und nach Gottſcheds Geſchmack dagegen ſchreibt:

Doch zürnt man auch mit Recht auf ein zu ſchweres Lied,
Das zwar Gedanken hat, und doch ſo finſter ſieht,
Daß man den Dichter oft erſt möchte bitten laſſen,
Den Ausdruck ſeines Sinns was leichter abzufaſſen.
(Beluſt. V. 4. c, S. 298.)

Waniek hat nicht mit Unrecht die „Hallerfrage" als den Zerſetzungskeim unter den Gottſchedianern bezeichnet[1]); vorzüglich gilt dies jedoch von den Beluſtigern. Dieſe Männer, müde der ewigen Klopffechtereien, aber keineswegs blindlings mit den Züricher Theorien einverſtanden — ſo weit haftete ihnen ihre Schule doch, auch ſpäter noch, an — beſtrebten ſich, endlich aus allem Regelgewirr herauszukommen und ſich auf den freien Boden dichteriſcher Produktion, allerdings unter Zugrundelegung der von Gottſched übernommenen formellen Bildung, zu ſtellen. Ganz natürlich ſahen ſie ſich bei dieſem Ziele nach Vorbildern um. Dieſe fanden ſie teils, wie ſchon gezeigt, in Haller, teils in Hagedorn.

Daß ſich die Beluſtiger in ihren Arbeiten an Hagedorn anſchloſſen, geſchah lange nicht in ſo großem Widerſpruch zu Gottſched, als ihre Hallerverehrung. Denn der Hamburger Dichter hatte ſich bisher wie auch ſpäterhin über den Parteien gehalten, ſo ſehr man ſich in Zürich wie Leipzig bemühte, ihn in den Kampf zu verwickeln. Zwar hielt man ſein 1743 in dem „Hamburgiſchen Correſpondenten" abgedrucktes Gedicht „Der Gelehrte" für ein „Portrait von Herrn Profeſſor Gottſched"[2]); auch ſcheint er vorübergehend nicht übel Luſt gehabt zu haben, ſich zu ungunſten der Leipziger mit Liscow Hand in Hand in den Federkrieg zu miſchen, weil man ihn urteilslos genug in den „Critiſchen Beyträgen" mit Stoppe auf gleiche Stufe geſtellt hatte[3]). Auf ſeines Bruders Anraten jedoch[4]), dem ſich in Dresden Gelegenheit bot, das Treiben der Antigottſchedianer zu beobachten, hat er offenbar darauf verzichtet; war er doch auch ſeiner ganzen Veranlagung nach nicht dazu ge-

[1]) Waniek, Gottſched, S. 484. [2]) Vgl. Schüddekopf, Briefwechſel zwiſchen Gleim und Uz, S. 54. [3]) Critiſche Beyträge, Bd. VI, Stück 8, S. 299. [4]) Vgl. Litzmann, Liscow, S. 133.

ſchaffen. Eine gewiſſe Abneigung, ſeinen Namen in den meiſten periodiſchen Schriften zu erblicken, der Mangel an Muße, ſeine Friedfertigkeit haben ihn, wie er Bodmer gegenüber einmal bekennt, davon abgehalten, an den kritiſchen Händeln ſeiner Zeit teilzunehmen. „Gottſched hat ſeine Verdienſte; Bodmer und Breitinger haben die ihrigen auch", das war ſeine Überzeugung. Mit Bodmer unterhielt er einen eifrigen Briefwechſel, was ihn nicht hinderte zu glauben, daß der Leipziger Profeſſor viele Tadler habe, die weniger wüßten, als er. Daher konnte Elias Schlegel, nachdem er in Hamburg die perſönliche Bekanntſchaft des liebenswürdigen Dichters und „gelaſſenſten Kunſtrichters" gemacht hatte, ſeinem Lehrer an der Pleiße die erfreuliche Tatſache mitteilen, daß der Herr von Hagedorn die Magnificenz beſonders hochzuſchätzen ſcheine[1]). So erklärte ſich auch, daß Zink, der Redakteur des „Hamburgiſchen Correſpondenten", von Hagedorn den Rat erhielt, ſeine Feder wider den Leipziger Profeſſor ruhen zu laſſen[2]).

Es iſt anzunehmen, daß die beſten Beluſtiger, die damals ſchon in dem Hamburger Lyriker ihren Lehrmeiſter ſahen — Elias Schlegel wenigſtens geſteht es ausdrücklich von ſich[3]) —, in ſeiner gerechten Unparteilichkeit ein Vorbild erblickten, dem ſie nachzuſtreben ſuchten. Und vielleicht auch, um ihn zu gewinnen, hatte man im Winter 1742 Anſtalten getroffen, den Kampf in den „Beluſtigungen" einzuſtellen. Denn ſowohl den Mitarbeitern wie dem Herausgeber lag daran, Hagedorn zu den Ihren zu zählen; dafür ſpricht ſchon der Abdruck des „Weiſen" im erſten Bande. Daß der verehrte Dichter ſeinerſeits als eifriger Leſer, ja als ein Freund der „Beluſtigungen" gelten konnte, das erfuhr man ſchon im Frühjahr 1743, nachdem einer aus ihren Reihen, eben Elias Schlegel, die erſten Beziehungen zwiſchen dem Hamburger Horaz und ſeinen Freunden in Leipzig eingeleitet hatte[4]). Der jugendliche Dramatiker verließ im Herbſt

[1]) Danzel, Gottſched und ſeine Zeit, S. 151. [2]) Hagedorns Brief an Elias Schlegel vom 26. Auguſt 1743 iſt abgedruckt im Morgenblatt, Jahrgang 1810, Nr. 193. [3]) Hagedorns poetiſche Werke, V, 292. [4]) Der erſte Beitrag, den Elias Schlegel für die „Beluſtigungen" von Kopenhagen ſendet, iſt ſein „Schreiben an Herrn von Hagedorn" (IV. 6. g). Hagedorn ſchreibt an ihn darüber am 26. Auguſt 1743: „Mir iſt es ungemein angenehm, daß meine Bekanntſchaft mit einem ſo guten Dichter, als Sie ſind, der Anlaß zu einem der beſten Gedichte geweſen, die wir Deutſche aufzuweiſen haben. Ich bin Ihnen alſo für das an mich gerichtete poetiſche Schreiben unendlich verbunden" uſw. (Morgenblatt, Jahrg. 1810, Nr. 193).

1742 die Univerſität und war nach kurzem Aufenthalt in Dresden über Hamburg, wo er die Bekanntſchaft Hagedorns machte, nach Kopenhagen gereiſt. Die Möglichkeit, daß Schlegel bei dieſer Gelegenheit den jungen Ebert, der gerade im Begriff war, nach Leipzig zu gehen, kennen gelernt und ihm Empfehlungen an den alten Mitarbeiterſtamm der Beluſtigungen auf den Weg gegeben hat, iſt nicht ohne weiteres abzuweiſen; denn wir finden Ebert auffallend bald nach ſeiner Ankunft mitten unter Schlegels Freunden, wenn ihm freilich ſein Verhältnis zu Hagedorn allein ſchon in jenem Kreis eine günſtige Aufnahme geſichert hätte.

Mit Johann Arnold Eberts Erſcheinen — er muß um Oſtern 1743 in der ſächſiſchen Univerſitätsſtadt eingetroffen ſein — beginnt ſich eine Umwandlung in dem engeren Mitarbeiterkreis Schwabes zu vollziehen, die eine innere Loslöſung von Gottſched raſch befördert und ſomit für die zweite Periode der „Beluſtigungen“ von außerordentlicher Bedeutung wird. Ebert war frühzeitig mit ſeinem Landsmann Hagedorn in Fühlung getreten, der an den poetiſchen Verſuchen des Jünglings den regſten Anteil nahm, ihn in jeder Weiſe unterſtützte und vor allem auf die engliſche Sprache und Literatur hinwies. Es war ein Zeichen hoher Anerkennung, daß er zwei Abhandlungen über die Trinklieder der alten Griechen von de la Nauze in der Überſetzung des jungen Freundes in die Vorrede ſeiner Sammlung „Neuer Oden und Lieder“ aufnahm. Auch ſonſt rühmt er ihn, zum Beiſpiel Bodmer gegenüber, als einen feurigen und ſinnreichen Poeten. Daß der Einundzwanzigjährige aber in der Auffaſſung von Leben und Dichten ein gelehriger Schüler geweſen war, beweiſt ſeine Serenade „Das Vergnügen“, die ihm den Unwillen der Hamburgiſchen Geiſtlichkeit zuzog, ſo daß er nun ſeine Vaterſtadt halb unfreiwillig mit dem Pleißathen vertauſchen mußte. Hier wird er „in kurzer Zeit“ mit drei recht braven Leuten bekannt, wie er an Hagedorn ſchreibt[1]), nämlich mit Gärtner, mit dem „deutſchen Swift“ Rabener und mit Mag. Conrad Arnold Schmidt aus Lüneburg. Durch Eberts Vermittlung beginnt nun „Vater“ Hagedorn das größte Intereſſe für die „Beluſtigungen“ an den Tag zu legen. So ſchickt er bereits im September 1743 acht bis zehn Abzüge ſeines Gedichtes „Ueber das Glück“ mit der Bitte, je ein

[1]) Vgl. zum folgenden Eberts Briefwechſel mit Hagedorn in des letzteren Poetiſchen Werken, 5. Thl., S. 125/46 und 232/67.

Exemplar an Gottsched, dessen Frau, an Schwabe, Kästner und Gellert zu übermitteln; ebenso verfährt er mit anderen seiner Einzeldrucke. Dafür berichtet Ebert eingehend über die Verfasser der „Belustigungen", über seine Beziehungen zu den neuen Freunden. Hagedorn antwortet mit aufmunternden Lobsprüchen über Gellerts Fabel „Die Biene und die Henne" oder Kästners Lehrgedicht „Von den Kometen", über Gärtners „Autor" oder Rabeners „Totenliste". Und als im Sommer 1744 das Journal einzugehen droht, schreibt er am 2. Juli [1]):

> Werden die Belustigungen nicht fortgesetzet? Sie haben einen so großen Beyfall daß ich nicht absehe warum man damit aufhören sollte. Wenn man sie mit dem letzten Stücke beschließen will, so habe ich künftig alle Monate ein Vergnügen weniger,

was gewiß aufrichtig gemeint sein konnte, seitdem die ihm widerwärtigen Streitschriften aus den Blättern verbannt blieben und er über die Verfasser genauer unterrichtet war.

Als Ebert in Leipzig eintraf, fand er jenen alten Mitarbeiterstamm nicht mehr vollzählig beisammen. Pitschel war eben am 8. Mai 1743 einem Lungenleiden erlegen; Gottlob Benjamin Straube hatte schon am 13. Januar 1742, Johann Elias Schlegel im Herbst darauf Leipzig verlassen, ohne daß beide indes auf jegliche Beziehung zu den alten Freunden verzichtet hätten. Beide arbeiteten aus der Ferne an den „Belustigungen" weiter mit; außerdem stand Elias Schlegel mit Kästner und seinem Bruder Adolf in reger Korrespondenz. Es blieben also im alten Kreis nur noch Kästner, Gärtner, Gellert und Rabener; jedoch waren die Lücken bald ersetzt worden. Schon 1741 war Conrad Arnold Schmidt durch Gottscheds Vermittlung nach Leipzig gekommen und hatte seit März 1742 in die „Belustigungen", allerdings nur selten, Beiträge geliefert. Wahrscheinlich ist er durch seine Teilnahme an der Bayle-Übersetzung oder in der Rednergesellschaft mit den anderen näher bekannt geworden. Mit Gärtner hat er offenbar besonders gute Freundschaft gehalten.

Als zweiter war Adolf Schlegel bereits 1741 durch seinen Bruder in den engeren Kreis eingeführt worden. Schon in Pforta war er seinen Kameraden als Dichter bekannt.

> Der jüngere Herr Schlegel hat weniger Lebhafftigkeit, aber mehr Tiefsinnigkeit, als der ältere. . . . Der Umgang, die Kleidung, die gantze Lebensart dieses Jünglings ist philosophisch.

---

[1]) Westermanns Monatshefte, 1857, II. S. 98.

So schildert ihn J. D. Janozki[1]). Adolf schickte nicht nur seine Versuche in deutschen Versen seinem Bruder nach Leipzig und erhielt sie immer sorgfältig korrigiert zurück, sondern wurde auch von Elias zur Lektüre von Miltons „Verlorenem Paradies", Bodmers Buch „Vom Wunderbaren und Wahrscheinlichen", Breitingers „Dichtkunst" und verschiedenen kritischen und poetischen Schriften der Franzosen angeleitet. So vorbereitet trat er unter die Freunde, ohne sich allerdings zunächst öffentlich in den „Belustigungen" zu betätigen. Erst als sich jetzt mit dem vierten Bande die Umwandlung zu vollziehen begann, fing er an, seine ersten Gedichte und Aufsätze zu liefern[2]).

Der Dritte, der jetzt noch hinzukam, war Johann Arnold Ebert. So war zwar zahlenmäßig die Reihe der Stammmitarbeiter wieder ausgefüllt, aber mit den Neulingen war auch ein neuer Geist eingezogen. Das zeigte sich schon an dem Verhältnis, in dem diese jungen Studenten zu Gottsched standen.

Wohl hatte der liebenswürdige Conrad Arnold Schmidt Gottsched um Rat wegen einer Versorgung in dem „blühenden Leipzig" gebeten, wohl trat er, wie auch Adolf Schlegel, in des Professors Rednergesellschaft ein, aber nur, weil sich keine andere gute Gelegenheit an der Universität bot[3]), sich in der Beredsamkeit zu üben, und weil das Disputatorium kein Kolleg war, sondern eine Gesellschaft, in der sich die Mitglieder untereinander beurteilten und sich gerade davon den meisten Nutzen versprachen. Kollegien hat Adolf Schlegel bei Gottsched absichtlich nicht besucht, um sich nicht dem Vorwurf der Undankbarkeit auszusetzen, falls er einmal in seiner Denkungsart von ihm abwiche; war ja auch der Begriff, den er von der vielgerühmten Größe des Professors auf die Universität mitbrachte, nach des jüngeren Schlegel Aussagen sehr mäßig. Noch unabhängiger hielt sich Ebert. Ihm, dem Nichtsachsen brauchte an Gottscheds Protektion nichts zu liegen. Lebenslustig, voll immer heiterer und sprühender Laune witzelt er über den Leipziger Diktator, besucht die Oper und läßt sich niemals für die Mit-

[1]) J. D. Janozki, Kritische Briefe an vertraute Freunde geschrieben und den Liebhabern der gelehrten Geschichte zu gefallen herausgegeben, Dresden o. J., 55. Brief. [2]) Adolf Schlegels erster Beitrag für die Belustigungen erschien im März 1743 (IV. 3. h). [3]) Das mag wohl auch der Grund gewesen sein, weshalb A. G. Kästner später ein Disputatorium abhielt, an dem sich A. Schlegel, Mylius, Cramer, Zachariä und auch Lessing beteiligten.

arbeiterschaft an einem Sammelwerke einfangen, wozu die anderen von der Not gezwungen wurden. Wie Gellert, Gärtner und C. A. Schmidt nämlich bei der Bayle-Übersetzung halfen, so beteiligte sich Adolf Schlegel, der bei seinem Vater nur wenig Unterstützung fand[1]), mit Gottscheds beiden literarischen Handlangern Christlob Mylius und Johann Andreas Cramer an der Herausgabe der „Auserlesenen Schriften Lucians von Samosata“[2]).

Gärtner, Rabener, J. A. Schlegel, C. A. Schmidt und Ebert, bis zu einem gewissen Grade wohl auch Gellert, weniger Kästner, vorzüglich aber die fünf ersten schlossen sich enger zusammen und bildeten einen Freundschaftskreis, der sich später zu der überschwänglich begeisterten Gesellschaft der Bremer Beiträger auswuchs. Zweierlei war es, was die jungen Männer zusammenhielt: einmal das Bedürfnis nach freiem, vorurteilslosem Gedankenaustausch, geistiger Anregung und ehrlicher Kritik, zum andern, und diesen neuen Ton hatte wohl hauptsächlich Ebert aus Hagedorns Umgebung mitgebracht, der Wunsch nach fröhlichem, geselligem, ja, wenn es sein konnte, freundschaftlichem Zusammenleben. So saßen sie denn öfters beieinander, ob nun im Richterschen Kaffeehaus oder bei dem „Bacchus“ Schmidt, einem Gasthausbesitzer Leipzigs, oder, wenn die Geldmittel knapp waren und Steuerrevisor Rabener, der vermögendste unter ihnen, nicht aushelfen konnte, in dem Zimmer eines Freundes, der ernste, strenge Gärtner neben dem feurigen, leicht auffahrenden Schlegel, der sanfte, oft weinerliche Gellert neben dem scharfen, witzigen Rabener und der übermütige, heitere Ebert neben dem anhänglichen, bescheidenen Schmidt. Unter ihnen wohl zuweilen auch der Philosoph und Schöngeist Kästner. Aber ebensowenig wie dem

---

[1]) Der Vater hatte inzwischen nämlich sein Amt verloren, teils durch eigene Schuld, teils durch Mißgunst. Vgl. Schlichtegrolls Nekrolog auf das Jahr 1793, S. 75/76. Dort heißt es von Adolf Schlegel: „Reichte das Geld nicht zu, um zu dem Speisewirth zu gehen, so wurde ein Weißbrodt auf einem Spatziergange im Rosenthal verzehrt; und war auch das noch zu kostbar, so wurde Thee getrunken und dabey fleißig gedichtet. Nachdem er einmahl so anderthalb Tage gefastet hatte, trat ihm sein Bruder Elias seinen Tisch auf einen Abend ab.“

[2]) Lucians von Samosata auserlesene Schriften, von moralischen, satirischen und critischen Inhalte. Durch verschiedene Federn verdeutscht, und mit einer Vorrede vom Werthe und dem Nutzen der Uebersetzungen ans Licht gestellt von Joh. Christoph Gottscheden, ... 1745. — Daß Cramer, Mylius und Joh. Ad. Schlegel zu den Übersetzern gehörten, ersieht man aus dem Hamburg. Correspondenten, 1745, Nr. 88.

ſpäteren Bremer Beiträgerkreis haftete dem kleinen Freundſchaftsbund der Beluſtiger etwas von einem ausgelaſſenen, leichtlebigen Studententum an, zu dem ſich Mylius oder Leſſing, wäre er damals ſchon in Leipzig geweſen, vielleicht hingezogen gefühlt hätte. Im Gegenteil, wir wiſſen, daß der junge Kamenzer und ſein Vetter ſich abſichtlich von Klopſtocks Freunden fernhielten und ihre geſelligen Freuden lieber in Schauſpielerkreiſen ſuchten. Denn die ſechs Freunde, zum größten Teil Theologen und Sachſen von Geburt, hielten auch jetzt ſchon ſtreng auf äußere Sitten, Kleidung und Manierlichkeit nach dem modiſchen Geſchmack, gingen eifrig ihren Studien nach, ohne jedoch ihrer jugendlichen Lebensluſt philiſtröſe Feſſeln anzulegen. So mochte man in dieſem Kreiſe über den Meiſter witzeln, Rabener ihn beſtändig nur *ſched nennen, um Gottes Namen nicht unnützlich zu führen, und was dergleichen harmloſe Späße mehr ſind; oder Käſtner brachte einmal in ihrer Geſellſchaft, indem er ein paar Hallerſche Verſe parodierte, die Geſundheit der Freunde der „Beluſtigungen“ aus[1]), auf die man jetzt in der zweiten Periode neue Hoffnungen ſetzte. Die jüngeren und lebhafteren ſchwärmten von Freundſchaft und Liebe; oder Ebert erzählte von dem verehrten „Vater“ Hagedorn, und man unterhielt ſich aufs angenehmſte von ſeinem Charakter und von ſeinen Gedichten[2]). Im Scherz kamen ſie wohl auf den Einfall, alle nach Hamburg überzuſiedeln; und der Steuerreviſor Rabener berechnete die Koſten der Reiſe. Daneben begann man, die für die „Beluſtigungen“ beſtimmten Gedichte gegenſeitig zu kritiſieren und Vorſchläge zu Verbeſſerungen zu machen oder unter Eberts Anleitung die engliſche Sprache zu treiben und engliſche Bücher zu überſetzen[3]). Es muß bereits im Herbſt 1743

[1]) A. G. Käſtners Schönwiſſenſchaftliche Werke, 1. Thl., S. 155. Dort heißt es: „Schon um die Zeiten der „Beluſtigungen des Verſtandes u. Witzes“ machte ſich Dreyer als einen Gegner derſelben bekannt. Das veranlaßte mich zu einer Parodie auf Haller's Verſe:

Die ungleich ſatt vom Glanz des mitgetheilten Lichts
In langer Ordnung ſtehn, von Gott zum öden Nichts.

Ich brachte in einer Geſellſchaft von Beluſtigern die Geſundheit der Freunde der Beluſtigungen aus:

Das Heer, das ungleich ſtark an Einſicht, Witz und Feuer,
In langer Ordnung ſteht, von Bodmer bis zum Dreyer.“

[2]) Gärtners Brief an Hagedorn vom 17. Juni 1744 in Hagedorns Poetiſchen Werken, 5. Thl., S. 214. [3]) Gellert ſagt einmal: „Das Franzöſiſche lernte ich meiſtens durch eignes Leſen und Ueberſetzen Keine Sprache iſt mir leichter

ein solches Lesekränzchen dieser Freunde, offenbar jene „Froschmäuseler Gesellschaft", bestanden haben, die im „Critischen Allmanach" auf der ersten Seite spöttisch als wichtiges literarisches Ereignis erwähnt wird.

In diesem engeren Mitarbeiterkreis, der aus dem alten Stamm hervorgewachsen war und später zu dem Bunde der Bremer Beiträger erweitert wurde, hatte die Umwandlung begonnen, die sich seit dem Januar 1743 auch in den jetzt eifriger denn zuvor von ihnen unterstützten „Belustigungen" bemerkbar macht. Sie waren es, die frischer in ihrem Empfinden, mit stärkerer Phantasie begabt, auf die gründlicheren Schriften der Schweizer gestützt, von den besten Vorbildern der Zeit, Haller und Hagedorn, innerlich und äußerlich beeinflußt, mit tieferem Verständnis nicht nur für die antike, sondern auch für die englische Literatur ausgerüstet, eigentlich „die größte Verherrlichung" Gottschedischer formeller Bildung darstellten, wie Danzel sagt, aber durch den ihrem Meister nicht mehr verständlichen, freieren Inhalt über ihn hinauswuchsen und von ihm abwichen.

Der Umschwung muß sich, wenn wir Gellert glauben dürfen, sehr rasch, binnen einem halben Jahr, dann aber jedenfalls während des Sommers 1743 vollzogen haben, natürlich nicht in dem gesamten Kreise der Belustiger, sondern nur in dem eben behandelten Freundschaftsbunde, der aber von nun ab eine führende, zum mindesten einflußreichere Rolle als der alte Mitarbeiterstamm in den „Belustigungen" übernimmt.

Neben ihnen stand jedoch, ganz abgesehen von den zahlreichen auswärtigen Beiträgern, noch eine Gruppe, die ihre eigenen Wege ging. Und Schwabe hätte schon damals mehr denn einen Grund zu der Erklärung gehabt, daß die Verfasser der Monatsschrift nicht nur nicht zu einer Gottschedischen Sekte gehörten, sondern unter sich selbst nicht eines Sinnes wären. In der Vorrede zum siebenten Bande kam diese Behauptung etwas spät, sie hätte sich eher an die Spitze des vierten oder fünften Bandes geschickt.

Zunächst scheint sich Abraham Gotthelf Kästner nach der Abreise seines besten Freundes Elias Schlegel und nach dem Ableben des von ihm hoch verehrten Th. L. Pitschel von dem kleinen Freund-

---

geworden, als die Englische, die ich später lernte, als die übrigen, von denen ich einige Kenntniß habe; die Ursache war, ich hatte einen freundschaftlichen Ebert zum Lehrer." C. F. Gellerts Sämmtliche Schriften, 1769 bis 1774, 10. Thl., S. 34.

ſchaftsverband zurückgezogen zu haben. Ihm, dem Mathematiker und Philoſophen, der als Menſch und Wiſſenſchaftler trocken und nüchtern war, erſchien die von den Jünglingen gepflegte überſchwängliche Schwärmerei und Hagedornſche Lebensauffaſſung fremd und unnatürlich. Er und Ebert, der unter den Freunden ſicherlich trotz ſeiner Jugend einen gewiſſen Einfluß hatte, waren wohl die denkbar größten Gegenſätze: der Haller-Verehrer und der Hagedorn-Schüler; damit iſt genug geſagt. Freilich bewies Hagedorn für den Verfaſſer des „Philoſophiſchen Gedichtes von den Kometen" die größte Hochachtung und verfehlte nicht, ihn durch ſeinen jugendlichen Freund brieflich grüßen zu laſſen oder ihm ein Exemplar ſeines „Schwätzers" zu überſenden. Und auch Ebert ſchätzte gewiß den ihm an Wiſſen weit überlegenen Mathematiker und rühmte ihn einmal als „frei und unpartheiiſch" in ſeinem Denken, „gründlich und angenehm in ſeinen Schriften, und in ſeinem Umgange" [1]). Aber innigere Beziehungen ſcheinen ſich nicht herausgebildet zu haben. Schon daraus, daß Käſtner ſpäter mit Chriſtlob Mylius verkehrte und nicht mit zur Begründung der „Bremer Beiträge" hinzugezogen wurde, erhellt klar genug, daß er dem neuen Kreis ferner ſtand, als dem alten Mitarbeiterſtamm. Käſtner hat auch nie, wie die anderen, ſeine Anhänglichkeit und Dankbarkeit gegen Gottſched abgeleugnet; und ſchon in der Wertſchätzung des letzteren muß er von den übrigen jungen Beluſtigern abgewichen ſein.

Auch der ſanfte, vorſichtige Gellert, der ab und zu, wenn es über Gottſched herging, ein verteidigendes Wort für den Geſchmähten einlegte, dürfte zunächſt nicht rückhaltlos der neuen Strömung verfallen ſein. Zwar nimmt er an dem engliſchen Leſekränzchen teil, aber „die Zärtlichkeit, die er gegen ſeinen Ruhm hatte", geſtattete den Freunden keinerlei Rechte zu einer Kritik ſeiner für die „Beluſtigungen" beſtimmten Fabeln und Erzählungen. Überhaupt ſcheint man die Beliebtheit, die Gellert bei den Beluſtigern wie auch bei den Bremer Beiträgern genoß, zu überſchätzen; es finden ſich doch recht merkwürdig abfällige Urteile, ſo eines Elias Schlegel, Giſeke und anderer, über den ängſtlichen „alten Oheim", deſſen ewig weinerliche Hypochondrie und weibiſche Reſignation ſich, wie leicht zu denken iſt, nicht wohl mit den zärtlichen, aber tiefen und be-

[1]) Eberts Brief an Hagedorn, Leipzig den 6. November 1743, in Hagedorns Poetiſchen Werken V, 237.

geisterten Freundschaftsausbrüchen der anderen vertrug. Trotzdem stand er dem Belustigerkreis näher als Kästner; dafür war er schon zu eng mit den beiden anderen Afranern Gärtner und Rabener von Jugend auf verbunden.

Inzwischen tauchen in Leipzig noch andere jüngere Studenten auf, die wir alsbald unter den Mitarbeitern der „Belustigungen" finden, ohne daß sie gerade mit der Kerntruppe in nähere Fühlung getreten wären. Am 22. Mai 1743 wird der aus Frankenhausen gebürtige, erst siebzehnjährige Just Friedrich Wilhelm Zachariä als Student der Rechte immatrikuliert, also wenige Tage nach Ebert. Noch in diesem Jahre tritt er in die Rednergesellschaft Gottscheds ein, der bald auf die poetischen Fähigkeiten des Jünglings aufmerksam wird. Mit guter Beobachtungsgabe ausgestattet, scheint er sich rasch in dem Leipziger Studentenstutzertum zurecht gefunden zu haben und beginnt bald darauf mit der Ausarbeitung seines komischen Heldengedichts „Der Renommiste", dessen erstes Buch er im Januar 1744 auf Gottscheds Drängen in Schwabes Zeitschrift erscheinen läßt. Mittlerweile war er durch das Disputatorium mit Gärtner und Conrad Arnold Schmidt bekannt geworden, und ihm war durch diese eine allmähliche Annäherung an ihren Kreis ermöglicht, die mit einer Abschwenkung von seinem kaum erworbenen Lehrer Hand in Hand ging. Der Altersunterschied jedoch und Zachariäs protziges Wesen haben ihn unter den Freunden auch später nicht recht warm werden lassen [1]).

Während sich alle die Genannten mehr oder minder unabhängig von Gottsched zu halten wußten, bekam der Diktator 1742 zwei ihm blindlings ergebene Schüler und getreue literarische Schildknappen in Johann Andreas Cramer und Christlob Mylius. Johann Andreas Cramer, als Sohn eines Pastors in einem Städtchen des sächsischen Erzgebirges geboren, wurde auf der Fürstenschule zu Grimma vorgebildet. Zu Fuß wanderte er die dreizehn Meilen von seiner Hei-

[1]) So schreibt Zachariä aus Braunschweig an A. Schlegel, den 26. Dez. 1749 (Braunschweig. Magazin, 1898, Bd. IV, Nr. 19, S. 148): „Es ist mir immer recht von Hertzen angst gewesen, daß Sie nicht nur, mein liebster Schlegel, sondern auch H. M. Cramer einen Begriff von mir haben möchten, der noch gar zu sehr auf die Jahre einer flüchtigen Jugend gegründet wäre, die ich mit Ihnen zwar in Leipzig durchlebte, mit denen ich aber niemahls recht zufrieden bin, weil ich Ihnen Ihre unverdiente Freundschafft nicht so vergolten habe, als ich sie iezt vergelten würde."

mat in zwei Tagen nach Leipzig, 160 Taler in der Tasche, womit er seinen zweijährigen Aufenthalt an der Universität zu bestreiten gedachte. Am 10. Mai 1742 wurde er als Theologe unter dem Rektorat Christ. Friedr. Börners immatrikuliert. Im Oktober desselben Jahres lesen wir seinen ersten Beitrag in den „Belustigungen". Seine Armut zwang ihn zu literarischen Nebenverdiensten, die er als Korrektor in der Breitkopfschen Druckerei, als Teilnehmer an der Bayle-Übersetzung und Lucian-Ausgabe oder durch Gelegenheitsdichtungen fand. Not und Dankbarkeit stellten ihn unter den Einfluß seines Vorgesetzten Schwabe und unter die diktatorische Protektion des Leipziger Professors. Mit dem Kreis der Freunde ist er zunächst nicht bekannt geworden; erst nach und nach wurde man dank seinen feurigen Oden in den „Belustigungen" auf ihn aufmerksam und begann den schüchternen und hilflosen Menschen heranzuziehen, so daß er nach seiner wenig rühmlichen Tätigkeit für die Hallischen „Bemühungen" einer der begeistertsten und aufopferndsten Freunde und eine Hauptstütze der „Bremer Beiträge" wurde. Ähnlich, wenigstens was die Beziehungen zu dem Meister anlangt, verhielt es sich mit Christlob Mylius. Auch er war 1742 auf die Universität gekommen und mußte sich um des Erwerbs willen an den Leipziger Diktator als literarischen Handlanger verkaufen. Begabt und witzig, ein gewandter Journalist, war er der rechte Mann im rechten Augenblick für Gottsched, der ihn denn auch bald an einer geeigneten Stelle unterzubringen wußte. Locker und leichtsinnig in seinem Leben und Denken, erregte er schon durch seine äußere Erscheinung überall Anstoß, wenn er mit niedergetretenen Schuhen, durchlöcherten Strümpfen und zerrissenen Kleidern in den Straßen Leipzigs umherging. Unter solchen Umständen wird die gegenseitige Abneigung des sorglosen, liederlichen Mylius und der pedantisch auf Anstand und Fleiß haltenden Belustigerfreunde recht begreiflich. Obwohl er gleich anfangs zu den bedingungslos ergebenen Anhängern Gottscheds zählte, finden wir ihn doch verhältnismäßig spät, erst im September 1743, in der Monatsschrift mit einem Lobgedicht auf den Bühnenreformator (V. 3. c), danach aber bis zum Schluß regelmäßig vertreten.

Man erkennt also unter den Leipziger Mitarbeitern der „Belustigungen" deutlich zwei Gruppen: einmal den ansehnlichen, einflußreicheren, um Ebert und Gärtner versammelten Kreis, der allmählich zu innerer, selbständiger Reife und damit zur Lossage von

Gottsched gelangt, zum andern die beiden durch Armut oder Leichtsinn dem Dienste des Meisters verfallenen Jünglinge. Zwischen beiden Gruppen vermittelnd der Hallerverehrer, der tief gebildete und gerechte Käſtner, deſſen naturwiſſenſchaftliche Intereſſen ihn ſogar mit Mylius in Verbindung treten laſſen. Und über ihnen allen der haltlos hin und her ſchwankende Herausgeber Johann Joachim Schwabe.

Dieſe äußere Gruppierung an ſich, ganz abgeſehen von den inneren Gegenſätzen, verſprach keine gedeihliche Weiterentwicklung der „Beluſtigungen", wenn jetzt auch vorläufig die Redaktion unter dem Einfluß des Gärtnerſchen Freundebundes den beſten Willen hatte, auf Grund der bisher dargeſtellten inneren Umwandlung die Monatsſchrift auf neue, allem Parteigetriebe fernliegende Pfade zu führen. In einem Punkte aber hatten ſich dabei Rabener, Gärtner, C. A. Schmidt, Käſtner und andere verrechnet: in der Perſönlichkeit Schwabes. Denn ſolange ihm die ausſchließliche Entſcheidung über die Auswahl der Beiträge vorbehalten war, ließ es ſich nicht vermeiden, daß, wenn auch nicht mehr Gottſcheds Machtwort, ſo doch ſein Geiſt in den Blättern fortwirkte. Mochte ſich der Kern der Mitarbeiter auch noch ſo redlich bemühen, ſelbſtändig und unabhängig von dem „Lehrer der Poeſie" ihre Gedichte und Aufſätze zu ſchaffen, ſo konnten ſie doch nicht verhindern, daß Schwabe aus der Fülle des eingeſandten Materials Stücke ausſuchte und abdrucken ließ, in denen der alte Geſchmack herrſchte.

Es ſei darum an dieſer Stelle einmal auch auf die auswärtigen Mitarbeiter in Kürze eingegangen. Selbſtredend iſt es nicht möglich, alle Beziehungen dieſer Männer zu Gottſched und Leipzig aufzudecken oder feſtzuſtellen, wieſo ſie dazu kamen, ihre Arbeiten an Schwabe zu ſchicken. Auch würde es kaum lohnen, dem Charakter und der Entwicklung jedes einzelnen nachzuſpüren; der Verſuch ſcheitert ſogar bei manchen einfach daran, daß ſich nichts mehr, weder über ihre Geburt noch über Studiengang oder Beruf feſtſtellen läßt.

In der Vorrede zum dritten Bande ſchreibt Schwabe:

> Selbſt die wenigſten von den bisherigen Verfaſſern dieſer Beluſtigungen ſind Leipziger; und ob ſich gleich ein großer Theil davon in Leipzig aufhält oder aufgehalten hat, ſo ſind doch auch viele darunter, welche niemals, oder nur bloß als Reiſende, hier geweſen ſind. Ich melde dieſes um deswegen, damit ſich niemand einbilde, man erlaube ſonſt keiner Schrift einen

Platz in dieſer Sammlung, als derjenigen, die von einem der Unſrigen herrühret.

Damit wiederholte man, was ſchon in dem Programm ausgeſprochen war. Der erſte Aufruf des Herausgebers hatte ſofort in ganz Deutſchland Widerhall gefunden. Auf zwei Wegen, wie die eben herangezogene Vorrede verrät, liefen die Aufſätze und Gedichte ein; ſie wurden eingeſandt, oder man gab ſie auf der Durchreiſe perſönlich ab.

Eine Stadt war es vor allem, die ſich von der Eröffnung bis zum Ende an der Monatsſchrift ſehr rege beteiligte, nämlich das benachbarte Halle, wo nach Ausſage der Zeitgenoſſen die Pflege der ſchönen Wiſſenſchaften lange Zeit ſehr im argen gelegen hatte. Vom vierten Stück an bereits erſcheinen die von Chriſtoph Joſeph Sucro[1]), der ſeit 1738 in Halle ſtudierte, eingeſchickten Fabeln und Gedichte. Im November 1741 erfolgt der Abdruck des „Heutigen Gegenſtands meiner Einbildungskraft" von dem Anakreontiker und Schulkameraden Ewald von Kleiſts, dem frühverſtorbenen Paul Jakob Rudnick[2]), der Schulden halber von Jena nach Halle flüchtete und ſich hier an Uz und Gleim anſchloß. Im September 1742 ſandte Uz ſelbſt ſeinen „Lobgeſang des Frühlings" an Schwabe, der offenbar zunächſt Bedenken wegen des Silbenmaßes hatte, ihn aber

[1]) Der älteſte der drei Brüder Sucro, geboren im Dezember 1718 zu Königsberg in der Neumark, geſtorben am 8. Juni 1756 in Koburg. Vgl. Allg. dtſch. Biogr. 37, 113. [2]) Allg. dtſch. Biogr. 29, 477 f. und Schüddekopf, Briefwechſel zwiſchen Gleim und Uz, S. 67, 145, 448. Uz hat den Aufſatz an Schwabe geſandt. Das Manuſkript des „Heutigen Gegenſtands" befindet ſich unter Rudnicks Papieren im Gleimarchiv zu Halberſtadt. Gleim hatte ja die Abſicht, die Schriften des Frühverſtorbenen herauszugeben. Angeblich ſollen die meiſten von einem gewiſſen Zimmermann in Halle verbrannt worden ſein. Außer dem „Heutigen Gegenſtand" finden ſich noch folgende Handſchriften Rudnicks im Gleimarchiv: 1. mehrere Briefe; 2. Antwort auf des Herrn v. Z..... Schreiben, von dem ..... des Heumonats 1740, in welchem er einige gefährliche Lehrſätze von der Liebe behauptet, die Warheit zu retten herausgeg. von einem Verehrer des entgegengeſetzten Carakters (unterz. 1740 den 5. Herbſtm. Halle); 3. Vom Fechten; 4. Erfindung zu einer Fabel: Der unbedachtſahme Sclave; 5. Ueberſetzung der 3. Ode des 13. Buches aus dem Horatz in freyer Rede und reimloſen Verſen nebſt einer Abhandlung von ihren Schönheiten durch ..... (im Jahre 1740. D. 21. Herbſtmon.); 6. Satyre: Die Lobſucht (reimloſe Verſe!); 7. Vom Weine (Proſaabhandlung); 8. Splitter und Gedanken; 9. Gattungen der Regeln; 10. Ode, von Daphnis, in Reime zu bringen. 11. Beym Erblicken der Phyllis.

doch endlich im sechsten Stück des vierten Bandes veröffentlichte. Nun zögerte auch Gleim nicht länger, einen Beitrag für die weitverbreitete Zeitschrift zu liefern[1]), und sein Freund Naumann schloß sich an[2]). Vorher hatten sich zwei sonst unbekannte Hallenser, Harting und Harrer, beteiligt, ebenso der Student der Theologie C. F. Neander[3]) und der Mediziner Heinrich Friedrich Delius. Aber auch der Hallesche Superintendent Decker, der Professor Christian Gottlieb Kratzenstein wie der Dozent Johann Christoph Dommerich arbeiteten mehr oder minder eifrig mit.

Indessen war es nicht Halle allein; andere Städte sind gleichfalls bald vertreten; aus Dresden, Hamburg, Breslau, Hannover treffen Sendungen ein. Mediziner, Theologen und Lehrer, alte Schüler Gottscheds und einstige Mitglieder der Rednergesellschaft, Mitarbeiter der „Critischen Beyträge" rechnen es sich zur Ehre, die „Belustigungen" zu befördern, die meisten nur gelegentlich, andere,

[1]) Belust. VII. 2. o und Schüddekopf, Briefwechsel zw. Gleim und Uz, S. 453. [2]) Belust. VII. 4. i (Schüddekopf, Briefwechsel zw. Gleim und Uz, S. 72) und wahrscheinlich V. 3. k. Ist V. 3. k von Naumann, dann ständen dessen Vornamen fest (S. B.). Über Naumann, Gleims Universitätsfreund, der seit 1743 als Sekretär in Berlin weilte und später Redakteur bei der Vossischen Zeitung wurde, vgl. Schüddekopf, Ramler bis zu seiner Verbindung mit Lessing, S. 12. — Dieser Naumann ist nicht zu verwechseln mit Christian Nicolaus Naumann, der am 6. Dez. 1720 zu Bautzen geboren ist, wo sein Vater Oberamtsadvokat und Zollkontrolleur war. Seit 1748 studiert er in Jena die Rechte; seit 1749 daselbst Magister, beabsichtigt er akademischer Lehrer zu werden, liest in Jena und Marburg Kollegien, weilt später in Hamburg, Frankfurt und kommt endlich 1753 nach Berlin; gestorben ist er am 15. Febr. 1797 in Görlitz. Herausgeber der „Belustigungen des Gemüths" (Hamburg 1745), des „Liebhabers der schönen Wissenschaften" (Jena 1747/48) und des „Vernünftlers" (Berlin 1754), Verfasser des „Nimrod" (1752) und der „Gedichte von einem Bautzner" (1743). — Daneben gab es noch einen dritten Naumann: Gottlob Naumann, der ebenfalls „Gedichte von einem Bautzner" herausgab, aber erst 1759. Er ist am 6. Januar 1718 zu Bautzen geboren; sein Vater Georg Naumann war Schneider; am 15. Aug. 1798 ist er gestorben. — Der im Briefwechsel Gleims und Uz' so häufig neben Christian Nicolaus Naumann immer ohne Vornamen Genannte ist der, welcher an den „Belustigungen" mitarbeitete und vielleicht S. B. Naumann hieß. [3]) Belust. II. 1. f und II. 6. h. Über C. F. Neander vergleiche Küttners „Charaktere teutscher Dichter und Prosaisten", Berlin 1781, S. 406 und „Ueber C. F. Neanders Leben und Schriften. Eine Skizze von C. E. C. Freyin von der Recke", Berlin 1804, S. 137. Elise v. d. Recke befindet sich übrigens mit der Behauptung, es habe noch ein anderer Neander an den Belustigungen mitgearbeitet, im Irrtum; wahrscheinlich verwechselt sie Neander mit Merkander aus Halle.

wie Chr. F. Zernitz, Anton Paul Ludwig Carstens, Carl August Gebhardi, Johann Daniel Overbeck und Johann Adolf Peter Gries, ziemlich regelmäßig. Da mußte wohl Schwabe aus Rücksicht auf die Beziehungen der Einsender zu Gottsched oder der deutschen Gesellschaft manches aufnehmen, wogegen sich die Stammmitarbeiter entschieden erklärt hätten. Dazu kam sein einseitig geschultes Urteil, dem es allein überlassen war, über den Abdruck der Beiträge zu bestimmen. Wenn Waniek daher die „Belustigungen" insgesamt ein „Denkmal für den alten und den aufstrebenden neuen Geschmack" nennt[1]), so gelten seine Worte besonders von dieser zweiten Periode ihres Erscheinens. Und woran das lag, das ist an den Gegensätzen, die sich aus der Entwicklung und der damit zusammenhängenden Gruppierung der Mitarbeiter ergaben, in diesem ersten Teil des Abschnitts versucht worden nachzuweisen. Aber eben dadurch, daß jener geschlossene Freundeskreis, nachdem er die neutrale Haltung der „Belustigungen" durchgesetzt hatte, an der Fortsetzung der Monatsschrift einen einflußreicheren Anteil behielt, vollzog sich eine solche Umwandlung in der Redaktion und in dem vierten bis sechsten Band des Journals, daß die zweite Periode der Schwabeschen Zeitschrift vorteilhaft gegen die erste absticht und die einzelnen Stücke mehr und mehr den äußeren und inneren Einfluß Gottscheds abstreifen, wenn er sich freilich auch in keinem Monatshefte gänzlich verliert.

Liest man die Vorrede zum vierten Bande, so kommt es einem unwillkürlich vor, als beginne damit eine neue Zeitschrift, schon rein äußerlich darum, weil das Programm der „Belustigungen", wie das Eröffnungsstück es gebracht hatte, in drei Hauptpunkte kurz und klar zusammengedrängt, hier noch einmal wiederholt wird. Dann aber findet man eine zu Gottscheds Ansichten fraglos in Widerspruch stehende Anschauung, in der Schwabe zwischen Hagedorn und Haller zu vermitteln sucht. Es heißt nämlich:

> Wer fließend und leicht schreibt, der wird demjenigen gar bald matt und schläfrig vorkommen, der sich zu einer schweren und körnigten Schreibart gewöhnet hat; dafür er aber jenem eben so bald gezwungen und dunkel, wo nicht gar unverständlich und schwülstig, zu seyn scheinen wird. Indessen können sie doch alle beyde wahrhafte Liebhaber des guten Geschmacks seyn, und ein jeder in seiner Art wirkliche und große Schönheiten haben. Wer von beyden aber wird berechtiget seyn, die Schrift, die nicht seiner

[1]) Waniek, Gottsched, S. 426.

Gemüthsart gemäß ist, sogleich als nichtswürdig und tadelhaft zu verwerfen, da die Kunstrichter noch uneins sind, welche Schreibart das meiste Lob verdienet?

Denen aber, die mit dem einen oder anderen Stück nicht zufrieden sind, es für schlecht oder verwerflich halten, antwortet der Herausgeber mit einer Fabel, in der er sich mit einem Gärtner und die „Belustigungen" mit Blumenbeeten vergleicht:

Kein Monat floß dahin, daß nicht ein neues Heer,
In unterschiednem Schmuck, hervorgesprossen wär.
Jedoch es reizt nur halb, ein Gut allein genießen;
Drum sollt auch seine Lust auf andre sich ergießen.
Er rief, in sich vergnügt, die Nachbarschaft herbey,
Zu sehn, wie schön beblühmt sein neuer Garten sey.

Die Nachbarn kommen zusammen, und jeder beginnt irgendeine Blume zu tadeln; der den Amarant, der andere die Narzissen, jenen ärgert die Iris, diesen die Nelken; kurz, der Gärtner ergreift voll Unmut die Sichel, um sie alle abzuschneiden und zu vernichten. Aber sieh, wie jede kurz vorher einen Ankläger hatte, so fand jetzt jede einen Verteidiger.

Der Gärtner war erfreut: So viel ich sehen kann,
Sprach er, so werd ich wohl, um euch vergnügt zu wissen,
Mein Werk, so wie es ist, geruhig lassen müssen.

Das war die Antwort, die Schwabe auf alle Angriffe Liscows, Rosts und der Schweizer gab; und sicher hat er damit das Richtige getroffen, wenn er behauptete, aller Tadel der Kritik beziehe sich auf Einzelheiten. Die Gesamtbedeutung und -wichtigkeit der Monatsschrift hatte man doch anerkannt oder wenigstens nicht zu verwerfen gewagt. Denselben Standpunkt vertritt er auch in den Vorreden zum fünften und sechsten Band. Mit Recht verurteilt er darin eine Kritik, die ohne Grund und Beweis in den Tag hineinschreibt: „Das ist schülermäßig; das ist elend; das tauget nichts." So könnte auch der Allerungelehrteste richten und von dem vollkommensten Werke ebendergleichen mit einem zuversichtlichen Tone reden; und er ist versichert, daß man sehr häufig nicht aus „Liebe zur gesunden Vernunft, und Ausbreitung eines guten Geschmacks, als vielmehr aus Parteylichkeit oder Tadelsucht" schreibe.

Der Herausgeber beginnt während dieser zweiten Periode wirklich Vertrauen auf seine gute Sache zu zeigen und läßt sich von Spöttereien und diktatorischen Machtsprüchen nicht mehr irremachen, obwohl es an solchen durchaus nicht fehlte. Denn inzwischen hatten

die Schweizer wieder angefangen, in ihren „Freymüthigen Nachrichten" die „Beluſtigungen" regelmäßig und ironiſch zu rezenſieren; die Berliner „Privilegierte Zeitung" ſprach ſich abfällig genug über die Monatsſchrift aus, und Pyras „Erweis, daß die G*ttſch*dianiſche Sekte den Geſchmack verderbe", der im Herbſt 1743 erſchienen war, ſtichelte ebenfalls verſchiedentlich gegen das Leipziger Komplott der Beluſtiger, wenn er ſich auch hauptſächlich über die inzwiſchen zur Ausgabe gelangten Halliſchen „Bemühungen" hermachte.

Über all die genannten Angriffe geht Schwabe ſtillſchweigend hinweg; nur dem Konrektor Pyra antwortet er in der Vorrede im ſechſten Bande ſehr kurz und ruhig:

> Hieraus mag denn ein patriotiſcher ungenannter Mann, der gar nicht ſchimpfen wollen, ſchließen, daß es ein bloßes Hirngeſpinnſt ſey, was er ſich von einem Leipziger Complote und deſſen Rädleinsführer einbildet. Es iſt eine ſolche Bande eben ſo wenig in Leipzig anzutreffen, als Miltons Lob in Warneckens Gedichten, welches doch dieſer ſcharfſichtige Mann mit eben ſo großer Zuverſicht vorgiebt.

Das war alles; Schwabe hielt ſein Wort und ließ ſich nicht weiter mit dem unbekannten Gegner ein. Nur eine Anklage zurückzuweiſen, war für den Redakteur mit gutem Grund noch Ehrenſache: nämlich den Vorwurf des angeblich unrechtmäßigen Abdrucks von Hagedorns Gedicht „Der Weiſe" (I. 3. g). Schon Liscow ſpielte in ſeiner „Vorrede" darauf an [1]), die Schweizer aber nannten dieſes Vorgehen Schwabes in ihren „Critiſchen Betrachtungen über des Herrn von Hagedorn Ode auf den Weiſen" [2]) eine „unbillige und corſarenmäßige Caperey", nahmen den Beluſtigern die Beute ab und legten ſie, wie man verſichert, mit des Verfaſſers Erlaubnis und in ihrem „unverdunkelten Glantze" wieder vor; in Wahrheit aber druckten ſie die Ode ohne weſentliche Verſchiedenheiten den „Beluſtigungen" nach [3]). Schon des verehrten Hagedorn wegen

[1]) Heineckes „Longin", Vorrede, S. 40. [2]) Sammlung Züricher Streitſchriften, Bd. II, St. 8, S. 21/32. [3]) Wie ungerechtfertigt Bodmers Empörung über den fehlerhaften Abdruck war, zeigt folgender Vergleich. Abgeſehen von orthographiſchen Verſchiedenheiten, ſind nur dieſe vier Abweichungen zu finden:

Beluſt. I. 265.

12. Strophe.

Die unſerm Werth . . . . . .

14. Strophe.

Sie kennet ſich, und ihren innern Frieden.
Was? darf man noch die niedern Größen preiſen?

durfte man dieſen Makel nicht auf ſich ſitzen laſſen. Daher die folgende Erklärung, die offenbar auch die Billigung der Mitarbeiter erfuhr, in der Vorrede zum fünften Bande:

> Es iſt mir die Ode auf die allerrechtmäßigſte Art in die Hände gekommen. Sie iſt mir durch die ordentliche Poſt zugeſchickt worden, wie ich ſolches förmlich darthun könnte, wenn mich dieſer Herr deswegen gerichtlich zu befragen befugt wäre. Ich muß dieſes hier öffentlich melden, damit man den Ungrund dieſer Beſchuldigung, die vielen andern gleich iſt, welche aus einem aufgebrachten Gemüthe herrühren, und welche zu widerlegen es nicht der Mühe werth iſt, auf das deutlichſte einſehe. . . . Ueberdieß müßte ich einer von den ärgſten Corſaren in der gelehrten Welt ſeyn; weil mir faſt die meiſten Stücke auf ſolche Art zugeſtellet werden.

Man kann dieſer Verſicherung wohl Glauben ſchenken, da der Verfaſſer des Gedichtes Einzeldrucke davon verſchickt hatte, und Schwabe, dem vielleicht einer von dritter Seite zugeſtellt war, wirklich nicht unterrichtet zu ſein brauchte, aus weſſen Feder die Verſe ſtammten. Daß Hagedorn ſelbſt nicht allzu ſchlimm davon gedacht hat, dafür kann man wohl die Tatſache als beſten Beweis anſehen, daß er kein Bedenken trug, ein Jahr ſpäter dem Herausgeber der „Beluſtigungen“ durch Ebert ein Exemplar des Gedichtes „Ueber das Glück“ überreichen zu laſſen.

Das iſt aber alles, was man in den Vorreden des vierten bis ſechſten Bandes finden und mit der literariſchen Fehde einigermaßen in Verbindung bringen könnte; im übrigen ſind die achtzehn Monatshefte der zweiten Periode frei von allem, was irgendwie einen pamphletiſchen Charakter zeigen würde. Das verwundert um ſo mehr, wenn man folgenden vom 6. November 1743 datierten Brief Eberts an Hagedorn lieſt[1]):

15. Strophe.

Und heiliget ſein Theil den Ewigkeiten.

Schweizer Ausgabe.

12. Strophe.

3. 76. Die unſern Werth nicht nach dem Anſehen mißt.

14. Strophe.

3. 80. Sie kennet ſich, und ihren innren Frieden.

3. 83. Was? darf man noch die niedren Größen preiſen?

15. Strophe.

3. 90. Und heiliget ſein Theil der Ewigkeiten.

[1]) Hagedorns poetiſche Werke, V, 236/37.

Hr. M. Schwabe hat mich verſichert, daß eine anſehnliche Anzahl junger munterer Leute da wäre, die mit Gewalt ſchreiben wollten und auf den erſten Wink bereit ſtänden. Juvenesque magistri Exquirunt, calidosque animis et curſibus acres. Man hätte ſie bisher mit großer Mühe im Zaume gehalten; Stare loco nescit etc. und ihnen das Schreiben verboten, oder ihre Schriften unterdrückt (vielleicht, um ſie dadurch deſto feuriger zu machen). Aber jetzt, da die Schweizer das Vorſpiel wieder aufgelegt haben, hat man ſich endlich gezwungen geſehen, es ihnen zu erlauben. Poſt, ubi collectum robur, viresque receptae, Signa movet, praecepsque oblitum fertur in hoſtem. Nun iſt alſo alles zum Verderben zugerichtet, nun wird für die Schweizer kein Retter mehr da ſeyn, nun wird alles losbrechen, Ut cum carceribus ſeſe effudere quadrigae etc.

In den „Beluſtigungen" iſt von dem „zugerichteten Verderben" nichts zu ſpüren; dagegen wird man nicht fehlgreifen, wenn man unter die eifrigſten aus dieſer Anzahl „junger munterer Leute" vor allem Mylius und Cramer rechnet. Wenigſtens iſt dafür aller Grund vorhanden.

Denn als ſich Gottſched neuerdings vor die unerwartete Tatſache geſtellt ſah, daß er in den „Beluſtigungen" keine Streifzüge mehr gegen die Schweizer erwarten durfte, noch dazu in einem Augenblick, wo die literariſche Fehde für ihn die ungünſtigſte Wendung zu nehmen drohte, tat er ſofort die nötigen Schritte, einen Erſatz zu ſchaffen, eine ihm rückhaltlos ergebene Zeitſchrift ins Leben zu rufen. Hierbei kam es ihm vor allem darauf an, auch den geringſten Verdacht, als ob er mit dem Unternehmen in Verbindung ſtände, unter jeder Bedingung zu vermeiden. Und ſo beginnt er ein durchtriebenes Verſteckſpiel. Als ausführende Werkzeuge ſeiner Abſichten beſtimmt er zunächſt ſeine treu ergebenen Schüler Chriſtlob Mylius und Johann Andreas Cramer[1]). Dieſe haben offenbar auch die Verhandlungen mit dem Verleger Carl Hermann Hemmerde geführt; denn abſichtlich wählt man nicht Gottſcheds Verleger Breitkopf und läßt das Journal nicht in Leipzig, ſondern in Halle erſcheinen, um zu beweiſen, daß auch anderorts Gottſcheds Geſchmack ſeine Verfechter, die ſchweizeriſchen Theorien ihre Gegner fanden. Und man konnte dies um ſo leichter

[1]) Daß wirklich Cramer und Mylius die Verfaſſer waren, beweiſt Waniek, Gottſched, S. 469. Dazu kann man noch aus Schwabes „Brevis Notitia" die Notiz anführen: „Bemühungen zur Beförderung der Critik und des guten Geſchmackes", Halle 1743. In 8. In praeſens usque tempus auctoribus M. Jo. Andrea Cramero et Chriſtlob Mylio, XVI. partes.

wagen, zog man die vielfache Unterstützung in Betracht, die den „Beluſtigungen“ gerade von Halle aus zuteil geworden war.

Im Juli 1743 erſchien das erſte Stück der „Bemühungen zur Beförderung der Critik und des guten Geſchmacks“, die im folgenden kurz berührt werden müſſen, da ihre Geſchichte mit der unſerer Monatsſchrift im engſten Zuſammenhang ſteht. Denn dieſe Blätter übernahmen jetzt die Verteidigung der „Beluſtigungen“, und Mylius führte die Rolle im Kampf mit den Zürichern weiter, die Schwabe unter dem Druck ſeiner Mitarbeiter hatte niederlegen müſſen.

Gottſched ging äußerſt vorſichtig zu Werke. Selbſt dem Verleger gegenüber gibt er das Verſteckſpiel nicht auf, der ihm am 16. Auguſt das erſte Stück mit der Bitte überſchickt, es ſeinen „Herrn Auditoribus beſtens zu recommendiren“ [1]). Am 17. Auguſt erhält er ein zweites Exemplar von einem gewiſſen Reyher (?) zugeſandt [2]). Gottſched ſtellt ſich in dem Antwortſchreiben, als ob er Reyher für den Verfaſſer halte, der aber am 25. Auguſt dieſe Ehre ablehnt und verſichert, daß er das gütigſt erteilte Lob dem Verleger, der die wahren Verfaſſer ſtreng geheimhalte, ausführlich bekannt gemacht habe, damit die Bemüher ermuntert würden, fortzufahren [3]). Auch anderen log der Leipziger Profeſſor vor, nichts über die Herausgeber zu wiſſen [4]).

Unterdeſſen machte Chriſtlob Mylius — er war offenbar die Hauptſtütze, weniger Cramer — ſeine Sache nach Gottſchediſchen Begriffen ganz vortrefflich. Heuchleriſch ſicherte die Vorrede den Leſern völlige Parteiloſigkeit der Blätter zu, ja ſie erkannte ſogar die Verdienſte der Schweizeriſchen Kritik an und verſprach, die Schönheiten und Fehler in den Werken des Verſtandes und Witzes beſcheiden anzuzeigen. Aber ſchon das erſte Stück erwies ſich als erzgottſchediſch, zog aufs ſchärfſte gegen die Züricher „Sammlung critiſcher und anderer Schriften“ los und begann in der Beſprechung des Gedichtes „Ueber den Urſprung des Uebels“ den Kampf gegen den bedeutendſten ſchöpferiſchen Vertreter der Schweizer Poeſie, gegen Haller. Haller, Pyra und Liscow ſind vor allem die drei Größen, mit denen Mylius keck und rückſichtslos, oft nicht mit Unrecht, immer aber geſchickt und witzig ins Gericht zu gehen verſteht.

---

[1]) Vgl. Gottſcheds handſchriftl. Briefwechſel, Bd. VIII, Fol. 193, Brief Nr. 1634. [2]) Ebenda Bd. VIII, Fol. 196/97, Brief Nr. 1636. [3]) Ebenda Bd. VIII, Fol. 200/1, Brief Nr. 1638. [4]) Waniek, Gottſched, S. 469.

Während sich die „Bemühungen" in ihren Ausfällen gegen Haller zu den „Beluſtigungen" in Gegenſatz ſtellen, übernehmen ſie in „Des Ungenannten letzter Wille" [1]) die Züchtigung Liscows für ſeine „Vorrede", worüber ſich der „Pflegevater" der „Beluſtigungen" königlich und recht ſchadenfroh freute, wie aus einem ſeiner Briefe an Gottſched hervorgeht [2]).

Das „Schreiben an die Verfaſſer, wegen zweyer Schreiben in dem eilften Stück der ſchweizeriſchen Sammlungen, von Wolf von Hartwehr aus Weißenfels" [3]) verteidigt die Beluſtiger ſehr geſchickt gegen die Züricher Anſchuldigungen, ſie ſeien Gottſcheds getreue Unterbediente. Am kräftigſten aber warf man ſich für die Leipziger Schweſterzeitung gleich im zweiten Stück in die Schanze. „Die Unterredungen, welche die ſchönen Wiſſenſchaften betreffen" [4]), fingieren ein literariſches Kränzchen der drei Freunde Hermann, Altmund und Freymund. Bei ihrer erſten Zuſammenkunft verlieſt Hermann ſein Gedicht „Brief über die Lettres germaniques" in dem folgende Stelle über die „Beluſtigungen" vorkommt:

Bey unſrer Nachbarin der holden Pleißenſtadt
Sieh wie ſich der Geſchmack allda geläutert hat
Da prangt die Poeſie: Freund kennſt du nicht die Schriften
Worin Verſtand und Witz und Geiſt ſich Mäler ſtiften
Die ſtolzer Frauen Neid, und andrer Neider Wut
Mehr unvergänglich macht, als ihnen Schaden thut?
Wenn Gellert Fabeln ſetzt, und Käſtner reizend lehret,
Und Schlegel Lieder wagt, die keine Zeit verſtöret,
Und Straube ernſthaft tönt, und Schwabe männlich ſingt
Und der Calliſten lobt, dem Doris Ruhm gelingt,
Alsdenn fühl ich mein Blut, von Wolluſt überfallen,
Daß Deutſchland witzig wird, vor Freude ſtärker wallen.

[1]) Halliſche „Bemühungen", 8. St., S. 581 ff. [2]) Vgl. Gottſcheds handſchriftl. Briefwechſel, Bd. IX, Fol. 143/44, Brief Nr. 1769. Dort heißt es: „Wie Herr Liscov mit dem Briefe zufrieden ſeyn werde, der an ihn gerichtet iſt, das wird die Zeit lehren. Denn er iſt der H. B. an den das Schreiben auf der 532 S. abgelaſſen worden. Es iſt dieſes B. eins von den unglückſeligen Druckfehlern, womit dieſe Monatſchrift ſich vor allen andern hervorthut, und es hat ein L ſeyn ſollen. Jedoch er wird es ſchon merken, und wo ich nicht irre, über den Inhalt desſelben ſo grimmig werden, daß er in ſeinem ſatiriſchen Eifer mit den Zähnen knirſchen, auf die Erde ſtampfen, und, wie er itzt zu thun pflegt, wenn er recht was ſcharfſinniges ſagen will, von lauter dummen Jungen reden und mit Ochſen und Eſeln um ſich werfen wird. Allein er muß lernen, daß es auch noch Leute giebt, die ihm im Lachen die Zähne weiſen können." [3]) Halliſche „Bemühungen", Bd. I, St. 7, S. 485 ff. [4]) Ebenda Bd. I, St. 2, S. 3/31.

Daran im Anschluß kommen die Freunde auf die Vorwürfe zu sprechen, die von den Schweizern gegen die Belustiger erhoben werden. Man findet, sie beständen nur in Spöttereien, persönlichen Anspielungen und anzüglichen Schmähungen und seien aus „affektvollem Herzen" geschrieben. Eingehend wird im folgenden das Juliheft des ersten Belustigungenbandes an der Hand der Bodmerschen Besprechung in den „Nachrichten von Gelehrten Schriften" Aufsatz für Aufsatz vorgenommen und verteidigt. Und zum Schluß faßt Hermann seine Meinung über die vier ersten Monate der „Belustigungen" in einer begeisterten Verherrlichungsrede zusammen.

Hatte Schwabe daher allen Grund, sich über diese scheinbar gerechte Anpreisung seiner Monatsschrift zu freuen, war er ja nun endgültig der Verteidigung überhoben, so war es doch auch anderseits nicht zu verwundern, wenn man auf gegnerischer Seite die Bemüher für die „alten Renommisten des Hrn. Prof. Gottscheds, die Belustiger" hielt. Ausdrücklich weisen zwar Mylius und Cramer einen Zusammenhang der Redaktion mit Gottsched, Schwabe oder den „Belustigungen" in der Vorrede zum zweiten Bande zurück[1]), verstehen es aber doch, sich so sorgfältig zu verstecken, daß Ebert noch Ende Juli 1744 an Hagedorn schreibt, daß die Verfasser noch ebenso unbekannt wären wie vordem[2]).

Nach all dem Gesagten bedarf es wohl keiner Beweise mehr, daß das Kampforgan der Hallischen „Bemühungen" seine Entstehung hauptsächlich der Neutralität der „Belustigungen" verdankte und somit als eine Ergänzung der letzteren von Gottsched gedacht war. Wie eng die Beziehungen zwischen beiden Monatsschriften gewesen sind, dafür läßt sich wohl auch ein Schreiben Kästners als Beleg anführen, das er nach Halle schickte, weil es ihm „am bequemsten" zu sein schien, die Erklärung eines seiner Gedichte aus den „Belustigungen" nach Beschluß der Leipziger Zeitschrift in den „Bemühungen" zu veröffentlichen[3]).

Daß es jedoch Schwabe unter dem Druck seiner Mitarbeiter tatsächlich darum zu tun war, alle pamphletischen Elemente aus seinen Blättern zu verbannen, geht nicht nur aus der Begründung des Hallischen Streitschriftenjournals hervor, sondern auch aus der

[1]) Hallische „Bemühungen", Bd. II, St. 9, Vorrede S. 1. [2]) Hagedorns Poetische Werke, V, 249. [3]) Hallische „Bemühungen" Bd. II, St. 13, S. 406 und St. 14, S. 558 ff.

Tatſache, daß ein Beluſtiger, lag ihm wirklich am Herzen, eine ungerechtfertigte Kritik zurückzuweiſen, ſich für ſeinen Aufſatz einen Platz außerhalb der „Beluſtigungen" ſuchen mußte. Dafür liegt ein offenkundiges Beiſpiel vor. In dem Abſchnitt „Von gelehrten Sachen" des „Hamburgiſchen Correſpondenten" entdeckt man nämlich am 28. Auguſt 1743 ein mit C** und Leipzig unterzeichnetes, wahrſcheinlich aus dem Beluſtigerkreis, vielleicht von Cramer kommendes Schreiben, das eine allerdings höchſt „ungewaſchene" Kritik über das Zernitzſche Gedicht „Chloris im Kleiderſchmucke" (IV. 3. e), die in den „Berliner Staats- und Gelehrten Zeitungen" erſchienen war, entſchieden zurückweiſt.

Während alſo die Vorreden Schwabes, der vollkommene Mangel an Streitſchriften, die damit zuſammenhängende Eröffnung der „Bemühungen" äußerlich eine Umwandlung der „Beluſtigungen" bezeugen, verrät der Inhalt des vierten, fünften und ſechſten Bandes unſerer Monatsſchrift, daß man infolge der bereits behandelten inneren Entwicklung einzelner Mitarbeiter über den Leipziger „Lehrer der Dichtkunſt" hinauszuwachſen begann. Letzterem widerſpricht nicht, wenn wir Gottſched auch in den nächſten Bänden, allerdings ſelten genug, noch mitarbeiten ſehen[1]) oder Chriſtlob Mylius in einer Ode „Lob der Schauſpiele" (V. 3. c) den Bühnenreformator alſo feiern hören:

Du, o der deutſchen Dichtkunſt Lehrer,
Der Einſicht und der Kunſt Vermehrer,
Der alten Weisheit Ebenbild;
Dein Ruhm, o Gottſched! ſcheut die Grenzen,
Ganz Deutſchland hat ſein helles Glänzen,
Was Deutſchland? noch weit mehr erfüllt.
Der Bühnen Pracht wird dich erheben,
Die du in Deutſchland hergeſtellt:
So weicht dein Ruhm, ſo flieht dein Leben
Nicht eher, als die ganze Welt!

(Beluſt. V. 3. c, S. 210.)

Ebenſo wagt Johann Daniel Overbeck in ſeinem Aufſatz „Die Gabe zu ſchreiben" (VI. 6. f) eine Verherrlichung Gottſchediſcher Verdienſte, wie ſie dem Verfaſſer der Dicht- und Redekunſt ſeit Jahren nicht widerfahren war[2]). Solange eben Schwabe die Auswahl unter

[1]) Beluſtigungen V. 3. e und vielleicht IV. 2. d und V. 1. d. [2]) Mit Bezug auf dieſen Aufſatz hat Bodmer wahrſcheinlich ſeine Überſetzung von „Alexander Popens Duncias mit hiſtoriſchen Noten u. ſ. w." (Zürich 1747) mit J. D. Obereck unterzeichnet. Vgl. auch Waniek, Gottſched, S. 536.

den eingesandten Beiträgen allein traf, kam natürlicherweise auch noch eine Fülle minderwertiger Prosaabhandlungen und Alexandrinergedichte in den Monatsheften zum Abdruck, so die anonyme moralische Betrachtung „Daß die Tadler mehr Dank verdienen als die Schmeichler" (IV. 6. f) oder E. F. Schmersahls gedankenarmes Lehrgedicht von der „Verstellung der Menschen" (V. 5. c) und manche andere.

Daß ferner die von Gottsched vertretenen alethophilischen, populärwissenschaftlichen Bestrebungen zur Belustigung des Verstandes noch eifrig gepflegt wurden, dafür sorgte schon der Mathematiker und Naturwissenschafter A. G. Kästner. Er untersucht, „ob uns die Philosophie zu Zweiflern in der Religion mache" (IV. 3. d), und schreibt gleichzeitig über den Cartesianischen Beweis von der Wirklichkeit Gottes. In A. P. L. Carstens findet er einen Gesinnungsgenossen, der die Fragen aufstellt: „Ob ein Philosoph die sinnliche Lust verachten dürfe" (IV. 6. b) oder „Ob die Gottesleugner und Religionsspötter starke Geister zu nennen sind" (IV. 1. b). Friedrich David Stübner verteidigt die Mathematiker gegen den Vorwurf, sie seien die größten Atheisten (V. 1. c), und ein Unbekannter entwirft den Charakter eines „Vernünftigen Freygeists" (IV. 4. k). Sogar den Boden reinster wissenschaftlicher Kritik betritt Kästner mit seinen „Gedanken über eine neu angegebene Ursache von Newtons allgemeiner Schwere" (VI. 1. g). Gelehrte Auseinandersetzungen über Meinungsverschiedenheiten einzelner Mitarbeiter häuften sich, gewiß zum Überdruß manches Lesers. So erwidert ein Dresdner auf Kästners „Brief über den leeren Raum"; der Angegriffene antwortet; der Unbekannte entgegnet nochmals (IV. 4. b, V. 2. g, V. 3. i und VI. 1. c); später setzen Mylius und Cramer die Debatte fort (VII. 3. d und VII. 4. f). Oder Heinrich Friedrich Delius, nachmals Professor in Erlangen, schreibt an den Hallenser Naturwissenschafter Kratzenstein, ob es anatomische Belustigungen gäbe; auch hier folgt Entgegnung auf Entgegnung; schließlich mischt sich noch der Hamburger Arzt Joachim Friedrich Bolte in den wenig belustigenden Streit (V. 4. m, VI. 1. i, VI. 5. d, VIII. 5. d). Auf gleicher Stufe stehen Christlob Mylius' „Betrachtungen über die Majestät Gottes, insofern sie sich durch fleißige Anschauung und Erforschung der Natur offenbaret" (V. 5. b, V. 6. b), die nach Lessings Zeugnis aus einer oratorischen Übung entstanden waren, und mit der er sich in Gottscheds vertrauter Rednergesellschaft

gezeigt hatte. Die natürliche Erklärung des Wunders mit dem Sonnenzeiger Ahas in der Umarbeitung für die „Beluſtigungen" erregte Aufſehen[1]), und der fünfzigjährige Profeſſor Johann Friedrich Burg aus Breslau nahm ſich die Mühe, die Arbeit des jungen Journaliſten in einem Schreiben zu widerlegen (VI. 4. h).

Dagegen treten die rein moraliſch-pädagogiſchen Abhandlungen ſchon faſt ganz zurück; meiſt löſen ſie ſich in „Charaktere", Fabeln oder Satiren auf, in deren Darſtellungskunſt ſich ein ziemlich anſehnlicher Fortſchritt auch unbekannterer Mitarbeiter geltend macht, ſo wenn Caroli C. M. (vielleicht Kaiſer) das Bild eines „pedantiſchen Weltweiſen" (V. 4. h), Dommerich das eines Grobians entwirft oder M. Georg Chriſtian Ibbeken den Charakter des „jungen gelehrten Tiefdenkers" malt, dem der „Hamburgiſche Correſpondent" verdientes Lob ſpendet.

Ähnlich verlieren auch die vorzüglich für Frauen berechneten Stücke ihre nüchterne Lehrhaftigkeit und treten meiſt nur noch unter einer ſatiriſchen Maske auf. Leicht und gelenkig in der Form, ſchalkhaft und witzig in ihrem Inhalt, verſuchen ſie, ſich die Aufmerkſamkeit ihrer Leſerinnen zu erſchmeicheln. So Käſtners „Beweis, daß Chloris gelehrt iſt" (IV. 2. f), ferner ſeine „Vergleichung der alten Deutſchen mit dem itzigen Frauenzimmer" (V. 1. e), offenbar gleichzeitig eine Parodierung des pſeudonymen Schreibens von J. C. W., in welchem „eine Vergleichung zwiſchen dem itzigen und dem vorigen Adel" angeſtellt wird (III. 2. i), oder der „Brief an ein Frauenzimmer, welches begehrte, unter die Sterne verſetzt zu werden" (VI. 5. m). Auch ſonſt gewinnen Witz und Satire mehr und mehr an Raum: ſo in der wahrſcheinlich auf die Gottſchediſche Rednergeſellſchaft ſtichelnden „Abſchiedsrede der Complimente" (IV. 3. b) oder in Käſtners „Regeln, von Sachen, von denen man wenig oder nichts weiß, gelehrt und gründlich zu ſchreiben" (IV. 5. d) und ähnlich auch in ſeinen „Vorzügen der Gedächtnisgelehrten" (IV. 6. d). Die beiden zuletzt genannten Satiren richten ſich gegen Mißſtände in der Literatenwelt, wie denn überhaupt gerade dieſe wieder und wieder den Stoff für Rabener und ſeine Nachahmer abgeben müſſen, ſo in der „Todtenliſte von Nicolaus Klimen" (IV. 2. b), als deren Fortſetzung und Ergänzung die „Fernere

[1]) Vermiſchte Schriften des Hrn. Criſtlob Mylius, geſammelt von Gotthold Ephraim Leſſing, 1754, Vorrede S. XVI.

Nachricht von dem Leben und den gelehrten Arbeiten des großen Norwegischen Scribenten, Nilson Scribbens" (V. 6. i) gedacht ist, und für deren Verfasser man vielleicht auch Rabener ansehen kann. „Die Glückseligkeit der Hochzeitdichter" (VI. 2. b) ist eine witzige Verhöhnung der Gelegenheitspoeten, und Pitschels „Gedanken über Stammbücher" sind im Grunde genommen ebenfalls nichts anderes als eine Satire auf diese literarische und gesellschaftliche Modetorheit[1]).

Begann man damit geläutertere und vertiefte Ansichten über Dichtkunst und Dichterberuf vorzubereiten, so kommt man in der Grundauffassung, daß die Moral der Zweck aller Poesie sei, über Gottsched gerade so wenig hinaus, wie es Haller, Hagedorn oder die Züricher Theorien vermochten. Und so muß man die „Moral" aus Gellerts Fabel „Die Biene und die Henne" (VI. 5. i), die der „Horaz an der Alster" als ein Meisterstück bezeichnet hat, als die unerschütterte Überzeugung auch der besten Belustiger gelten lassen, wenn es in den bekannten Versen heißt:

Du fragst, was nützt die Poesie?
Sie lehrt und unterrichtet nie.
Allein, wie kannst du doch so fragen?
Du siehst an dir, wozu sie nützt:
Dem, der nicht viel Verstand besitzt,
Die Wahrheit, durch ein Bild, zu sagen.
(Belust. VI. 5. i, S. 463.)

Allerdings begegnet man ab und zu Aussprüchen, die auf das „delectare" mehr Gewicht legen als auf das „prodesse", jedoch selten genug. Dafür macht sich aber allmählich, wie schon vorhin erwähnt, eine höhere und edlere Auffassung des Dichterberufes fühlbar, wenn etwa Gellert die „entweihte Poesie" (IV. 1. e) verteidigt, Gärtner wider die Reimsucht schilt (V. 1. b) oder in Elegien und Oden (IV. 3. c und IV. 4. m) die Dichtkunst verherrlicht wird. Die

[1]) Wie zeitgemäß diese Satire war, ist dem Urteil des Hamburg. Correspondenten zu entnehmen. Dieser schreibt 1743 in Nr. 64: „Diese Abhandlung mögen sich die Herren merken, welche sich nicht schämen, ihre Bücher Männern von Verdiensten und Tugenden zu überreichen, worinnen zum öftern die liederlichsten Gedanken und Reime sind geschrieben worden u. s. w." — Und Georg Ferdinand Pamer schreibt am 28. März 1747 in einem Huldigungsgedicht für die Gottschedin, indem er um ein Stammbuchblatt bittet:

Mein Stammbuch haßt die Art, die die Belustigungen
So scharf und so gerecht zu striegeln sich bemühn.

Mißachtung aller Gratulantenpoesie erreicht bald ihren Höhepunkt, wenn ihr auch noch einmal in den „geschützten Ehrengedichten" (IV. 1. f) das Wort gesprochen wird; freilich nur, und darin verrät sich bezeichnenderweise eben auch schon der neue Geist, unter der Voraussetzung, daß man die Wünsche und das Lied auf einen Freund anstimmt, also nicht mehr auf hohe Gönner und Förderer der schönen Künste, wie es früher hieß, oder gar in fremdem Namen. Die schärfste Zurückweisung aber erfuhren die Gelegenheitspoeten in der schon genannten Satire: „Die Glückseligkeit der Hochzeitdichter, so bündig, daß eine Demonstration daraus könnte gemacht werden, erwiesen von Marx Wünschler, wohlbekanntem und vieljährigem Hochzeitdichter in Rostock" (VI. 2. b). Der Verfasser dieses Stückes leistete sich sogar einen scharfen Seitenhieb auf Gottsched und dessen gesammelte Gedichte; denn folgende ironische Stelle läßt sich zweifellos so deuten:

> Man nehme die Sammlungen solcher Dichter zur Hand, die sich entweder an die Hochzeitgedichte nicht gewaget, oder solche doch nicht ihren übrigen Gedichten haben beydrucken lassen. Was ist Canitz? Was ist Haller? Was ist Hagedorn? Kleine unansehnliche Bände sind es, die kaum eines Fingers Dicke haben. Man sondere in Gedanken von den andern die Hochzeitgedichte ab: was übrig bleibt, das wird eben so unansehnlich, als die vorigen, seyn. Und wer weis, ob nicht alsdann eine ziemliche Anzahl unsrer handfestesten Dichter beynahe gänzlich werde unsichtbar werden.

Ließ sich in den bisher behandelten Beiträgen von dem Durchdringen eines neuen Geschmacks nur in Einzelheiten etwas verspüren, so sollen nun im folgenden die Beweise für die fortschrittliche Entwicklung der „Belustigungen" und ihre allmähliche innere Loslösung von Gottsched während dieser zweiten Periode ihres Erscheinens erbracht werden. Daß die Träger dieses Fortschrittes hauptsächlich in jenem, eben deshalb auch eingehend behandelten Leipziger Mitarbeiterkreis zu suchen sind, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden. Danach lassen sich natürlich ebenfalls in den Beiträgen vorwiegend zwei Einflüsse feststellen: einmal der Hallers, zum andern der Hagedorns.

Wie die Vorrede zum vierten Bande für den „körnigten Stil" eingetreten war, so darf auch der Hallenser J. G. Harrer in seiner Ode: „Einige Gegenstände der neuen Dichtkunst" (IV. 2. c), nachdem er Anakreon, Horaz, Pindar und die Sappho gepriesen hat, die Dichter desgleichen zur Nachahmung Hallers auffordern:

Euch öffnet die Natur ihr Reich,
Apollens Prieſter, waget euch
Nach Kreiſen undurchforſchter Sphären;
Laßt euch von Bürgern aus dem Mond,
Und da, wo man in Sonnen wohnt,
Noch Wunder über Wunder lehren.

Oder noch deutlicher zwei Strophen darauf:

Ein Traum ſteht der Erfindung bey,
Und macht den Geiſt des Dichters frey,
So hoch er will, ſich aufzuſchwingen.
Was für ein Wirbel treibt euch fort,
Was ſtürzt ſich hier, was wälzt ſich dort,
Hier hört ihr wohl ſchon Engel ſingen?
(Beluſt. IV. 2. c, S. 135/36.)

Vor allem iſt ſelbſtredend Käſtner zu nennen, der ſich in Lehrgedichten mit Glück und Beifall verſucht hat; und Leſſings Lob[1] — es bezieht ſich inſonderheit auf das „philoſophiſche Gedichte von den Kometen" (VI. 3 e) —, jener habe ſich „längſt den nächſten Platz nach Hallern erworben, und Reimen und Denken nie getrennt", ſteht in jener Zeit nicht vereinzelt da und war wohl auch ehrlich verdient. Denn der Dichter der „Alpen" war und blieb für den Leipziger Mathematikprofeſſor das höchſte Ideal; darum wird es begreiflich, daß ſich Käſtner ebenſowenig mit Gottſched darüber zu einigen wußte, wie er zeitlebens ein Gegner der reimloſen tändelnden Anakreontik Gleims geblieben iſt. Im Hinblick auf ſeine Lehrgedichte hat er wohl auch die Behauptung aufgeſtellt, er habe ſehr viele Aufſätze in die „Beluſtigungen" einrücken laſſen, die dem Leipziger Diktator „höchſt mißfällig" waren. Neben ihm mühen ſich mit mehr oder minder Erfolg noch einige andere Mitarbeiter auf dem Wege nach dem „ſchwindelnden Ziel" erhabener Poeſie, vor allem Carl Auguſt Gebhardi und Zernitz, ſeltener Gärtner, J. A. Schlegel und Mylius. Von Zernitz' Lehrgedichten ſchreibt ſogar Hagedorn einmal an Bodmer[2], ſie verdienten von dem Schweizer Kunſtrichter geleſen zu werden, und der frühzeitige Tod des jungen Dichters ſei ein weſentlicher Verluſt für die Ehre der deutſchen Kunſt. Vielleicht kann man auch aus dem Urteil des ihnen feindlich geſinnten Pyra im „Erweis" — einige Beluſtiger hörten nicht auf, Hallers glänzendem Beiſpiel zu folgen, welches ihnen

[1] Vermiſchte Schriften von Mylius, Vorrede S. XIX. [2] Hagedorns poetiſche Werke, V, 106.

beſſer oder ſchlechter gelinge, je nachdem ſie mehr oder weniger Geiſt hätten — etwas wie Anerkennung herausleſen.

In der Tat muß man auch heute noch zugeben, daß in vielen Lehrgedichten aus der Feder Käſtners, Gebhardis und Zernitz' die Forderung Hallers erfüllt iſt, der Dichter müſſe Bilder, lebhafte Figuren, kurze Sprüche, unerwartete Anmerkungen aufeinanderhäufen und dürfe niemals die Aufmerkſamkeit des Leſers abnehmen laſſen, ihm niemals leere Zeilen vorlegen, die nichts zu denken geben.

Im Anſchluß an das Lehrgedicht entſtehen die erſten religiöſen Lieder, in denen ſich, ſo reflektierend und empfindungsarm ſie noch ſein mögen, ein unmittelbarer Einfluß Gottſcheds ſchwerlich nachweiſen ließe. Hierher gehören einige Oden Adolf Schlegels, J. A. Cramers, C. A. Schmidts, N. Chr. Sanders, J. Th. Haupts und die Alexandrinergedichte des Halliſchen Studenten C. F. Neander, alſo von Verfaſſern, deren Namen wir heute noch in unſeren Geſangbüchern leſen können. Hinter der in glatten Verſen dahinfließenden, klaren, nüchternen Sprache iſt freilich noch wenig von tiefem religiöſen Empfinden zu ſpüren. Oratoriſcher Schwung muß vorläufig noch Begeiſterung und Gefühl erſetzen; erſt in ſpäteren Jahren, unter Gellerts und Klopſtocks Anleitung, durch die Überſetzung bibliſcher Pſalmen, durch die pietiſtiſchen Strömungen erreicht man, was ſich hier zum erſtenmal zu regen beginnt.

Unmittelbarer gelangen die Empfindungen der Freundſchaft, der Liebe und der Naturverehrung in der Odendichtung zum Ausdruck. Und hier beginnen ſich die Beziehungen zu Hagedorn und der belebende Wert des geſelligen Verkehrs in trautem Freundeskreiſe kräftig fühlbar zu machen. Da ſind zunächſt die zahlreichen Gedichte und Betrachtungen über die Freundſchaft zu nennen. So ſtellt Cramer in einem Lehrgedicht noch ganz allgemein die „Wirkungen des Umganges mit andern" (VI. 2. c) feſt; dagegen wird in einer anonymen Proſaabhandlung (IV. 2. i) der Freund als eine Perſon charakteriſiert, die bereit iſt, aus der Glückſeligkeit des anderen Vergnügen zu ſchöpfen, die bei aller Gelegenheit ſich nur dahin beſtrebt, das Wohl des Freundes auf alle mögliche Weiſe zu befördern und ſein Mißvergnügen abzuwenden. Und zum Schluß heißt es:

> Dieſer Genuß der wahren Freundſchaft, dieſes große und unſchätzbare Gut, wird uns mit unausſprechlicher Freude beſtändig begleiten, und wir

werden zu unſerm größten Vergnügen wahrnehmen, wie groß und glücklich der ſey, der ſich dieſes Vortheils mit Recht rühmen kann.

Ebenſo gibt Gärtner ganz im Geiſt ſeiner Freunde, die in ihren geſelligen Zuſammenkünften ihre Dichtungen vorlaſen und beurteilten, einmal den wohlgemeinten Rat:

O! Dichter! ſuchet euch doch einen ſtrengen Freund!
Der euren Ruhm erhält, wenn er gleich grauſam ſcheint,
Der unerbittlich iſt, wenn ihr, vom Wahn erhitzet,
Die Fehler eures Blatts gleich wider ihn beſchützet.

(Beluſt. V. 1. b, S. 4.)

Auch Cramer verherrlicht die „Eigenſchaften der Freundſchaft" in einer begeiſterten Ode (V. 4. g); und wenn Johann Adolf Schlegel in einer zärtlichen poetiſchen Epiſtel an Conrad Arnold Schmidt ſchreibt:

Wie ſüß iſts, wenn man ſtets die frohen Stunden theilt,
Von Büchern zu dem Freund, vom Freund zum Büchern eilt.
Welch Glück, wenn bey dem Freund die Stunden ſchön entweichen,
Wo Liſt und Trug ſich nie in unſre Schwüre ſchleichen!

(Beluſt. VI. 5. e, S. 416),

ſo unterſcheiden ſich dieſe Vorſtellungen in nichts von der Schwärmerei, die Klopſtocks und auch Gleims Getreue in begeiſterter Freundſchaft zuſammenhielt.

Ähnlich wie in den Hymnen auf die Freundſchaft verliert ſich das Phraſenhafte auch allmählich in den Lobpreiſungen der Liebe. Aus den ernſten, mehr allerdings noch aus den ſcherzhaften Liebesgedichten auf einzelne Schöne ſchwindet nach und nach das farbloſe pedantiſch-reflektierende Moment. Witz und Humor gewinnen in den ſchalkhaften, leichten erotiſchen Liedchen die Oberhand. Und auch darin, daß die Renaiſſancenamen Doris, Phyllis, Climene, Calliſte und andere den realeren wie Wilhelmine, Leonilde weichen müſſen, zeigt ſich ein Fortſchritt. Freier, unmittelbarer klingt es uns jetzt, wenn Käſtner ſeine Henriette, Elias Schlegel eine Irene, Gellert ein Chriſtianchen beſingt.

Neben die Freundſchafts- und Liebesdichtungen ſtellen ſich einige Oden, die eine tiefere Empfindung, eine innigere Freude an der umgebenden Natur bekunden. Äußerliche Anregung dazu mag die Horaziſche Lobpreiſung eines heiteren, zufriedenen Genuſſes in der Stille ländlicher Abgeſchiedenheit geboten haben. Die „Einladung zur Landluſt", die jetzt ſo oft Freund an Freund ergehen läßt, iſt

eine Folge des Horaziſchen „Beatus ille qui procul negotiis“. Zwar ſchreibt Cramer, „daß die Zufriedenheit nicht an das Land gebunden ſey“ (V. 1. f), ſteht aber mit dieſer Anſicht in dem Kreis der Beluſtiger ziemlich allein da. Johann Joachim von Kreutzberg klagt zum Beiſpiel in ſeiner „Flucht aufs Land“ in ergreifenden Tönen:

Fern von der Stadt, die mich zur Welt getragen,
Empfang mich itzt, mir angeſtorbnes Feld.
O hätt ich doch in meinen jüngern Tagen
Mit friſcher Fauſt auf dir die Saat beſtellt!
Wie glücklich wär mein Leben hingefloſſen,
Hätt ich nur dich, verwachſner Hayn, gekannt,
Und falſch geglaubt, was dein Bezirk umſchloſſen,
Das ſey allein für mich ein wohnbar Land.
(Beluſt. VI. 2. e, S. 151.)

Mit dieſer Sehnſucht nach dem Lande verbindet ſich eine innigere, liebevollere Betrachtung der Natur. Beſonders weckt der Frühling allerlei Empfindungen und Gedanken. „Bey angenehmen Märztagen“ ſingt darum Johann Andreas Cramer:

Aus dem Garten auf die Felder,
Von den Fluren in die Wälder,
Trägt mich itzt mein muntrer Fuß;
Hier, wo in gekrümmten Gängen,
Sich die falbe Pleiße drängen,
Und den Wald begrüßen muß.

Tauſend kleine Sänger ſchwingen
Ihren Fittig, fliehn, und ſingen;
Steht der Wald gleich ohne Zier:
Bald auf Büſchen, bald auf Hecken,
Die noch keine Blätter decken,
Hüpfen ſie und tönen hier.
(Beluſt. IV. 5. f, S. 434.)

Freilich wird gleich darauf die ſchlichte Schilderung von den ſtörendſten Reflexionen unterbrochen. Aber zu der von Gottſched erreichten Klarheit und Formgewandtheit tritt doch in all den bisher genannten Gedichten zweifellos etwas Neues hinzu: eine lebhaftere, freiere Entfaltung der Phantaſie. So feiert noch ein anderer, vielleicht Ebert, den „Vorzug des Frühlings vor den übrigen Jahreszeiten“ (V. 1. m), Carſted ſtellt beim Untergang der Sonne Betrachtungen an (V. 6. g). Alle an Wärme der Empfindung, an Begeiſterung überbietet jedoch der Anakreontiker Uz mit ſeinem „Lobgeſang des Frühlings“:

Ich will vom Weine berauscht, die Lust der Erde besingen,
Ich will die Zierde der Auen erhöhn,
Den Frühling, welcher anitzt, durch Florens Hände bekränzet,
Siegprangend unsre Gefilde beherrscht.

(Beluſt. IV. 6. a, S. 486.)

Negativ läßt sich desgleichen eine weitere Entwicklung an der Tatsache feststellen, daß die Gelegenheitsoden ganz in den Hintergrund treten; nur einmal liest man noch einen etwas verspäteten Nachklang zu der am 27. Juni 1740 veranstalteten Säkularfeier in Johann Adolf Schlegels „Ode auf die Buchdruckerkunst" (VI. 2. a). Anderseits braucht jetzt das pastorale Gewand bukolischer Dichtung nicht mehr als unnatürliche Maske für die Gelegenheitspoesie zu dienen. Gerade dem Einfluß Hagedornscher Lyrik dankt auch die schäferliche Oden- und Liederdichtung ihre Fortschritte. Nur ausschließlich für Liebesgedichte und poetische Erzählungen wählt man jetzt die schäferliche Einkleidung. Dabei kommen alle derb realistischen Züge in Wegfall; es werden von Schafen, Hunden und Hirtenstäben nur flüchtige Andeutungen gemacht, um einigermaßen die Erinnerung an das Schäfermilieu aufrecht zu erhalten. Die Sehnsucht nach dem Lande wird hier mit der Sehnsucht nach einer schöneren Zeit, nach einem stillen, einfältig-idyllischen Leben überboten. Gellert versucht sich in solchen Schäfererzählungen, Gebhardi und Delius in Schäferliedern und -oden, und Elias Schlegel wagt sogar eine Schäferkantate.

Wie vorbildlich diese in den „Beluſtigungen" angebaute und zu neuer Blüte gebrachte Dichtungsart für die Zeitgenossen war, ist einem Briefe von Uz an Gleim zu entnehmen, wo er gesteht, daß er sein „Morgenlied der Schäfer" nach den „Principiis der Schäfermoral in den Beluſtigungen" geschrieben habe[1]). In der Mitte zwischen Schäferdichtung und Anakreontik steht Adolf Schlegels „Nachahmung des achtzehnten Trinkliedes des Hrn. Destouschesches Sittenlehre der Schäfer" (V. 2. k), wie denn überhaupt die Grenzen zwischen diesen beiden Gedichtgattungen erst später schärfer hervortreten. Daß man aber überhaupt jetzt anfängt, Nachahmungen aufzunehmen[2]), beweist, wie sich Schwabe den Überzeugungen

[1]) Schüddekopf, Briefwechsel zwischen Gleim und Uz, S. 69. [2]) In den drei ersten Bänden der Beluſtigungen finden sich keine Nachahmungen; dann aber: IV. 2. n, V. 2. k, VII. 3. l, VII. 4. m, n.

Gärtners und anderer Mitarbeiter anbequemt hat, die eine gute Nachahmung höher stellten als ein schlechtes Original.

Die Pflege des gereimten anakreontischen Liedes, die vorzüglich Elias Schlegel in den „Beluſtigungen" übernommen hatte, tritt allmählich hinter der von Halle und Berlin eindringenden reimloſen Anakreontik zurück. Allerdings fehlen auch in dieſen Bänden Schlegels Proben der „poésie fugitive" nicht; ja, er findet ſogar in Zernitz, Gärtner und Käſtner einige Nachahmer. Darunter verirrt ſich jedoch bereits eine Übergangserſcheinung, die zwiſchen Elias Schlegels und Gleims anakreontiſchen Gedichtchen vermittelt, nämlich des Berliner Naumanns Lied „Der Wein" (V. 3. k), während ſich ſpäterhin ſchon regelrechte reimloſe Gedichte finden, wie der offenbar von demſelben Naumann verfaßte „Fehlſchuß" (VII. 4. i), Gleims „Gedicht an Uz" (VII. 2. o) und die „Nachahmung der XIX. Ode des Anakreon" (VII. 4. n) von einem Unbekannten.

Gerade in dem Abdruck der eben genannten Beiträge und des „Lobgeſangs auf den Frühling" kann man eine freiere, von Gottſched unabhängige äſthetiſche Anſchauung des Herausgebers Schwabe erblicken, die ihm ſicher von ſeinen Mitarbeitern vermittelt war. Allerdings hatte der Verfaſſer der „Critiſchen Dichtkunſt" den Hexameter empfohlen und ſelbſt Proben reimloſer Poeſie gegeben; und es iſt wohl kein Zweifel, daß Uz im Anſchluß daran ſeinen Verſuch gemacht hat. Aber damals hätte Gottſched dieſe freieren Anſichten gewiß nicht mehr aufrecht erhalten. Schwabe ſcheint denn auch lange genug Bedenken gegen den Abdruck des „Lobgeſangs" gehabt zu haben. Er hatte ihn bereits im September 1742 erhalten, und erſt im Juni 1743 läßt er ihn zur Veröffentlichung gelangen, ſo daß Uz vermutete, die Herren Leipziger würden nach ihrem zärtlichen Geſchmacke das Gedicht ihrer Blätter überhaupt nicht würdig achten[1]). Daß es die Redaktion aber doch annahm, war ein fortſchrittliches Zugeſtändnis, das man der neuen Richtung machte, und das noch einmal deutlicher zum Ausdruck kommt, wenn es, offenbar im Hinblick auf Gleims „Verſuch in ſcherzhaften Liedern" (1744), heißt:

> Was die neue Sammlung der anakreontiſchen Oden betrifft: ſo bin ich völlig ihrer Meynung, daß ſie munter und ſchön ſind, und den Reim mit vielem Vortheile entbehren.

[1]) Schüddekopf, Briefwechſel zwiſchen Gleim und Uz, S. 48.

Auch im übrigen brach man gerade hinsichtlich strophischer und sprachlicher Form mit den von Gottsched auferlegten Vorurteilen. Die von Pitschel zuerst aufgenommene Sapphische Strophe wird jetzt häufiger verwendet, und neben die eintönigen Alexandriner stellen sich öfters freiere daktylische Verse.

Die Beschäftigung mit englischer Literatur findet ihren Niederschlag einmal in den Nachahmungen von Popes 1711 erschienener Allegorie „The Temple of Fame", zum andern in der Pflege der komischen Epopöe nach dem Vorbilde des „Lockenraubs", der 1743 in der Übersetzung der Frau Gottschedin herausgegeben war. In den ersten Bänden der „Belustigungen" war das komische Heldengedicht durch Gottscheds „Deutschen Dichterkrieg" und Hommels langweiliges „Meisterspiel im Lomber" vertreten, in dieser zweiten Periode durch den anonymen „Dieb", bis es zuletzt in Zachariäs „Renommisten" seinen glänzendsten Höhepunkt in Deutschland erreichte.

Fraglos war und blieb auch in all den neuen Erscheinungen die moralisierende Tendenz das A und O alles dichterischen Schaffens, ob man nun positiv in Abhandlungen, Erzählungen, Lehrgedichten und Oden die Tugenden zu preisen oder negativ durch Fabeln und Satiren die Torheiten in Sitten und Literatur zu geißeln versuchte. Die „Belustigungen" kamen also darin über die geistige Hauptaufgabe der moralischen Wochenschriften ebensowenig hinaus wie die bedeutendsten Dichter ihrer Zeit, so sehr man auch in künstlerischer Produktion die didaktischen Absichten zu verbergen und zu variieren wußte. Daß man aber auch bereits an den Grundfesten des moralischen Journalismus zu rütteln versuchte, beweist die umfangreiche Satire Gärtners auf die Sittenschriften in seinem „Autor", der außer allerlei literarischen Modeauswüchsen auch die „Belustigungen" nicht schonte und in seiner Gesamtanlage wie in Einzelheiten die überhandnehmenden, mehr und mehr verflachten moralischen Wochenschriften zur Zielscheibe seines Spottes machte.

Zum Schlusse aber sei, zum äußeren Zeichen, daß der revolutionären Jugendpartei unter den Belustigern die Autorität ihres Meisters selbst nicht mehr heilig war, auf die Satire Gärtners im sechsten Stück seines „Autors" verwiesen, in der allegorisch der Tempel der Schreibsucht geschildert und Gottsched verhöhnt wird, seine Frau aber das Modell zur Göttin Schreibsucht abgeben muß, wenn es heißt:

Mit einem Dutzend ihrer Hände edierte sie verschiedene alte und neuere Schriftsteller. Mit andern schrieb sie Systemata für alle Wissenschaften, mit einigen Romänen, und mit den meisten machte sie Verse[1]).

Auch der Abdruck des Gellertschen Schäferspiels „Das Band" im März 1744 ist als stille Opposition gegen Gottsched aufzufassen, der ja erst zu Ostern 1744 den fünften, Ostern 1745 den sechsten Teil seiner „Schaubühne" herausgab, das Gellertsche Stück also wohl noch mit hätte aufnehmen können, zumal da die Veröffentlichung dramatischer Werke in dem Programm der „Belustigungen" nicht vorgesehen war.

Blickt man nun noch einmal auf diese zweite Periode unserer Monatsschrift zurück, so lassen sich folgende Grundzüge zusammenfassen: Unzufrieden mit der Aufnahme, die man den „Belustigungen" in schweizerischen und deutschen Pamphleten und Kritiken angedeihen ließ, überzeugt, daß man diese Mißachtung nur Gottscheds wegen zu ertragen hatte, der sich seinerseits im Bewußtsein seines tief erschütterten Ansehens mehr und mehr zu diktatorischer Anmaßung seinen Schülern gegenüber hinreißen ließ, fordert der engere Kreis der Leipziger Mitarbeiter der „Belustigungen" Neutralität und stellt sich somit zunächst äußerlich in bewußten Gegensatz zu seinem alten Lehrer. Unter den Einflüssen Hagedorns und Hallers, durch die Beschäftigung mit englischer Literatur und schweizerischen Theorien einerseits, durch den engeren Zusammenschluß der jüngeren Generation zu einem begeisterten, edlen Freundschaftsbunde anderseits, vollzieht sich aber während der Herausgabe des vierten, fünften und sechsten Bandes der Zeitschrift auch die innere Loslösung. Und sie führt über Gottsched hinaus zu einer inhaltlich wie formell größtenteils schon selbständigen Produktion, deren schönste Blüte allerdings nicht in den „Belustigungen", sondern erst in den aus ihnen hervorgegangenen „Neuen Beyträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" zur Geltung kommen sollte, obwohl gesagt werden muß, daß sehr viele Monatshefte gerade dieser Periode in ihrem künstlerischen Werte den meisten Stücken der „Bremer Beiträge" vollkommen ebenbürtig sind.

3. Die Abzweigung der „Bremer Beiträge" und die letzte Periode der „Belustigungen".

Man hat mit einigem Rechte den Frühlingsanfang der neuen deutschen Literatur, hauptsächlich wohl im Hinblick auf die ersten

[1]) Waniek, Gottsched, S. 486, und Belust. VI. 1. k, S. 88.

Gesänge des „Messias", in die Tage der „Neuen Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" gelegt; aber um vieles anders, als in manchen Zeiten literarischer Umwälzungen, vollzog sich in jenen Jahren die Ablösung der alten Generation durch die junge. Nicht unter leidenschaftlichen Stürmen und unerwartet losbrechenden Gewittergüssen, die über Nacht mit letztem Eis und rußigem Schnee aufräumen, sondern nur leise und zaghaft kam der Frühling in deutsche Lande.

Wenn Erich Schmidts Worte im allgemeinen gelten können, daß sich Generationen so wenig als Perioden der Literatur oder Epochen im Dasein des Individuums einander wie Schildwachen auf die Minute ablösen, so treffen sie insonderheit auf die literarischen Vorgänge in der Mitte der vierziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts zu. Und doch hat man meistens die Abzweigung der „Bremer Beiträge" von Gottsched wie von den „Belustigungen" ganz ungerechtfertigterweise als eine phänomenale Erscheinung dargestellt. Die Gründung der „Neuen Beyträge" ist aber ohne die „Belustigungen des Verstandes und des Witzes" nicht denkbar. Aus diesen wachsen jene hervor, und eine literarhistorische Behandlung des Gärtnerschen Journals ist ohne nähere Betrachtungen über das Schwabes nicht möglich, wie auch eine Untersuchung der letzten Periode unserer Monatsschrift unbedingt die Entstehungsgeschichte der „Bremer Beiträge" heranziehen muß.

Wenn die Mitglieder des um Gärtner und Ebert versammelten Freundschaftskreises oder auch Kästner nach der Tätigkeit eines Jahres den Erfolg ihres eifrigen Schaffens für die „Belustigungen" überblickten, so konnte sie das äußere Ergebnis nur wenig befriedigen. Im Grunde genommen war, was die erreichte Wirkung und Anerkennung betrifft, alles beim alten geblieben. Schwabe hatte zwar Wort gehalten; die „Belustigungen" hatten sorgfältig alles vermieden, was den Verdacht eines polemischen Ausfalls auf die Schweizer oder andere Gegner Gottscheds hätte erwecken können. Die Freunde hatten regelmäßiger denn je ihre in gegenseitiger neidloser und freiwilliger Kritik geprüften Aufsätze und Gedichte dem Herausgeber zur Verfügung gestellt, konnten demnach ohne Anmaßung den Glauben hegen, daß die letzten Monatshefte die vorangegangenen an künstlerischem Wert weit überboten. Und doch, was war die unerwartete Folge von all dem gewesen? Man hatte unter den Belustigern die Verfasser der Hallischen „Bemühungen"

vermutet, die man doch selbst nicht kannte, hatte gerade so wie bisher in Kritiken und Pamphleten die Monatsschrift durchgehechelt und, was das Betrübendste war, kein Wort der Anerkennung für die veränderte Haltung der Redaktion oder für den neuen, selbständigen Geist gefunden, der in den letzten „Stücken" waltete.

Hatte J. J. Pyras „Erweis, daß die G*ttsch*dianische Sekte den Geschmack verderbe" die Belustiger noch einigermaßen geschont, so war die 1744 erschienene „Fortsetzung des Erweises" [1]) um vieles schärfer gegen sie vorgegangen. Zwar lobte der Berliner Konrektor den Eifer und den Vorsatz Schwabes, den guten Geschmack allgemeiner zu machen, und gestand auch zu, daß die „Belustigungen" viel zu dessen „Durchbruch" beigetragen hätten, aber dieses spärliche Rühmen wollte neben dem Tadel und Hohn nicht viel besagen. Liscows Vorwurf, daß man nichts geleistet habe, wenn man den Leuten einen Abscheu vor den Fehlern und Tändeleien der Dichtkunst beibringe, wird von Pyra aufgewärmt und daran die Behauptung geknüpft, Schwabe verderbe den Geschmack der Leser, wenn er schlechte und mittelmäßige Aufsätze für Meisterstücke anpreise. Die wenigen Sätze, die in der Vorrede zum sechsten Band des Konrektors Bezeichnung „Leipziger Complot" und „Rädleinsführer" für die Belustiger und ihren Redakteur ruhig und kurz zurückgewiesen hatten, werden von Pyra aufgegriffen und weitschweifig widerlegt. Daneben nennt er Gellert einen „langweiligen und schläfrigen Fabelreimer" oder macht sich über Käftner, „den Sänger des Cometen", lustig, und was dergleichen Hiebe mehr sind.

Wenig angenehm war auch das Bewußtsein, daß der übelbeleumundete, leichtsinnige Rost, dem man seit dem ebenso witzigen wie scharfen „Vorspiel" mit Recht nichts Gutes zutraute, sich in Dresden mit dem Gedanken trug, eine Komödie gegen Gottsched und seine „belustigende Phalanx" mit dem Titel „Die Belustiger" zu schreiben und sie zu „erniedrigen" [2]).

---

[1]) Fortsetzung des Erweises, daß die G*ttsch*dianische Sekte den Geschmack verderbe / Wegen der so genannten Hällischen Bemühungen zur Beförderung der Critik, Berlin 1744, S. 51, 53 f., 94 f. [2]) Rost an Bodmer, 25. April 1744, in Stäudlins Briefen berühmter und edler Deutschen an Bodmer, S. 8/9. — Die Komödie ist nicht zustande gekommen, und Rost hat erst 1745 in der Vorrede der von ihm herausgegebenen Gedichte Königs mit den Belustigungen, allerdings recht matt und schwächlich, abgerechnet.

Gleichfalls hatte man sich in Berlin zu rühren begonnen. Zwar scheint die in den „Freymüthigen Nachrichten" am 20. Mai 1744 erschienene Ankündigung[1]) einer neuen Monatsschrift „Bestürzungen des guten Geschmacks über die Belustigungen des Witzes und Verstandes" nur fingiert zu sein; dafür hatte aber Johann Matthias Dreyer seinen „ungewaschenen Mund" aufgetan und im April und Mai 1743 in den „Berlinischen Privilegierten Zeitungen" drei Kritiken veröffentlicht[2]). Während die erste im Anschluß an

[1]) Freymüthige Nachrichten, 1744, S. 161, Stück 21: Mittwochs am 20. May. Dort heißt es: „Berlin. Bey Ambr. Haude wird künftig eine Monatschrift ausgegeben, welche den Titel führet: Bestürzungen des guten Geschmacks über die Belustigungen des Witzes und Verstandes. Die Verfasser sind einige ungottschedische verständige Seelen, welche mit vieler Betrübniß die Fortsetzung der Leipziger Belustigungen ansehen, und aus diesen verschiedenen lustigen Bewegungen des deutschen Witzes etwas gefährliches beförchten. Sie sind daher entschlossen, solange diese Leipziger Monatschrift fortgesetzet wird, ihre Bestürzungen darüber monatlich an den Tag zu legen. Jedes Stück wird allemal eine Beurtheilung desjenigen Stückes der Belustigungen in sich fassen, welches den Monat vorher herausgekommen, und mit einem Anhange von verschiedenen Regeln der Dichtkunst begleitet werden. Das erste Stück soll nebst einer Zueignungsschrift an den Herrn Herausgeber der Belustigungen, erstlich in einer Abhandlung von der Eintheilung der Vorreden, die man den Monatschriften vorsetzet, bestehen; Zweytens in einer Tabelle, nach welcher man in der Wahl unter guten und mittelmäßigen Stücken nicht irren kann; Drittens in einem vollständigen Register guter Einfälle, nach Art des Repertorii des Hr. Luft eingerichtet, oder kurz in einem Ingenio portatili; Viertens in einer historischen Beschreibung der Knittelversen von dem Ursprunge der Belustigungen; Fünftens in einer prosaischen und aus dem Dabricius gezogenen Prophezeyung aller Stücke, welche noch in den Belustigungen zum Vorschein kommen werden u. s. w. Das Stück ist in Berlin bey ihm um 3 gr. zu haben, und künftigen Monat wird das erste ausgegeben." [2]) Berlinische Privilegierte (später Vossische) Zeitung (bey Rüdiger), Jahrg. 1743, Nr. 46 (16. April), Nr. 47 (18. April), Nr. 63 (25. Mai). — Daß Dreyer wirklich der Verfasser dieser Rezensionen ist, beweist uns ein handschriftlicher Brief des Schauspielers J. F. Schönemann an Gottsched. Jener schreibt aus Berlin am 20. April 1743: „Anbey kan ich nicht umhin Ew. Magnificenz von etwas Nachricht zu geben, es könnte zwar wohl seyn, daß Sie es schon wüßten, allein ich erachte mich gewisser Ursachen schuldig, Ihnen es zu melden, was in dem 46 Stück der Rudigerischen Zeitung hinten angemercket worden von dem Ihnen wohl bekannten ungewaschenen Dreyer, welches sich gelehrt zu seyn dünkende Ungeziefer noch mehr seines gleichen allhier hat, die darauf ausgehen honette ansehnliche und gelehrte Leute zu blamiren" (Gottscheds handschriftl. Briefwechsel, Bd. VIII, Fol. 94/95, Brief Nr. 1586). Schönemann übersendet auf Haudes Rat eine Gegenschrift und bittet Gottsched, sie in Leipzig drucken zu lassen. Von dieser Arbeit ist mir nichts

eine Beſprechung des Hagedornſchen Gedichtes „Der Gelehrte“ ganz allgemein von den Luſtigmachern erzählt, die ſich einen Oberherrn erwählten, „dem es weder an Eigendünkel, noch an Trotz, noch an Verwegenheit fehlete“, nimmt die zweite den „Aprilmonat“, die dritte den „Maymonat“ der „Beluſtigungen“ aufs Korn. Dreyer brachte dabei das Menſchenmögliche an Dreiſtigkeit vor; und beſonders geht es über Käſtner und Zernitz her. Sonſt hätte es immer von Käſtner geheißen, daß es genug wäre, eine Schrift zu loben, wenn man ſagte, er ſei der Verfaſſer; offenbar aber hätte die Beſcheidenheit des Herrn Magiſter die Anerkennung nicht vertragen, und wollte er jetzt durch den „Brief über den leeren Raum“ (IV. 4. b) wahrſcheinlich das Gegenteil beweiſen. Oder es heißt an einer anderen Stelle:

> Allemal, wenn wir etwas ſehr ſchlechtes ohne Benennung des Verfaſſers in den Beluſtigungen finden, ſo glauben wir gleich, daß der Herr Zernitz es verfertiget hat, und wir haben zu dieſer Muthmaßung eben ſo viele Urſachen, ſoviele Bogen dieſer emſige Schreiber bisher hat drucken laſſen.

Möglich, daß ſich Dreyer mit dieſer „Beurteilung“ der Zernitzſchen Muſe bei Gleim in günſtiges Licht ſetzen wollte, deſſen Wochenſchrift „Der Wahrſager“ von Zernitz in den „Critiſchen Beyträgen“ getadelt worden war[1]).

Näheres bekannt. Gottſched kannte alſo den Verfaſſer; und jene Rezenſionen mögen der Grund geweſen ſein, warum Dreyer, als er zur Michaelismeſſe 1743 in Leipzig weilte und ſich bei Gottſched und Schwabe hatte anmelden laſſen, dreimal abſchlägige Antwort erhalten hat (Schüddekopf, Briefwechſel zw. Gleim und Uz, S. 53 und Weſtermanns Monatshefte, 1857, S. 97). Dreyer iſt natürlich keineswegs, wie man oft angenommen findet, der Verfaſſer des „Deutſchen Dichterkriegs“. Hat er doch ſchon in ſeinem am 24. Januar 1743 von Schönemann in Berlin aufgeführten Vorſpiel „Das Glück der Völker“ J. J. Schwabe verſpottet, indem die „Pedanterey“ als eine vornehme Standesperſon eingeführt wird und den Magiſter Schwabe mit folgenden Worten zu ihrem Dichter kürt:

> Der Dichter, der ſein Werk darum vortrefflich ſchätzt,
> Weil er recht ſchwabiſch reimt, weil er kein Ohr verletzt,
> Weil er beluſtiget, kurz, weil er fließend ſchreibet,
> Der Dichter iſt es werth, daß er mein Dichter bleibet.

Vgl. (J. C. Roſts) „Vorſpiel“, Bern 1743, S. 35 Anm. zu Vers 4.

[1]) Vgl. Critiſche Beyträge, Bd. VIII (1742), 29. St., S. 31 ff.: Schreiben über das zwanzigſte und funfzigſte Blatt einer Wochenſchrift, welche in B. (Berlin) unter dem Titel der W. (Wahrſager) in 52. Stücken bis zum Hornung dieſes Jahrs, ausgegeben worden. Unterzeichnet: D. 16. Febr. 1742. — J. F. Z. (oder

Nicht viel vornehmer gingen die seit Januar 1744 in Zürich erscheinenden „Freymüthigen Nachrichten von neuen Büchern und andern zur Gelehrtheit gehörigen Sachen" zu Werke. Auch sie verfolgen die Monatshefte der „Belustigungen" mit kleinlicher, ironischer Kritik, ohne nur mit einem einzigen Satze die Neutralität des Journals zu berühren.

Kurzum, der engere Belustigerkreis sah nun nachgerade ein, daß man sich mit der Erwartung verrechnet hatte, die alten Gegner würden ihnen eine gerechte Würdigung widerfahren lassen, sobald man sich nicht mehr zu satirischen Ausfällen gegen die Kunstrichter hinreißen ließ. Trotz der unparteiischen Haltung der neuen Hefte galten sie jedoch den Feinden noch immer als Gottschedisches Organ und erfuhren eine diesem „Makel" angemessene kritische Behandlung. Freilich konnten sich die Freunde nicht verhehlen, daß neben ihren Proben des Verstandes und Witzes sich manche minderwertige Aufsätze und Gedichte einschlichen, und daß solche Lobhudeleien, wie sie sich Christlob Mylius und der Lübecker Rektor J. D. Overbeck gestattet hatten, ganz dazu angetan waren, den Spott und den Widerspruch der Antigottschedianer herauszufordern. Sie selbst aber hatten alles getan, um die geringschätzige Meinung der Kritik durch positive Meinungen mundtot zu machen oder ins Gegenteil zu kehren. Der Versuch war fehlgeschlagen, die Freunde also vor die Wahl gestellt, sich entweder auch weiterhin einer parteiischen Beurteilung unterziehen zu lassen oder, wollten sie, daß man ihnen zur Aufmunterung ihres poetischen Schaffens Gerechtigkeit widerfahren lasse, eine neue Zeitschrift ins Leben zu rufen, die, zwar auf gleiche innere Grundlagen wie die „Belustigungen" gestellt, doch nicht von vornherein unter dem Verdacht litt, von Gottsched äußerlich oder innerlich abhängig zu sein.

Die Freunde entschlossen sich zu dem letzteren Schritt. Und zwar wenden sie sich wiederum — und daraus kann man erkennen, daß sie mit dem Verhalten Schwabes während der zweiten Erscheinungsperiode in vieler Hinsicht zufrieden waren — an den Herausgeber mit dem Vorschlag, die „Belustigungen" im Juni 1744, also mit dem sechsten Bande zu schließen und in demselben Verlag, bei Breitkopf, eine neue Monatsschrift erscheinen zu lassen oder

---

Consortius). Zernitz gibt im Vorbericht seines „Versuchs in Moralischen und Schäfer Gedichten" seine Verfasserschaft selbst zu.

vielmehr die „Beluſtigungen“ unter einem anderen Titel fortzuſetzen. Man dürfte nicht fehlgehen, wenn man in Karl Chriſtian Gärtner vor allem, dann aber auch in Rabener, Ebert, Adolf Schlegel, C. A. Schmidt, kurz unter den Mitgliedern des engeren Leipziger Mitarbeiterkreiſes die Träger dieſes Vorſchlages vermutet. Auch iſt es nicht von der Hand zu weiſen, daß Gärtner damals bereits Reformpläne, die er ſpäter den „Neuen Beyträgen“ zugrunde legte, mit Schwabe durchgeſprochen und vielleicht ſchon die Forderung geſtellt hat, daß einigen Hauptmitarbeitern gewiſſe Einſpruchsrechte in Redaktionsangelegenheiten, etwa in der Auswahl der abzudruckenden Stücke, eingeräumt würden. Gewiß iſt, daß man das Journal unter einem anderen Titel fortſetzen wollte[1]), und daß Schwabe darauf eingegangen iſt. Ob freiwillig oder unter dem Druck ſeiner Mitarbeiter, iſt allerdings nicht mehr feſtzuſtellen, obwohl man einem Briefe an Gottſched entnehmen könnte, daß er der Herausgabe allmählich müde geworden war und alſo den Wünſchen des Freundeskreiſes bereitwillig entgegengekommen iſt.

Dieſe Vorgänge müſſen ſich ſpäteſtens im Frühjahr 1744 abgeſpielt haben, vielleicht ſogar noch früher. Wenigſtens läßt die Vorrede zum ſechſten Bande vermuten, daß ſich Schwabe ſchon im Januar 1744 mit dem Gedanken an einen Abſchluß der „Beluſtigungen“ vertraut gemacht hat, wenn es heißt:

> Doch kann es wohl geſchehen, daß man eher damit ſchließt, als es unſere Freunde und Feinde vermuthen; indem ich es eben ſo wohl für eine Regel der Klugheit halte, daß man mit einem Werke aufhöre, wenn die Begierde darnach am größten iſt, als es eine Geſundheitsregel iſt, daß man zu eſſen einhalte', wenn es am beſten ſchmecket. Indeſſen läßt ſich es itzo noch nicht beſtimmen, ob ſich der Schluß dieſer Sammlung über kurz oder lang eräugen werde. Vielleicht wäre er ſchon vorlängſt da geweſen, wenn man ihn nicht ſo eifrig gewünſchet hätte; und vielleicht kömmt er, wenn man ihn ſich am wenigſten einbildet.

Nachdem die Freunde die Einwilligung ihres „Pflegevaters“ erlangt hatten, ſetzen ſie alle Hebel in Bewegung, vorzüglich gute Stücke für den ſechſten Band zu verfertigen, damit er ſich von den vorhergehenden Jahrgängen vorteilhaft auszeichne und ſie das Werk mit Ehren ſchließen möchten[2]). Und in der Tat verraten jene

---

[1]) Ebert an Hagedorn am 29. Juli 1744: Hagedorns poetiſche Werke, V, 248. [2]) Man vergleiche auch zu dem folgenden: Rabeners Briefe, herausgegeben von C. F. Weiße (1772), S. XXVI ff.

sechs Monatshefte, daß die Mitarbeiter alle Kräfte angespannt haben. Vor allem Gärtner, Kästner, Gellert, Adolf Schlegel, Rabener und Ebert sind vertreten. Zachariäs „Renommiste", Gellerts Schäferspiel „Das Band", Gärtners „Autor", Kästners „Lehrgedichte von den Kometen", mehrere treffliche Oden von Cramer und Ebert — letzterer ist überhaupt fast nur an diesem Bande mit Beiträgen beteiligt —, auffallend viele Erzählungen und Fabeln von Gellert und Adolf Schlegel füllen die Monatsstücke; und seltener als in den anderen Bänden verirrt sich eine trockene wissenschaftliche oder moralische Abhandlung zur Belustigung des Verstandes unter die heiteren und ernsten Proben zur Belustigung des Witzes in Poesie und Prosa. Merkwürdig wenig liefert Rabener. Nur im Februarheft lesen wir ein Stück aus seiner Feder. Indes man weiß, warum. Er war es ja, der auf Schwabes Ersuchen das ganze Werk mit einer Satire gegen die Feinde der „Belustigungen" krönen und schließen sollte. Diese später von ihm leider vernichtete Arbeit nahm all seine Kräfte vorläufig in Anspruch. „Vorlesungen eines Professors von Oczakov über die Belustigungen im Jahre 1744 gehalten", sollte der Titel seiner Schrift lauten. C. F. Weiße berichtet uns Näheres über den Inhalt. Danach hätte Rabener mit der Satire eine Kritik und zugleich eine Verteidigung der „Belustigungen" beabsichtigt. Die schlechten Stücke darin sollten ebenso gegeißelt, wie unbillige Angriffe der Kunstrichter zurückgewiesen werden. Daneben wollte er aber auch viele Stacheln gegen unechte Schriftsteller und ihre Art, die alten Autoren zu behandeln oder vielmehr zu mißhandeln, desgleichen gegen geschmacklose Altertumsforscher anbringen.

> Denn er wollte (sagt Rabeners Biograph) auf eine gleiche Weise, als von ihnen öfters bey den Werken des Alterthums geschehen, auch bey den Belustigungen verfahren. Da der Bär, das Breitkopfische Buchdruckerzeichen, zu vielen ungesalznen Scherzen über die Belustigungen Anlaß darbieten müssen, so hatte sich auch hier der Verfasser die Gelegenheit, dieselben zu rügen, durch die Erfindung zubereitet, daß aus dem Schutte eines Hauses ein Bär, das Schild des Breitkopfischen Hauses in Leipzig, hervorgezogen worden. Der oczakovische Herr Professor ließ sich darüber in gar gelehrte Discussionen ein, und versuchte, ob er dadurch verschiednen ihm dunkeln Stellen aus Schriften derselben Zeit, die bey Gelegenheit der Belustigungen, auf einen Bär anspielten, ein Licht anzünden könne, fand aber beym Schlusse, daß seine Bemühungen hierinnen wohl vergeblich seyn möchten, weil er nicht im Stande wäre, eine vernünftige Verbindung zwischen den Belustigungen und dem Bäre auszudenken.

Das ist ein echter Rabener. Und man kann Ebert Glauben schenken, der Hagedorn gegenüber versichert[1]), daß diese Satire einerseits dem Witz, der Redlichkeit und Unparteilichkeit der Belustiger zur Ehre gereicht hätte, anderseits der Monatsschrift aber mehr Schaden als Liscows „Vorrede" hätte zufügen können, wenn sie außerhalb der „Belustigungen" gedruckt worden wäre. Indessen sind die „Vorlesungen eines Professors von Oczakov", obwohl sie fertig im Manuskript vorlagen, weder in den „Belustigungen" noch in einer anderen Zeitschrift erschienen. Das kam, weil sich Schwabe plötzlich im Mai 1744 anders besonnen hatte. Gottsched war eben mit seiner Gemahlin nach Danzig gereist, und ihm überschickt der Redakteur am 10. Juni den „Brachmonat" seiner „Belustigungen", berichtet weiter, daß ein Aufsatz des Grafen Manteufel auf dessen ausdrücklichen Befehl hat herausbleiben müssen, obwohl schon ein Bogen davon gesetzt und korrigiert war, hofft aber, daß er in dem nächsten Monat zum Vorschein kommen könne. Dann heißt es weiter:

> denn ich muß mit dieser Sammlung noch fortfahren, weil ein Paar Buchhändler, unter denen Sauermann in Bremen ist, bereit stehen, Belustigungen heraus zu geben, so bald diese aufhören. Nun will sich H. Breitkopf nicht gern einen Titel nehmen lassen, von dem er glaubet, daß er unserer Sammlung bloß den guten Abgang und ihm einen reichlichen Gewinnst verschaffet. Zuweilen müssen doch die Gelehrten Sklaven der Buchhändler seyn; und ich habe mich, um ihm zu willfahren, zu einer weitern Fortsetzung dieser Schrift bequemen müssen[2]).

Ebert hatte also richtig geurteilt, wenn er als Grund des plötzlichen Wechsels den „unersättlichen Verleger-Geiz Breitkopfs und die Unterthänigkeit, womit ihm M. Schwabe dient", in einem Schreiben an Hagedorn angibt[3]). Rückhaltlos findet man es in Schwabes Worten ausgesprochen, daß ihn seine sklavische Abhängigkeit von dem Verleger dazu zwang, sein den Mitarbeitern gegebenes Versprechen zurückzunehmen. Anderseits ist zu erkennen, daß Gottsched damals so gut wie keinen Einfluß mehr auf die Redaktionsangelegenheiten hatte. Ihm wird einfach das nackte Ergebnis mitgeteilt, ohne daß man dabei irgendwelchen Wert auf seine Meinung legte. Schwabe hätte in den ersten Jahren der „Belustigungen"

---

[1]) Hagedorns poetische Werke, V, 248. [2]) Vgl. Gottscheds handschriftl. Briefwechsel Bd. IX, Fol. 143/44, Brief Nr. 1769. [3]) Hagedorns poetische Werke, V, 248.

zweifellos die Entscheidung des Meisters angerufen; aber wie er früher unsicher zwischen den Mitarbeitern hin und her schwankte, so opferte er jetzt seine persönliche Überzeugung und die Wünsche seiner „Pflegekinder" haltlos dem Verleger Breitkopf auf, aus Furcht, Brot und Stellung im Hause des Mannes zu verlieren, dem er allerdings zu großer Dankbarkeit verpflichtet war. Diese Handlungsweise aber versetzte ihm in den Augen der Mitarbeiter den letzten Stoß. Gärtner und seine Freunde hatten zwar, seitdem er die Neutralität der „Belustigungen" bei Gottsched durchgesetzt und in der zweiten Erscheinungsperiode aufrechterhalten hatte, das Vertrauen zu ihm gehabt, daß er auch den neuen Vorschlägen gerecht werden würde, obwohl er sonst allen Grund gegeben hatte, über seine Redaktion Klage zu führen. Und deshalb habe ich wohl mit einigem Rechte annehmen können, daß Gärtners Reformpläne für die neue Monatsschrift, die bei Breitkopf weiterhin erscheinen sollte, sicher auch schon Änderungen in der Herausgabe beabsichtigt haben.

Das eine freilich stand fest: Schwabe hatte mit dieser Sammlung eine zeitraubende und mühselige Arbeit geleistet, wenn auch vermutet werden kann, daß ihm J. A. Cramer und andere bei dem Korrekturlesen der Bogen behilflich waren. Doch ist kein Zweifel, daß ihm die Herausgabe der „Belustigungen" nicht viel Zeit zu anderen Beschäftigungen ließ, und daß er deshalb schon 1742 die Redaktion der „Leipziger Gelehrten Zeitungen" niedergelegt hatte. Seine eigene Mitarbeitertätigkeit ist nicht sehr beträchtlich gewesen; außer den Vorreden schrieb er die polemische Schrift „Zötsches Gedanken", das „Drama auf das Namensfest des Churfürsten zu Sachsen", die „Theaternachrichten" im ersten Band und einige Fabeln und Gedichte. Er selbst bekennt ja[1]), unter allen Verfassern den wenigsten Anteil an der Monatsschrift zu haben, und führte damit bereits praktisch durch, was später auch Karl Christian Gärtner als Redakteur der „Bremer Beiträge" zu seinem Grundsatz erhob: möglichst wenig selbst beizusteuern, um dafür in der Beurteilung der Arbeiten aus fremder Feder um so unabhängiger und vorurteilsloser sein zu können. Seine eigene Produktion für die „Belustigungen" kann ihm also nicht viel Zeit gekostet haben, aber desto mehr die Lektüre, Auswahl, Zusammenstellung und Korrektur der Einsendungen, wenn die Hefte regelmäßig erscheinen

[1]) Belustigungen Bd. VII, Vorrede S. IX, Anm. 18.

ſollten. Und das muß denn doch anerkannt werden: die einzelnen „Stücke“ ſind pünktlich, ja überpünktlich kann man ſagen, herausgekommen, gewöhnlich ſchon am Ende des vorhergehenden Monats, ein Verdienſt Schwabes, deſſen ſich Gärtner und die anderen Leiter der „Neuen Beyträge“ nicht rühmen können. Aber dabei kam dem „Pflegevater“ eben der eine Vorteil zuſtatten, daß er nicht auf einen beſtimmten, langſam arbeitenden Mitarbeiterkreis angewieſen war, ſondern aus der Fülle des von allen Seiten eingereichten Materials jederzeit auswählen konnte, wenn ihm zur Herſtellung eines „Stücks“ dieſer oder jener Aufſatz fehlte. Daß Drucker, Verleger und Herausgeber am gleichen Ort waren, erleichterte die Redaktionsarbeit auch ſehr weſentlich.

Wenn ſich Gleim, Uz und andere beklagen, daß ihre Gedichte und Abhandlungen ein halbes oder gar ein ganzes Jahr auf der Redaktion liegen mußten, ehe ſie im Druck erſchienen, ſo gibt uns Schwabe ſelbſt darüber in der Vorrede zum ſechſten Bande Aufſchluß: zuweilen kommen, wie er ſagt, die Einſendungen zu ſpät, zuweilen ſind auch ſchon lange andere Stücke da, die auf eine Veröffentlichung warten, oft ſind bereits verſchiedene gleichgeartete Beiträge in dem betreffenden Monatsheft, ein andermal wollen ſie ſich auch nicht recht in den noch übrigen Raum ſchicken, und was dergleichen Gründe mehr ſind. Iſt damit der Andrang der „Pflegekinder“ unumwunden zugegeben, ſo beweiſen uns dieſe Worte aber desgleichen, daß es dem Herausgeber darum zu tun war, Ordnung und Abwechſlung zugleich in die einzelnen „Stücke“ zu bringen. Sicher verrät die Zuſammenſtellung der Hefte Geſchmack und Geſchick. Die meiſten beginnen mit einer größeren Dichtung, etwa mit einer poetiſchen Epiſtel, einer umfangreicheren Ode oder mit einem Gellertſchen Schäferſpiel, dem ſich dann Proſaaufſätze in bunter Abwechſlung mit Satiren und kleineren Gedichten anreihen, um ſchließlich mit einem poetiſchen Deſſert anakreontiſcher Liederchen oder kürzerer Fabeln zu enden. Manche „Stücke“ ſind vorwiegend literariſch, „aufgewecktes und munteres Weſen, ein feiner Scherz und Spott herrſchen durchgängig“ und gleichen, wie Mylius einmal ſagt[1]):

einem Frauenzimmer, das in der beſten Blüthe ihrer Jahre ſteht, und alle Reizungen und Annehmlichkeiten beſitzet, welche die Jugend haben kann.

---

[1]) Halliſche „Bemühungen“, Bd. I, St. 2, S. 27 ff.

Dagegen sind andere mehr philosophisch, wie ein Frauenzimmer, von dem die ersten Reizungen der Jugend gewichen seien, das aber dennoch eine männliche Anmut in ihren Mienen behalten hat, wenn es gleich mehr ernsthaft ist und seltener lächelt.

Konnten die Mitarbeiter in dieser Beziehung also zufrieden sein, so hatten sie in anderer Hinsicht um so mehr Veranlassung zum „Mißvergnügen". Wohl erschienen die Beiträge untereinander gut geordnet, dafür waren sie aber im einzelnen desto liederlicher gedruckt. Ja, es kommt sogar einmal vor, daß dasselbe Gedicht „An die Nachtigall" zweimal zur Veröffentlichung gelangt[1]). Auch sonst zeigen einzelne Flüchtigkeiten die Oberflächlichkeit der sichtenden und korrigierenden Hand; vor allem wimmeln die Monatshefte von unzähligen, oft den Sinn vollkommen entstellenden Druckfehlern, für die man Schwabe allerdings kaum verantwortlich machen kann. Schlimmer als mit diesen Einzelheiten stand es mit der Auswahl der Beiträge selbst. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß die Redaktion aus Rücksicht auf die Verbindungen der Einsender mit Gottsched oder der deutschen Gesellschaft manches mangelhafte Produkt unverdientermaßen zum Abdruck brachte, so etwa die Abhandlungen von Carl Gottlieb Weidlich oder Mag. Georg Christian Ibbeken aus Oldenburg und vielen anderen. Auch mag der Diktator seinem Schildknappen manches Machwerk zugeschoben haben, das man ihm zur Beurteilung vorgelegt hatte, und das nicht immer auf gleicher Höhe stand mit Zachariäs „Renommisten", der ebenfalls auf des Professors Anraten in den „Belustigungen" zum erstenmal bekannt gemacht wurde. Unwürdig und überflüssig war auch der Nachdruck längst veröffentlichter Programme und Gedichte, wie J. M. Herbarts „Kurzer Erweis, daß sich alle Studirende eine historische Erkenntniß von guten Künsten und Handwerken zuwege bringen müssen" (I. 1. h) oder J. J. Spaldings „Vortheile der Herrschaft einer gesunden Weltweisheit" (I. 2. f)[2]) oder Johann

[1]) Belustigungen VI. 5. o I und V. 1. o. [2]) Wie Schwabe in solchen Fällen zu verfahren pflegte, berichtet uns Johann Joachim Spalding: „Ich hatte 1738 auf den vorhin genannten sel. Herrn M. Schulemann bei der Erlangung seiner Magisterwürde in Jena ein Glückwünschungsschreiben drucken lassen. Es schmeichelte mir nicht wenig, solches unerwartet in die Belustigungen des Verstandes und Witzes eingerückt, und mir mit dem ersten Bande dieser Monatsschrift nebst einem sehr höflichen Schreiben vom Herrn M. Schwabe in Leipzig zugeschickt zu sehen. Ich ward durch sein Verlangen nach mehreren

Michael Heinzes „Philoſophiſches Sendſchreiben von der natürlichen Freyheit“ (II. 5. g). Denn daß man ſchon damals über den unrechtmäßigen Nachdruck ſtrenger dachte als noch zwanzig Jahre vorher, iſt weniger aus Liscows und Bodmers Entrüſtung über die Veröffentlichung des Hagedornſchen Gedichtes „Der Weiſe“, als aus einem 1743 erſchienenen Schriftchen zu erſehen, deſſen Titel ſchon genug ſagt; ich meine die „Unparteyiſchen Bedenken, worinnen aus allen natürlichen, göttlichen und menſchlichen Civil- und Kriminalrechten und Geſetzen bewieſen wird, daß der Nachdruck privilegirter und unprivilegirter Bücher ein grobes Verbrechen und infamer Diebſtahl ſey“.

Aber konnte Schwabe für dieſes literariſche Piratentum wenigſtens noch den allgemeinen Brauch zu ſeiner Entſchuldigung anführen und darauf hinweiſen, daß er nur in den erſten drei Bänden dieſer Unſitte gehuldigt habe, ſo verdienten die Eingriffe, die er angeblich zur Verbeſſerung einzelner Gedichte und Aufſätze tat, eine um ſo ſchärfere Verurteilung. Daran vermag man kaum zu glauben, wenn man in der Vorrede zum ſechſten Band folgenden Satz findet:

> Ich muß geſtehen, es bleibt mancher Aufſatz liegen; nicht weil er ſo ſchlecht iſt, daß er vor den Augen der Welt ſich nicht ſehen laſſen dürfte, ſondern bloß weil einiges Bedenken oder eine kleine Anſtößigkeit dabey vorkömmt, die ſich leicht heben ließe, wenn ich den Verfaſſer davon zu kennen die Ehre hätte, und ihm meine Zweifel oder Gedanken darüber eröffnen könnte.

Dieſe Auffaſſung, die ein gewiſſes vornehmes literariſches Taktgefühl verrät, bleibt indes nur Theorie, wie die ſchon bei anderer Gelegenheit erwähnte Bemerkung Roſts in ſeinem „Vorſpiel“:

> Ein andrer ſitzt und reimt, verbeſſert ein Sonnet,
> In ſeiner Monaths-Schrifft, in den Beluſtigungen . . .

bereits vermuten läßt. Aber es fehlt auch nicht an offenen Klagen ſolcher Mitarbeiter, an deren geiſtigem Eigentum ſich Schwabe vergriffen hat.

So ſchreibt Gleim an Uz am 6. Oktober 1744:

> Wie fehlerhaft iſt das Gedicht, an Sie, abgedruckt! Wie critiſch hat es Herr Schwabe verbeſſert![1])

oder am 24. Mai 1745 an Sam. Gotth. Lange:

Beyträgen aufgemuntert, ließ es aber doch an einem, der darauf folgete, genug ſeyn.“ Vgl. J. J. Spaldings Lebensbeſchreibung, von ihm ſelbſt aufgeſetzt und herausgegeben mit einem Zuſatze von deſſen Sohne Georg Ludwig Spalding. Halle 1804. S. 16. [1]) Schüddekopf, Briefwechſel zw. Gleim und Uz, S. 72.

Lesen Sie in den Belustigungen noch von ihm (E. v. Kleist) das Gespenst, und das Lob der Gottheit. Das letztere ist so sehr verschlimmert, daß er es bey Gelegenheit nach seinem Original bekannt machen wird[1]).

Gewiß hat man die Ursache für dieses Vorgehen Schwabes zum Teil in der strengen Leipziger Zensur zu suchen. So mußte zum Beispiel Johann Andreas Cramer seine Ode auf den König von Preußen außerhalb der „Belustigungen" drucken lassen und für ihre Veröffentlichung die in Halle erscheinenden „Bemühungen" wählen[2]). Oder man strich in Eberts Ode „Der Krieg" folgende anstößige Strophe[3]):

Sogenannte Landesväter,
Die ihr wüthend um euch freßt,
Ihr seid eures Land's Verräther,
Und der nahen Völker Pest.
Ihr heißt hunderttausend sterben,
Hundert Sklaven zu erwerben,
Die durch euch schon elend sind;
Plündert eure Ländereien,
Daß ihr andre Wüsteneien
Euren Nachbarn abgewinnt.

Mit welchen Bedenken Herausgeber und Mitarbeiter auch sonst zu rechnen hatten, dafür legt ein Brief Eberts an Hagedorn vom 29. Juli 1744 ein beredtes Zeugnis ab. Er spricht darin von seiner Ode „An die Liebe" (VI. 4. i):

Ich hatte anstatt der erstorbenen Dichter, die in der einen Strophe stehen, einige noch lebende gesetzt, um dadurch die Satire lebhafter und gefälliger zu machen, unter andern auch den Picander. Allein Hr. M. Schwabe fand es nicht für rathsam, ihn stehen zu lassen, weil er bei Hofe als Kreis-Steuer-Einnehmer, und gewiß auch als Poet viel gilt. . . . Für den Namen Thyrsis stand anfangs in meiner Ode Gellert, und ich glaubte, daß Sie sich seiner Gesellschaft nicht schämen würden, so wie ich ihn auf eine gute Art zu loben, und ihm dadurch einen nicht geringen Gefallen zu erweisen dachte, wenn ich seinen Namen dem Ihrigen beifügte. Allein er hat diese Ehre verbitten müssen, weil er als ein Theolog sich nicht den Haß der Theologen auf den Hals laden will[4]).

Aus Rücksicht auf die Zensur sind wahrscheinlich desgleichen die beiden frivolen Schäfererzählungen „Die eilfertige Schäferinn" und

---

[1]) M. Sam. Gotth. Langes „Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe", 2 Teile, Halle 1769. II, 126. [2]) Vgl. Hagedorns poetische Werke, V, 248. [3]) Ebenda V, 242 f. [4]) Ebenda V, 246.

„Die bezauberte Phyllis", die Roſt brieflich der Magnifizenz angeboten hatte[1]), von dem Herausgeber abgelehnt worden.

Indeſſen weit häufiger als der Rotſtift der Zenſur ſcheint die nach Gottſcheds Geſchmack geſchulte Feder des Herausgebers in den Beiträgen, beſonders auswärtiger Mitarbeiter, herumgeſtrichen und geändert zu haben. Zufällig iſt es möglich, Schwabes Verfahren an einem Proſaaufſatz und mehreren Gedichten, von denen die erſten Niederſchriften erhalten ſind, heute noch nachzuprüfen; weniger an der allegoriſchen Abhandlung P. J. Rudnicks „Der heutige Gegenſtand meiner Einbildungskraft", die in einer erſten Abſchrift vom 22. Oktober 1740 vorliegt und nachträgliche Korrekturen mit anderer Handſchrift und Tinte, vielleicht von Gleim, enthält. Vergleicht man dieſes Manuſkript mit dem Abdruck in den „Beluſtigungen", ſo findet man hauptſächlich Änderungen in der Orthographie und Interpunktion und Verbeſſerungen offenkundiger Sprachſchnitzer, die ganz erklärlich und gern zu entſchuldigen ſind. In den „Critiſchen Beyträgen"[2]) war zum Beiſpiel einmal die Frage erörtert worden, „ob zwiſchen Vor und Für ein Unterſchied ſey"; Schwabe ändert darum regelmäßig jedes „vor" bei falſcher Anwendung in „für", und was dergleichen Kleinigkeiten mehr ſind. Bei den wichtigeren Streichungen und Ergänzungen bemerkt man vor allem das Streben nach Klarheit und Überſichtlichkeit der Satzverbindungen; dabei pflegt Schwabe oft ganz neue Worte einzuſchieben, überflüſſige auszulaſſen und ganze Sätze umzuſtellen. So ſchreibt einmal Rudnick im Manuſkript: „ſo bald es mit Blicken, die geſuchte Beute begegnet", Schwabe aber ſtreicht darin das Komma, konſtruiert „begegnen" mit dem Dativ, ſchiebt noch ein Wort zur Verdeutlichung ein und druckt alſo: „ſo bald es mit ſeinen Blicken der geſuchten Beute begegnet". Gröber ging er bei Kleiſts Gedichten zu Werke. So ſetzt er in der Ode „An W***nen. Im May" (VIII. 2. c) in Strophe 5 ſtatt „Verdammtes Glück, das nur die Narren ſchätzt", offenbar, um die Worte „verdammt" und „Narr" zu vermeiden: „Entwichnes Glück, das ſelten Weiſe ſchätzt"[3]). In der „Sehnſucht

[1]) Vgl. Gottſcheds handſchriftl. Briefwechſel Bd. VI b, Fol. 145, Brief Nr. 1302; die beiden genannten Gedichte erſchienen zuerſt in (Roſts) Schäfererzählungen, o. O. und o. Vſn. (Berlin 1742 bei Haude) als Nr. 1 und 2. [2]) Critiſche Beyträge 1733, Erſtes Stück, S. 130 ff. [3]) Kleiſt ſchreibt darüber an Gleim am 12. September 1745: „Herr Schwabe ....., als welcher in meinem Dinge an Wilhelminen ſtatt: ‚Verdammtes Glück, das nur die Narren

nach Ruhe" (VIII. 6. a) laufen ein paar sinnwidrige Druckfehler unter, und statt „Staub und Wust" in Strophe 2 heißt es: „Staub und Sand". Am tollsten trieb es Schwabe jedoch mit seinen „Verbesserungen" in Kleists „Lob der Gottheit" (VII. 1. b)[1]. Indem er einen offenbaren Verstoß gegen die Regel zu beseitigen glaubte, veränderte er das Versmaß vollkommen. Dies hatte natürlich Verschiebung des Textes in den ersten Teilen der Strophen zur Folge, ganz neue Reime und Bilder werden daher angewandt, kurz, Sinn und Form der ersten Verspaare vollkommen umgeschmolzen. Nicht viel heiliger war ihm Gleims Gedicht „An den Verfasser des Lobgesangs auf den Frühling" (VII. 2. o)[2]. Ob Schwabe freilich mit den Beiträgen der Leipziger Mitarbeiter ähnlich umgesprungen ist, oder ob er die von ihm gewünschten Abänderungen ihnen selbst überließ, ist nicht mehr festzustellen. Daß er es aber auch bei ihnen gewagt hat, dafür scheint wiederum der in Johann Elias Schlegels Ode „Der Misbrauch der Dichtkunst" angebrachte Strich zu sprechen.

Kurzum, durften die Freunde mit dem Redakteur in mancher Hinsicht recht zufrieden sein, so konnten sie doch auch berechtigte Klagen gegen ihn und die Art seiner Herausgebertätigkeit erheben. Offenbar aber hatte man ihm bisher trotzdem Vertrauen und Wohlwollen geschenkt, sonst würde man ihn nicht wieder zum Leiter der neu geplanten Monatsschrift vorgeschlagen haben. Nachdem er aber jetzt hinter ihrem Rücken mit Breitkopf ganz andere als die vereinbarten Abmachungen getroffen hatte, brauchten sich Gärtner und seine Kameraden nicht mehr zur Rücksichtnahme auf ihn verpflichtet zu fühlen. Sie beschlossen demgemäß, nun über seinen Kopf hinweg eine eigene Monatsschrift zu gründen. Allerdings kündigten sie ihm ihren Dienst nicht offen auf, aber sie scheinen doch aus ihrem Ärger über den Wortbruch auch keinen Hehl gemacht zu haben. Christian Nicolaus Naumann weiß wenigstens in seinem „Liebhaber der schönen Wissenschaften" von einer Un-

---

schätzt', gesetzt hat: ‚das selten Weise schätzt'. Mir deucht, man darf noch nicht weise sein, wenn man eben kein Narr ist, und hat Herr Schwabe durch diese Veränderung gemacht, daß Alle, die es lesen, mich für sehr unweise halten müssen." Vgl. E. v. Kleists Werke hg. von A. Sauer (Hempel), 2. Thl. S. 14. Brief Nr. 6. [1]) Vgl. Exkurs 3. [2]) Man vergleiche den Abdruck in den Beluſt. VII. 2. o, S. 190 mit dem Brieftext bei Schüddekopf, Briefwechsel zw. Gleim und Uz, S. 51.

einigkeit zwiſchen den Mitarbeitern und dem Herausgeber zu erzählen [1]).

Schon Schwabes Brief an Gottſched berichtete davon, daß der Verleger Sauermann auf der Lauer ſtände, Beluſtigungen herauszugeben. Es wäre nicht unmöglich, daß ſich der Bremer Buchhändler früher bereits mit Gärtner in Verbindung geſetzt hätte. Denn letzterer entſchließt ſich jetzt, wie er ausdrücklich ſagt [2]), auf Sauermanns „Anſuchen", bei ihm die neue Monatsſchrift drucken zu laſſen. Mittlerweile mußte aber Ebert dem verehrten Vater Hagedorn von den Vorgängen im Beluſtigerkreis Nachricht gegeben haben; denn dieſer nimmt ſofort an dem Zuſtandekommen der Pläne den regſten Anteil, verhandelt mit dem Bremer Verleger, verſpricht ihm, ſelbſt an der neuen Monatsſchrift mitzuarbeiten, redet ihm vor allem den Namen „Beluſtigungen" aus, in den Sauermann „ganz verliebt" war, und verſichert, einige andere Titel auszudenken und ihm vorzuſchlagen. Von all dem erfährt Gärtner in Leipzig durch Briefe des neuen Verlegers, und er entſchließt ſich darauf zu einem ausführlichen Schreiben am 17. Juni 1744, in dem er dem Hamburger Dichter über die Pläne und Mitarbeiter ſeiner Monatsſchrift in Kenntnis ſetzt, ihn freundlichſt zur Aufmunterung der Freunde um Unterſtützung durch Beiträge angeht und anfragt, ob ihm der Titel: „Deutſche Schriften für die Freunde des Verſtandes und Witzes" gefiele, denn „Verſtand und Witz" ließe ſich Herr Sauermann durchaus nicht nehmen.

Nachdem ſo das Unternehmen auf feſtere Füße geſtellt war, Ziele und Form der neuen Monatsſchrift klarer vor ihnen lagen, und man alſo alle Kräfte anzuſpannen hatte, um das Eröffnungsſtück würdig auszuſtatten, ſcheute man ſich auch nicht mehr, Wünſche Gottſcheds oder Schwabes rundweg abzuſchlagen. In dieſe Zeit fällt nämlich ein Ereignis, das offen die bevorſtehende Loslöſung des engeren Mitarbeiterkreiſes von den „Beluſtigungen" darlegt. Gottſched hatte für das beſte Gedicht auf den Stifter der Königsberger Akademie einen Preis in Ausſicht geſtellt, den Schwabe während der Abweſenheit der Magnifizenz den Leipziger Dichtern ausbieten mußte. Über den Erfolg ſeiner Bemühungen erſtattet er

[1]) Der Liebhaber der ſchönen Wiſſenſchaften. Jena, bei Chriſtian Heinrich Cuno, 1747/48, I, 173. [2]) Vgl., auch zu dem folgenden, Gärtners wichtigen Brief an Hagedorn vom 17. Juni 1744 in Hagedorns poetiſchen Werken V, 214 f.

dem in Danzig weilenden Meister am 4. Juli Bericht. Dieses Schreiben ist für die Vorgänge jener Monate und damit für die Geschichte der „Belustigungen" allzu wichtig, als daß es hier nicht noch einmal angeführt werden müßte, zumal da sich in den Abdruck bei Danzel[1]) eine ziemliche Anzahl Fehler eingeschlichen hat.

Ich habe den aufgesetzten Preis von Ew. Magnificenz unsern hiesigen Dichtern nach Dero Befehle unter den vorgeschriebenen Bedingungen ausgebothen: Ich weis aber nicht, ob ich auch Geschicklichkeit genug gehabt habe, sie zugleich dazu aufzumuntern. Ein jeder schien dem andern einen Vorzug vor sich zuzugestehen, und dabey doch auch so viel Eigenliebe zu haben, daß er sich selbst wohl in dem Herzen für den geschicktesten hielt, aber es doch nicht auf einen zweifelhaften Wettstreit wollte ankommen lassen. Sie entschuldigten sich fast insgesammt mit ihrer Unfähigkeit und obenein mit der Kürze der Zeit, zumal da ein jeder seinem Vorgeben nach, auf diesen Monat noch etwas nothwendiges zu thun hätte. Herr Gärtner müßte mit seiner Uebersetzung eines Theils von Rollins alter Historie, Herr Schlegel und Herr Mylius mit dem Lucian vollends fertig werden. Herr Grimm hätte an einer Dissertatiuncula, die er eines Stipendii wegen einschicken müsse, zu arbeiten. Herr Zachariä und Herr Krüger hätten viele Collegia abzuwarten und Herr Cramer müßte sich in seiner neuen Condition, die er durch Vermittelung des Herrn L. Wollen (Licentiat Wolle!) bey dem Hrn. D. Börner erhalten, ein wenig einrichten und mit seinen Untergebenen fleißig seyn. Bey dem allen aber glaube ich doch, daß ein und der andere schon noch eine Preisschrift ausarbeiten wird; wiewohl ich davon keine gewisse Hoffnung machen kan.

Der einzige, der es für nötig hält, sich bei Gottsched wegen seiner ablehnenden Antwort zu entschuldigen, ist Friedrich Melchior Grimm[2]). Aber er sowohl wie Krüger gehören nicht eigentlich zu dem Kreise der Belustiger. Neben ihnen finden wir jedoch die anderen Träger der Loslösung fast vollzählig angeführt. Aus Karl Christian Gärtners Brief an Hagedorn ist zu erkennen, daß die Seele des neuen Unternehmens in ihm zu sehen ist. Er, als der älteste und urteilsfähigste unter ihnen, hatte das Programm der Monatsschrift ausgearbeitet, das Verhältnis der Mitarbeiter zur Redaktion bestimmt, und er ist es ja auch gewesen, der mit Schwabe zunächst die Reform der „Belustigungen", jetzt aber mit Adolf Schlegel, Ebert und Rabener die Gründung der „Neuen Beyträge" besprach, wie er ja auch die ersten Verhandlungen mit Sauermann

[1]) Danzel, Gottsched und seine Zeit, S. 257. [2]) In einem Schreiben vom 16. Juli 1744. Vgl. Gottscheds handschriftl. Briefwechsel. Bd. IX. Fol. 154. Brief Nr. 1770 e.

leitete. Johann Adolf Schlegel bezeichnet ihn in der Widmung seiner „Vermischten Gedichte" ausdrücklich als denjenigen, der den ersten Gedanken zur Herausgabe der „Neuen Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" faßte und die Grundsätze zur Ausführung des Planes entwarf[1]).

Betrachtet man nun die Gesetze, die der Monatsschrift zugrunde gelegt werden sollten, so findet man nur wenig, worin sie von denen Schwabes abwichen. Gesteht ja Gärtner selbst, gleichfalls Hagedorn gegenüber, daß sein Journal den „Belustigungen" größtenteils ähnlich sein soll. Nur will er eine gute Übersetzung aus dem Griechischen, Lateinischen und anderen Sprachen allezeit einem schlechten Originalstück vorziehen. Aber es ist schon gezeigt worden, daß auch Schwabe darin seine Ansichten gegen früher geändert hatte. Und damit, daß man Streit- und andere Schriften ausschließen wollte, weil sie Haß und Bitterkeit erwecken könnten, stellte man sich ebensowenig in Gegensatz zu den „Belustigungen", deren letzte drei Bände in der Literaturfehde vollkommen neutral geblieben waren. Deshalb hat man von jeher mit Unrecht das polemische Element im Schwabeschen Journal als die einzige Ursache für die Lossage der Bremer Beiträger angesehen. Die wahren Gründe für ihre Abzweigung sind indes keine anderen gewesen als die eingangs erwähnten, die anfangs nur eine Reform der „Belustigungen" und ihre Fortsetzung unter einem neuen Titel beabsichtigt hatten. Und nur das Verhalten Schwabes war die unmittelbare Veranlassung gewesen, eine selbständige Monatsschrift zu beginnen.

Was die Freunde bis jetzt in zwangloſem, geselligem Zusammensein geübt hatten, eine gegenseitige strenge, aufrichtige Kritik, das wurde nun zum Gesetz erhoben und damit eine wertvolle Neuerung erzielt, die freilich bei der Reform der „Belustigungen" vielleicht in ähnlicher Weise vorgesehen war. Die Gesellschaft hielt regelmäßig alle Mittwoch ihre Zusammenkünfte, wo die ausgearbeiteten Aufsätze und Gedichte — die umfangreicheren mußten schon vorher zirkuliert haben — von Ebert oder Adolf Schlegel vorgelesen und aufs schärfste beurteilt wurden. Jeder war verpflichtet, den Tadel der anderen nicht nur zu achten, sondern auch, wenn Stimmenmehrheit sich gegen die Arbeit ausgesprochen hatte, auf den Abdruck

[1]) Johann Adolf Schlegels Vermischte Gedichte, 2 Bde., Hannover 1787/89.

zu verzichten, solange nicht die gewünschten Änderungen angebracht waren. Ebenso sollte mit den von auswärts eingesandten Stücken verfahren werden. Der Herausgeber hatte bloß die Angelegenheiten mit dem Verleger zu ordnen, seine eigenen Arbeiten dagegen ebenfalls der Kritik der übrigen zu unterwerfen. Und nicht einmal in der Auswahl der einzurückenden Beiträge kamen ihm irgendwelche Vorrechte zu; auch über sie entschied das Urteil der Mitarbeiter. So waren allerdings Entgleisungen, wie sie in der Redaktion Schwabes zu verzeichnen sind, von vornherein ausgeschlossen; und darin taten die „Bremer Beiträge" den bedeutendsten Schritt über die „Belustigungen" hinaus.

Noch eine andere inhaltsschwere Regel wurde von Gärtner aufgestellt: kein neuer Mitarbeiter sollte ohne Bewilligung der anderen hinzugezogen werden. Also rechnete auch er, ja sogar ausschließlich, mit einem festen Beiträgerkreis. Wer indes dazu gehörte, darüber gehen die Überlieferungen auseinander. Gärtner selbst nennt in seinem schon mehrfach herangezogenen Brief an Hagedorn Johann Elias Schlegel in Kopenhagen, Straube in Breslau, seinen späteren Schwager Rost in Dresden, Rabener in Leipzig und „einige andere Freunde". Wer jedoch diese Freunde waren, ist schwer zu erkennen. Außer J. A. Schlegel, der meistens angeführt wird, muß man wohl Rabener, Conrad Arnold Schmidt und J. A. Ebert zu den Mitbegründern rechnen. Sie wenigstens sind alle in den ersten beiden Stücken der „Neuen Beyträge" mit Aufsätzen und Gedichten vertreten.

Dazu gesellen sich gleich im ersten Monatsheft Cramer und seltsamerweise auch Christlob Mylius, die beiden Herausgeber der Hallischen „Bemühungen". Daß Cramer darunter zu finden ist, verwundert nicht so sehr; denn man hielt ihn in dem Freundeskreis, wie aus einem Briefe Eberts hervorgeht, außer mit der Ode auf den Preußenkönig mit nichts an dem Gottschedischen Kampfjournal beteiligt, während seine Gedichte in den „Belustigungen" die Aufmerksamkeit Gärtners erregt hatten. Da man aber, wie schon früher erwähnt, im Juli 1744 die Bemüher überhaupt noch nicht kannte, so konnte man auch Mylius ins Vertrauen ziehen, der damals bereits von seiner Gottschedverehrung ebenso abgekommen war wie sein Genosse Cramer. Denn seit dem Juli 1744 vollzieht sich in den „Bemühungen" ein bedeutsamer Wechsel der Gesinnung; dies zeigt sich vor allem in der durchaus veränderten Beurteilung, die

man dem inzwiſchen verſtorbenen, anfangs ſo heftig befehdeten J. J. Pyra angedeihen ließ. Hatte man in den erſten Stücken keinen guten Faden an ſeinen Arbeiten gelaſſen, ſo kritiſiert man jetzt die „Fortſetzung des Erweiſes", die doch hauptſächlich gegen die „Bemühungen" gerichtet war, ſehr ruhig und beſonnen und druckt ſogar des Konrektors Ode „Auf den Regierungsantritt Friedrich des anderen" ab. Ja, aus der „Beantwortung der Kritik über Thyrſis und Damons freundſchaftliche Lieder" [1]) könnte man wohl gar eine Drohung gegen Gottſched und ſeine Anhänger herausleſen, ſo daß Mylius' Teilnahme an den „Neuen Beyträgen" nun etwas begreiflicher wird. Während aber Cramer mehr und mehr mit dem alten Freundeskreiſe verwuchs, winkte man Mylius gleich nach dem erſten Stücke wieder fort, da er, wie Weiße, der Biograph Rabeners, ſagt, „in den gemachten Plan ſich entweder nicht fügen wollte, oder nicht konnte". Die Beziehungen zwiſchen ihm und den Bremer Beiträgern waren alſo nur ganz vorübergehend, und wir verſtehen, wie er ſich künftig von ihnen erſt recht zurückzog und auch ſeinen Vetter Leſſing dem Kreiſe Klopſtocks fernzuhalten wußte.

Dieſe Jünglinge waren es alſo, die nun auf Grund der von Gärtner ausgearbeiteten Reformen am 1. Oktober 1744 das erſte Stück der „Neuen Beyträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes" herausgaben, während im Juli vorher von Johann Joachim Schwabe der ſiebente Band der „Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes" eröffnet worden war. Beide Monatsſchriften gingen alſo zunächſt gleichzeitig nebeneinander her.

Schlägt man aber den ſiebenten Band des Schwabeſchen Journals auf, ſo findet man überraſchend genug neben Arbeiten von Käſtner, Gellert, Mylius und Cramer, die ja zunächſt noch eine vermittelnde Stellung einnehmen, auch Gedichte und Aufſätze von Johann Adolf Schlegel, Johann Elias Schlegel und Gärtner; es fehlen alſo nur Ebert, C. A. Schmidt und Rabener. Von den letzteren waren ja Ebert und Schmidt auch früher ſelten genug mit Beiträgen vertreten geweſen; der unabhängige Rabener aber brach vielleicht als einziger offen mit Schwabe, denn er hätte ſich dabei wenigſtens auf einen wirklichen Grund ſtützen können, nachdem ihn der Redakteur wegen der beſtellten Satire „Vorleſungen eines Oczakoviſchen Profeſſors" geradezu zum Narren gehalten hatte.

[1]) Halliſche Bemühungen, Bd. II, St. 16, S. 720.

Wohl könnte man es bei den Beiträgen J. A. Schlegels, Gärtners und vielleicht auch Cramers mit alten Ladenhütern zu tun haben, die Schwabe seit Monaten noch daliegen hatte. Doch wäre es auch nicht ausgeschlossen, daß die genannten Autoren mit voller Absicht den „Belustigungen" zunächst äußerlich noch treu blieben. Diese Handlungsweise würde sich wenigstens recht gut mit den Gründen decken, deretwegen man die Verfasser der „Neuen Beyträge" so ängstlich und sorgfältig verbarg, so daß man sich selbst dazu entschlossen hatte, Bremen als Herausgabeort zu fingieren. Allerdings wollte man mit der strengen Anonymität zugleich verhindern, daß die Kritik die Stücke parteiisch je nach dem angegebenen Verfasser beurteilte. Denn es war oft genug vorgekommen, daß man ein Stück von Kästner, Elias Schlegel oder Gellert aus den „Belustigungen" schon des berühmten Namens wegen demütigst lobte, während man anonyme Beiträge desselben Autors zu tadeln pflegte. Indes ist darin nicht die einzige Ursache für das strenge Geheimhalten der Namen zu sehen. Bodmer hat zweifellos das Richtige getroffen, wenn er Adolf Schlegel auf den Kopf zusagte, die Sorgfalt, womit die geistreichen Verfasser der „Neuen Beyträge" sich zu verbergen pflegten, beweise ihm zur Genüge, daß ihnen die Macht und das Ansehen „des Königs Teutobok" noch immer bange mache[1]). Adolf Schlegel bestreitet dies zwar entschieden, hatte aber selbst die Veranlassung zu diesem Verdacht gegeben, wenn er in seinem ersten Brief an Bodmer schrieb:

> Gleichwohl weiß ich, daß niemand rachgieriger ist, als ein angegriffner kleiner Geist, und ich bin denen, die ich angegriffen habe, allzunah, als daß meine gebrauchten Behutsamkeiten überflüssig seyn sollten[2]).

Es fehlte ihnen also tatsächlich der Mut, oder richtiger, sie waren zu diplomatisch, um offen mit Gottsched zu brechen, dessen Wohlwollen noch ebenso viel zu nützen, wie sein Haß zu schaden vermochte. Das mag auch der Grund gewesen sein, warum die Freunde nicht rückhaltlos ihre Beziehungen zu Schwabe, der ja an sich ungefährlich war, und zu den „Belustigungen" aufgaben, zumal da ein vollständiger, ungedeckter und plötzlicher Rückzug sie sicher als Verfasser der „Bremer Beiträge" verdächtig gemacht hätte, was man unter allen Umständen so lange wie möglich vermeiden wollte.

---

[1]) Archiv für Litteraturgeschichte, IV, 292. [2]) Literarische Pamphlete, S. 73 ff.

Zunächst jedenfalls ahnungslos und in völliger Unkenntnis über die geheimen Umwandlungen, die sich hinter seinem Rücken vollzogen hatten, gab J. J. Schwabe zur Freude seines Verlegers Monatsheft auf Monatsheft heraus und ließ sich auch nicht stören, als gleichzeitig mit dem „Weinmonat" 1744 scheinbar von Bremen her das Konkurrenzunternehmen Sauermanns seinen Anfang nahm.

Es ist charakteristisch genug und mag Gärtner und seine Freunde in ihrem Vorsatz nur noch bestärkt haben, daß Schwabe mit dem ersten Stück des siebenten Bandes den bisher von den Hallischen „Bemühungen" geführten Kampf gegen den Konrektor J. J. Pyra wieder aufnahm und dessen Angriffe in der „Fortsetzung des Erweises" zurückwies. Zwar ersucht der Herausgeber vorher „diejenigen Leser, welche an solchen Streitigkeiten kein Belieben finden, diese Blätter getrost wegzulegen", benutzt aber die Vorrede ausschließlich für seine Auseinandersetzung mit Pyra. Dieser hatte, anknüpfend an die wenigen Worte des Redakteurs in dem Vorwort zum sechsten Bande der „Belustigungen", in seiner „Fortsetzung des Erweises" den harten Vorwurf zweier Lügen, einmal „daß in Leipzig eine Bande der Belustiger sey", und zweitens, „Wernike habe den Milton gelobt", weitschweifig und ironisch widerlegt; und an diese Ausführungen, die Schwabe exzerpiert, hängt er jetzt seine neunundzwanzig Anmerkungen. Es lohnt nicht, näher auf die witzlosen Wortklaubereien einzugehen. Nur eins war wichtig daran: daß der „Pflegevater" am Schluß allen Ernstes dem Konrektor freundschaftlichst einen Platz in seiner Sammlung anbot und ihn ersuchte, daß er, falls ihm noch andere Männer bekannt wären, denen daran läge, den guten Geschmack zu fördern, solche aufmuntern möchte, an den „Belustigungen" mitzuarbeiten. Es sei ja nicht seine Schuld, daß die deutschen Verehrer und Verfechter der Dichtkunst und Beredsamkeit keine besseren Früchte bauten, als er in den „Belustigungen" auftrage.

War Schwabe mit dieser Vorrede von dem alten Neutralitätsprinzip allerdings abgewichen, so verrät doch das Pyra gemachte Anerbieten, daß sich die Redaktion auch fernerhin bemühen wolle, unabhängig von Gottsched auf dem während der zweiten Erscheinungsperiode eingeschlagenen Weg weiter zu gehen, wie denn auch die polemischen Ausfälle nur auf jene Vorrede beschränkt bleiben und sich nirgends in die letzten zwölf Monatshefte selbst hineindrängen. Die Ansicht des Herausgebers und auch der Mit-

arbeiter, die nicht gerade zu dem engeren Freundschaftsbunde der Beluſtiger gehörten, über Bodmers und Gottſcheds Streit kommt in einer Fabel „Die zween Kuckucke“ (VIII. 3. m) von einem ſonſt unbekannten L. G. Frommann am beſten zum Ausdruck; ſie ſoll deshalb hier mitgeteilt werden, um die unparteiiſche Stellung der „Beluſtigungen“ und ihr Urteil über die noch immer weiter tobende Literaturfehde während der letzten Periode zu charakteriſieren:

Die zween Kuckucke.

Eine Fabel.

Ein Kuckuck, der vor langer Zeit,
In einem abgelegnen Grunde,
Sein jährlich Sommerwohnhaus funde,
Verkürzte ſich die Einſamkeit,
Wenn er, ſobald der Morgen tagte,
Den Büſchen ſeinen Namen ſagte.

Die Freude währte manches Jahr,
Bis an des nächſten Berges Fuße
Ein anderer ihm zum Verdruße,
Ein Stöhrer ſeiner Freude war:
Der Alte ſuchte ſich zu rächen,
Und durch gedoppelt-ſtark Geſchrey
Des andern Kuckucks Ruf zu ſchwächen,
Daran ſich jener doch nicht kehrte,
Und kurz! ſie ſchryen alle zwey.
Das Echo gab den Wiederhall,
Mit drey und viermal regem Schall,
Daß man wohl ſechsfach Kuckuck hörte.
Der Alte ward am erſten matt.
Und dieſes Vorzugszankes ſatt:
Der Fremde fuhr noch fort mit Schreyen:
Doch, weil der erſte ſtille ſchwieg,
Ließ er zuletzt den Ort und flog nach einem neuen,
Dem Alten aber blieb der Sieg.

* * *

So gehts, wenn die Gelehrten ſtreiten.
Ein Thor läßt nur der Zankſucht ſtets den Lauf;
Ein Weiſer aber ſchweigt bey Zeiten;
Das macht den Feind beſchämt und hebt den Wortkrieg auf.

(Beluſt. VIII. 3. m, S. 287/8.)

Auch die andern während der zweiten Periode gewonnenen Errungenſchaften einer fortſchrittlichen Entwicklung gehen keineswegs

verloren, ſo daß man durchaus nicht etwa von einer reaktionären Bewegung in dem ſiebenten und achten Bande ſprechen könnte.

Gottſched und Frau haben ſich jetzt endgültig von der Mitarbeiterſchaft an den „Beluſtigungen" zurückgezogen, ein ſicheres, wenn auch nur äußeres Zeichen, daß die Magnifizenz ihr früheres Kampforgan nicht mehr mit dem alten Vertrauen und Wohlwollen bedachte. Daß der neue Geiſt aus den Blättern wenigſtens des ſiebenten Bandes nicht ganz verbannt blieb, dafür ſorgten ſchon die Beiträge Gärtners, Cramers, Gellerts, der Brüder Schlegel und Käſtners. Dazu kam, daß Schwabe ſeit dem Juli 1744 in Ewald von Kleiſt eine neue Hilfskraft gewonnen hatte, die von der Leipziger Schule nicht unmittelbar berührt war. Wahrſcheinlich iſt Kleiſt durch Gleim auf die „Beluſtigungen" als das einzige einflußreiche Veröffentlichungsorgan jener Zeit hingewieſen worden, worauf er mit Schwabe in geſchäftlichen Briefwechſel trat und ihm ſeine erſten poetiſchen Arbeiten zum Druck anvertraute. Seine vier Gedichte (VII. 1. b, VIII. 1. n, VIII. 2. c, VIII. 6. a) ſind ſchon allein eine Zierde der letzten Bände, ſo arg ſie auch teilweiſe von dem Herausgeber zugeſtutzt wurden. Auch an der Auffaſſung gegenüber der neu eingedrungenen reimloſen Anakreontik hält Schwabe feſt: Gleims und S. B. Naumanns ſcherzhafte Gedichte dieſer Art ſind gern geſehen, ebenſo werden freie Nachahmungen und Überſetzungen jetzt noch wie früher von ihm aufgenommen. Daß die Pflege der engliſchen Literatur bereits weitere Kreiſe zu ziehen beginnt und in den „Beluſtigungen" nicht eingeſchlafen iſt, dafür kann wohl das pſeudonyme „Schreiben über einige Stellen in Popens Lockenraube, an Chloen" von K. v. J. (VIII. 4. f) beweiskräftig ſein, während Käſtner wie bisher für ſeinen Lieblingsdichter Haller eintritt, wenn er in ſeinen „Gedanken über die Verbindlichkeit der Dichter, allen Leſern deutlich zu ſeyn", das Bekenntnis ablegt:

Mich reizet nur ein Lied von tiefem Denken voll,
Gemacht, daß man es mehr als einmal leſen ſoll,
Nicht das durch Dunkelheit des Einfalls Armuth decket,
Nicht das mit Fleiße nur, was man ſchon weis, verſtecket.
O nein, ein ſolches Lied, das hohe Wahrheit ſingt,
Die ſtärker in den Sinn durch kühnen Ausdruck dringt,
Das man von neuem lieſt, und neue Schönheit findet,
Und den zu reichen Schatz, ſtets gräbet, nie ergründet.

(Beluſt. VII. 6. g, S. 540.)

Dagegen bleibt er in der Auffassung des Dichterberufs auf dem gleichen Standpunkt stehen, den schon Opitz, Brockes u. a. eingenommen hatten. Auch für ihn ist das Dichten nur eine Nebenbeschäftigung in Mußestunden oder, wie es einmal in seinem Gedicht „Ueber einige Pflichten eines Dichters" heißt:

Und setze mehr dir vor, als ein Poet zu werden;
Sonst kriechst du Lebenslang mit Reimern auf der Erden.
Sieh auf den Boberfeld, den Schul und Hof erhob;
Der Dichtkunst Vater seyn, das war sein kleinstes Lob.
Geschäffte, Wissenschaft, Erfahrung, Umgang, Reisen,
Die bilden einen Geist, wie wir am Opitz preisen.
Wie kömmts, daß unter ihm der muntre Günther steht?
Weil ihn die Dichtkunst nur, und sonsten nichts erhöht.

(Beluſt. VIII. 3. i, S. 277.)

Das Interesse für dramatische Literatur, das in der Veröffentlichung des Gellertschen Schäferspiels „Das Band" zum Ausdruck gekommen war, dauert auch jetzt noch an. Denn das einaktige Schäferspiel „Sylvia" von demselben Verfasser wird, obwohl es kurz vorher schon im Buchhandel erschienen war, im April 1745 noch einmal in den „Belustigungen" bekannt gemacht.

Das komische Heldengedicht „Der unglückliche Sturm", als dessen Autor vielleicht Kaiser anzunehmen ist, dankt seine Entstehung den Anregungen der in den früheren Bänden erschienenen Epopöen, besonders dem „Renommisten", und beweist das fortgesetzt im Wachsen begriffene Interesse für diese neue Dichtungsart.

Fabeln, Oden, Lehrgedichte, anakreontische Lieder werden von Gellert, Cramer, Kästner und Elias Schlegel ganz wie bisher gepflegt; und was die Satiren gegen literarische und gesellschaftliche Auswüchse anlangt, so treten an die Stelle Rabeners andere Kräfte, wie Christlob Mylius, Kästner oder ein Misogynokalos (VIII. 5. b) und mehrere anonyme Schriftsteller.

Mit jedem neu veröffentlichten Monatsheft merkt man jedoch einen allmählichen quantitativen wie qualitativen Rückgang, der wohl hauptsächlich der Tatsache zuzuschreiben ist, daß die Bremer Beiträger, die ihre Arbeiten für die eigene Monatsschrift brauchten, einer nach dem andern ihre Mitarbeitertätigkeit für Schwabes Journal einstellten. Während im siebenten Bande Johann Adolf Schlegel und Gärtner ab und zu noch einen Beitrag hergaben, fehlen ihre Namen seit Februar 1745, also in den letzten fünf Monats-

ſtücken, vollſtändig. Damit iſt die Abzweigung zu Beginn des Jahres 1745 als vollzogen anzuſehen, und nun ſcheint Schwabe wie Gottſched von dem Anſchlag des Freundekreiſes Kenntnis erhalten zu haben. An der Richtigkeit dieſer Tatſachen ändert ſich nichts, wenn wir auch Johann Elias Schlegel den „Beluſtigungen" bis zum vorletzten Stück noch treu bleiben ſehen. Einmal mag er doch in Kopenhagen von den Vorgängen nicht ſo recht unterrichtet geweſen ſein, zum andern wäre es möglich, daß der Redakteur der „Beluſtigungen" einige Beiträge von ihm in Vorrat hatte, oder vielleicht haben auch ſeine Beziehungen zu Käſtner dabei mitgeſprochen. Denn Mag. Käſtner iſt, wie Ebert an Hagedorn ſchreibt[1]), ſchon gegen Ende 1744 „faſt allein die Seele" der Schwabeſchen Monatsſchrift geweſen. Und wir finden das beſtätigt; denn nicht weniger als zwanzig Abhandlungen und Gedichte aller Arten hat Käſtner allein für die letzten zwölf Stücke geliefert. Es war ſchon betont worden, daß der angehende Profeſſor der Mathematik dem Gärtnerſchen Kreiſe zu der Zeit, da Ebert hinzutrat, bereits ziemlich fern geſtanden hat. Warum man ihn aber in die neuen Pläne nicht einweihte, darüber können nur unſichere Vermutungen angeſtellt werden. Auf die zwiſchen ihm und den überſchwänglichen Jünglingen beſtehenden inneren Gegenſätze iſt hingewieſen worden. Indes ſcheint auch ſeine Beliebtheit unter den Freunden nicht mehr die alte geweſen zu ſein; denn Adolf Schlegel wirft ihm einmal geradeſo wie ſeinem Verehrer Mylius „Autorneid" vor. Wichtiger war jedoch Käſtners Stellung zu Gottſched. Vielleicht können wir aus dem Bekenntnis, das er viele Jahre ſpäter in einer Gedenkſchrift auf den Leipziger Diktator niederlegte[2]), den Grund erkennen, warum er mit den Bremer Beiträgern nicht gemeinſame Sache machte; denn auf ſie mag ſich wohl folgender Satz beziehen:

> Auch befand ich mich zu unbequem in dem Gedränge der witzigen Jugend, die über ihn herfiel. Es erinnerte mich an eine Gewohnheit bey dem Stiergefechte: Wenn der Stier in den letzten Zügen liegt, eilt eine Menge beherzter Spanier hinzu, an ihm die Schärfe ihrer Klingen zu zeigen.

Dazu kam ſeine ſtetig im Steigen begriffene Abneigung gegen die Tändeleien der reimloſen Anakreontik, zu der ſich die Bremer Beiträger

---

[1]) Hagedorns poetiſche Werke, V, 255. [2]) Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte, Bd. VI, St. 1 (1768), S. 215.

mehr und mehr bekannten. Man denke nur an seine oft zitierte Parodie:

Gedankenleere Prosa
In ungereimten Zeilen,
Von Mädchen und von Weine,
Von Weine und von Mädchen,
Von Trinken und von Küssen,
Von Küssen und von Trinken .....
Das heißen unsre Zeiten
Anakreontisch dichten.

Jedoch hat er sich ebenfalls, wie schon einmal in den „Belustigungen", so auch nach ihrem Ende mit den Schweizern, vor allem mit Bodmer, wegen der Verwendung des Reimes herumgestritten. Bodmer hatte in der Vorrede zur ersten Auflage der „freundschaftlichen Lieder" von J. J. Pyra und S. G. Lange gegen die in den „Belustigungen" gepflegten Dichtungsarten gewitzelt[1]), worauf Kästner sofort im „Hamburgischen Correspondenten" antwortete und die einseitige Verwerfung des Reimes tadelte[2]). In den früheren und den jetzt neuerdings hinzugekommenen inneren Gegensätzen hat man also die Ursachen zu sehen, daß der Hallerverehrer sich dem Abfall der „jungen beaux Esprits, die damals in Leipzig bey der Tabakspfeife peinliche Halsgerichte hegten", nicht angeschlossen hat.

Weiter findet man unter den bis zum Schluß getreuen Anhängern der „Belustigungen" Christlob Mylius. Von den Bremer Beiträgern ungnädig entlassen, scheint er sich in der Folgezeit mehr an Kästner herangemacht zu haben, mit dem ihn schon damals das Interesse für die Naturwissenschaften enger verband. Auch von ihm lesen wir in den beiden letzten Bänden der „Belustigungen" gegen ein Dutzend Beiträge, während er noch gleichzeitig die Redaktion der Hallischen „Bemühungen" weiter leitete, von der sich Cramer nach und nach zurückzog.

Merkwürdig bleibt nur die Mittelstellung Cramers. Während er, wenn auch nur selten, an dem Gärtnerschen Journal teilnahm — in dem ersten Band der „Bremer Beiträge" finden sich nur fünf Gedichte von ihm —, liefert er bis zum letzten Monatsheft dreizehn Abhandlungen in Vers und Prosa für die „Belustigungen". Es ist klar, daß die Freunde von dieser Tätigkeit Cramers für Schwabe

[1]) Seufferts Deutsche Literaturdenkmale Nr. 22, S. 6. [2]) Hamb. Correspondent vom 15. Dezember 1745, Nr. 200.

gewußt haben; aber seine erklärliche Abhängigkeit von Breitkopf wie Schwabe, seine mißlichen pekuniären Verhältnisse haben wohl über die Doppelzüngigkeit des bewährten Odendichters hinwegsehen lassen.

Um so charakteristischer ist das Verhalten Gellerts. Vorsichtig und ängstlich wie immer, hat er offenbar zunächst einmal abgewartet, ob der Abfall der Freunde glatt und ohne Anstoß bei einflußreichen Persönlichkeiten vonstatten ging. Es lag ja in seinem Wesen, bei allen „lieb Kind" zu sein; er hätte sicher niemals gewagt, mit seinem Kollegen Gottsched völlig zu brechen. Vielleicht hat er zunächst auch die Verfasser der „Neuen Beyträge" gar nicht gekannt, deren Achtung er bei weitem nicht in dem Maße genoß, wie oft angenommen wird[1]). Sein Anteil an dem neuen Unternehmen, dem er sich erst anschloß, als er dessen Gefahrlosigkeit eingesehen hatte, ist denn auch beträchtlich geringer als an den „Belustigungen"; außer seinen beiden Lustspielen „Die Betschwester" und „Das Loos in der Lotterie" steuerte er nichts bei. Denn von seinen Fabeln in den „Belustigungen" hatten die Freunde keine allzu große Meinung; erst durch die spätere Überarbeitung bewies er ihnen sowohl wie den Schweizern, daß sich ein Erzgottschedianer bekehren könne[2]). Unter diesen Umständen verwundert es nicht weiter, wenn wir auch ihn bis zum April 1745 an den „Belustigungen" getreulich mitarbeiten sehen. Seine letzten Beiträge sind die moralische Abhandlung: „Warum es nicht gut sey, sein Schicksal vorher zu wissen" (VIII. 3. b) und das Schäferspiel „Sylvia" (VIII. 4. a).

Vor allem aber sind es Kästner, Mylius und Cramer, deren Gedichte und Aufsätze dem achten Band ein merkwürdiges Gepräge geben. Kästners und Mylius' naturwissenschaftliche Studien finden hier nämlich einen starken Widerhall. So untersucht der junge Kamenzer, „ob die Thiere um der Menschen willen geschaffen sind" (VII. 4. k), oder „ob man die Thiere um physiologischer Versuche willen, lebendig eröffnen dürfe" (VIII. 4. b); ein andermal handelt er „von dem Schaden, welchen die Electricität im menschlichen Körper verursachen kann" (VII. 6. l). Hierher gehören ebenfalls Kästners „Gedanken über die Hypotheses in der Naturlehre" (VIII. 5. k);

[1]) Vgl. Archiv für Litteraturgeschichte V, 48: Giseke an Adolf Schlegel, den 17. XII. 1746. [2]) Vgl. G. S. Langes Freundschaftliche Briefe, 1. Thl., S. 127 und Adolf Schlegels Urteil über Gellert als Schäferspieldichter in den Literarischen Pamphleten S. 95.

dagegen trägt seine „psychologischmoralische Betrachtung der Antiperistasis“ (VIII. 6. f) einen mehr satirischen Charakter. Johann Gottfried Gade beweist die „Wirklichkeit Gottes, aus dem Begriffe des einigen“ (VII. 6. h) in einem endlos breitgetretenen Aufsatz, der Kästners „Gedanken über den Cartesianischen Beweis von der Wirklichkeit Gottes“, die schon im fünften Bande erschienen waren, nachträglich widerlegen soll, worauf sich Kästner wiederum in ausführliche Gegenerörterungen einläßt. Ein Unbekannter stellt die Frage, ob die Engel Körper haben (VII. 2. g), worauf Johann Friedr. Dommerich seine „Vernünftigen Gedanken von den verklärten Körpern bey der Auferstehung“ (VIII. 3. h) zum besten gibt. Ja, der Hamburger Arzt Joachim Friedrich Bolte nimmt die Kontroverse von Kratzenstein mit Delius wieder auf, ob es anatomische Belustigungen gibt (VIII. 5. d).

Damit ist indes die Zahl so gearteter Aufsätze noch lange nicht erschöpft; sie nehmen in den Schlußbänden bei weitem den größten Raum ein und bezeugen deutlich genug den sich allmählich einstellenden Mangel an rein dichterischen Beiträgen. Auch daß man auf die in früheren Bänden bereits erledigten Themen wiederholt zurückgreifen muß, kann als Beweis für die Verlegenheit der Mitarbeiter wie des Herausgebers angeführt werden. Hierher rechnen zum Beispiel „die Gedanken von dem Zustande der abgeschiedenen Seelen“ (VIII. 1. i) von Mylius, über die Kästner im ersten Bande gehandelt hatte; oder Kästner selbst befaßt sich noch einmal mit der „Natur der Freyheit“ (VII. 6. f), über die sich schon Johann Michael Heinze in einem philosophischen Sendschreiben (II. 5. g) ausgelassen hatte. Und selbst Johann Andreas Cramer läßt sich herbei, mit Mylius den alten Streit „Von dem leeren Raume“ (VII. 3. d, VII. 4. f), den schon Kästner zur Genüge im vierten, fünften und sechsten Bande mit einem ungenannten Dresdner ausgefochten hatte, wieder aufzuwärmen, und Johann Gottfried Gade aus Wittenberg mischt sich auch hier hinein (VII. 5. g).

Daneben stellen sich jetzt wieder häufiger als während der vorausgehenden Periode trockene moralische Abhandlungen von Mag. Joachim, von C. A. Gebhardi, von D. H. F. Delius und anderen, selten nur, daß Satire und Witz die nüchterne Pädagogik etwas belebt, wie in der „Nachricht aus einer Caffegesellschaft“ (VIII. 4. h), in Cramers „Neuen Erfahrungen von Dünsten“ (VII. 6. d) oder in Kästners „Thaten einiger Mondregentinnen“ (VII. 5. e).

Aufſätze, die ſich eher in den Rahmen der „Critiſchen Beyträge“ Gottſcheds als in die „Beluſtigungen“ geſchickt hätten, werden von Schwabe gern als Lückenbüßer abgedruckt, ſo Schumachers „Wahrſcheinliche Gedanken von der Erfindung der Schreibkunſt“ (VII. 2. b) oder der „Verſuch einer Ausführung, ob die deutſche Sprache ſich zur Arzneygelahrtheit ſchicke“ (VII. 4. d) von D. H. F. Delius. Auch iſt den Gelegenheitsgedichten, ſobald ſie ſich nur einigermaßen über den Durchſchnitt erheben, wieder Tür und Tor geöffnet, ſo Nic. Chriſt. Sanders „Gedanken bey der Belagerung Freyburgs“ (VIII. 1. k), der anonymen Ode „Auf den Tod ſeiner Ehegattinn“ (VII. 6. k) und dem Gedicht „Auf die Wilkiſche Jubelhochzeit“ (VIII. 5. g) von Elias Schlegel.

Wenn ſich darunter ab und zu eine Kleiſtſche Dichtung, eine Cramerſche Ode, eine Gellertſche Fabel oder ein Käſtnerſches Lehrgedicht verliert, ſo vermögen dieſe vereinzelten Lichtblicke an dem unerfreulichen Einerlei der endloſen moraliſchen, naturwiſſenſchaftlichen und philoſophiſchen Abhandlungen wenig zu ändern. Konnte man alſo nicht geradezu behaupten, daß ſich in der Herausgabe der „Beluſtigungen“ eine Reaktion bemerkbar machte, die allen neuen fortſchrittlichen Erſcheinungen rundweg die Aufnahme verweigert hätte, ſo iſt doch alles in allem der vorletzte, inſonderheit aber der letzte Band ein Zeugnis für die Erlahmung der Anteilnahme, für das Nachlaſſen der Kräfte und des Eifers auf ſeiten der Mitarbeiter ſowohl, wie des Redakteurs. Mehr und mehr überwiegt der Durchſchnitt; an Stelle der bewährten Beiträger treten unbekannte und ungeübte Neulinge, die man in der zweiten Periode der „Beluſtigungen“ niemals hätte zu Wort kommen laſſen, und die ſich wohlweislich in tiefſte Anonymität hüllen. Nur dem unermüdlichen Eifer Käſtners und Mylius' hatte es Breitkopf zu danken, daß die einſt ſo gewinnreichen „Beluſtigungen“ ihr Daſein bis Juli 1745 fortfriſten konnten. Die Zeiten, da ſich in Kürze eine zweite Auflage jedes Monatsheftes notwendig zu machen pflegte, waren jetzt aber endgültig vorüber.

Nach all dem Geſagten iſt es zweifellos, daß die Abzweigung der „Bremer Beiträge“ den Schluß der „Beluſtigungen“ herbeigeführt hat. So langſam aber die Trennung der Mitarbeiter verlief, ebenſo ging das Ende der Schwabeſchen Monatsſchrift vor ſich, das nicht plötzlich und unerwartet hereinbrach, ſondern mehr einem allmählichen Dahinſiechen glich. Je mehr ſich Gärtner und ſeine Freunde von

Schwabe zurückzogen, je entschiedener sie ihre Mitarbeitertätigkeit für die „Belustigungen" einstellten, desto rascher verfiel der künstlerische Wert der Monatshefte. Selbstredend blieb das auffällige Nachlassen der Kräfte dem Publikum, dessen literarischer Geschmack sich mehr und mehr geschult und feinere Unterschiede zu machen gelernt hatte, keineswegs verborgen. Die Nachfrage wurde demgemäß geringer, das Interesse Breitkopfs, dem zuliebe ja die „Belustigungen" fortgesetzt waren, verlor sich, er plante bereits eine neue Monatsschrift, und damit mußte der „fatale Endpunkt" bald erreicht werden.

Dazu kam die stetige Zunahme der gefährlichen Konkurrenz durch die „Neuen Beyträge" selbst. Der Kreis der Freunde, durch neu hinzugetretene bald erweitert, schloß sich immer enger zusammen und warf, wie C. F. Weiße sagt, einen zu großen Glanz um sich, als daß man nur von weitem sich ihnen zu nähern getraut hätte. An dem Erfolg des Gärtnerschen Journals hatte indes hauptsächlich wohl seine Aufnahme in der Schweiz einen großen Anteil. Die Züricher „Freymüthigen Nachrichten", wahrscheinlich durch Hagedorn über die selbständige, ja antigottschedianische Haltung der neuen Zeitschrift unterrichtet, begrüßten die beiden ersten Stücke mit höchst anerkennenden Worten:

> Was der Hr. Magister Schwabe mit seinen Belustigungen des Verstandes und Witzes sich vorgenommen hat, das haben die verborgenen Verfasser gegenwärtigen Werkgens gethan. Sie versprechen nicht nur, sondern sie liefern Versuche in verschiedenen Arten von witzigen Aufsätzen, welche den Verstand und den Witz vergnügen; sie sind keine Charlatane des Geschmackes, sondern aufrichtige Kenner und Besitzer desselben [1]).

In diesem Tone sind alle Besprechungen Bodmers über die „Neuen Beyträge" in der Folgezeit gehalten; denn die Freude ist groß, daß die angeblichen Bremer in Wirklichkeit Leipziger sind; und Gärtners Mitarbeiter beginnt man nun als rühmliche Ausnahmen zu preisen, wenn man von den Leipzigern als Gottschedianern spricht. Nur eins können ihnen die beiden Schweizer Kunstrichter nicht verzeihen, daß sie nicht offen Farbe bekennen und den Leipziger Diktator nicht zu entthronen wagen, trotzdem die Beiträger recht deutlich mit Zürich liebäugeln, indem sie einmal gegen Gottsched sticheln, zum anderen für die Schweizerischen Theorien und

[1]) Freymüthige Nachrichten, 1745, X. Stück, S. 79. Mittwoch, den 10. März 1745.

Dichtungen eintreten. Endlich sogar schlägt einer von ihnen, nämlich Johann Adolf Schlegel, wenn auch nur anonym, die erste Brücke zwischen Zürich und Leipzig, indem er Bodmer auf brieflichem Wege um den Druck seines Pamphlets „Vom Natürlichen in Schäfergedichten" ersucht, das sich vorzüglich gegen die pastorale Dichtung Gottscheds und seiner Anhänger, aber in keinem Punkte gegen die Belustiger wendet. Auch berichtet er ihm seit dem Sommer 1745 getreulich alle Ereignisse in dem Freundeskreis. Bodmers Kritiken und seine auch über Deutschland weitverzweigte Korrespondenz ebneten den „Neuen Beyträgen" den Weg, indem er sie durch ein auf Unkosten der „Belustigungen" erkauftes und ungerecht übertriebenes Lob nach allen Seiten empfahl. Von Gottschedischer Seite wurde dem nicht widersprochen, so daß sich naturgemäß das Interesse der Leser für das alte Unternehmen verlor und sich dem neuen zuwandte, das ja den Anforderungen beider Parteien zu genügen schien. So verdrängen die „Bremer Beiträge" ihre Schwesterschrift auch in dieser Richtung.

Merkwürdigerweise verhält sich Schwabe vollkommen ruhig, obgleich er mit dem Abfall seiner besten Mitarbeiter nun als Tatsache rechnen mußte; denn allmählich wird ihm klar geworden sein, wo die Verfasser der „Bremer Beiträge" wirklich zu suchen waren. Er geht mit Stillschweigen darüber hinweg; der beste Beweis, wie auch er Lust und Liebe zu der Herausgabe der einst so unternehmungsfreudig eröffneten und so eifrig gepflegten Monatsschrift nun vollkommen verloren hatte. Nur Kästner kann sich nicht enthalten, mit den Witzlingen abzurechnen. Als abschließenden Beitrag des letzten Stückes lesen wir nämlich eine Parodie auf das Hagedornsche Gedicht „Verläumdung" mit dem Titel: „Die Schriftsteller" (VIII. 6. g). Daß er gerade Verse des von den Bremer Beiträgern hochverehrten Vaters Hagedorn dazu wählte, mag nicht absichtslos gewesen sein.

Kleiner Geister Aemsigkeiten
Sind noch immer ungemein.
Jeder Dummkopf unsrer Zeiten
Will ein Held im Schreiben seyn:
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß sein Werk gefallen kann.

So hebt das Gedicht an, und nun folgt in jeder Strophe die Schilderung eines Witzlings. Gellert, Adolf Schlegel, Cramer sind

deutlich zu erkennen, während Käſtner auf alle Jünglinge des Freundeskreiſes gemeinſam zu ſticheln ſcheint, wenn er ſchreibt:

Unreif will ſich Ruhm erjagen,
Wenn er bald die Welt belehrt,
Was er noch vor wenig Tagen
Kaum in Curſu recht gehört.
Dennoch ſagt und glaubet man,
Daß ſein Werk gefallen kann.

Dagegen ſcheint man unter den Mitarbeitern der „Bremer Beiträge" die Fortſetzung der „Beluſtigungen" nicht ungern geſehen zu haben, wenn man folgende Bemerkung Eberts in einem Brief an Hagedorn verallgemeinern darf:

> Die Beluſtigungen werden noch fortgeſetzt. M. Käſtner iſt faſt allein die Seele derſelben. Wir lieben den Geſchmack, welchen wir durch unſre Schriften ſelbſt auszubreiten ſuchen, zu ſehr, als daß wir dieſe Fortſetzung ungern ſehen ſollten[1]).

Während aber Schwabe die Loslöſung gelaſſen ertragen hatte, übernahmen Gottſched, ſeine Frau und ſeine letzten Anhänger, wie F. M. Grimm und Denſo, die große Abrechnung mit den Witzlingen, zuerſt in dem Anfang 1745 erſchienenen „Volleingeſchankten Tintenfäßl"[2]). F. M. Grimm hatte darin für die „dalcketen Cumpes-Giergel in Leipzig" ſeine „Golantrie und Careſir Briefffl" verfaßt[3]), in denen ein „rothkopffeter Kupfer-Schmidt" (C. A. Schmidt) und die jungen Herren „Golantrie-Cramer" (J. A. Cramer) verſpottet

[1]) Ebert an Hagedorn, am 14. Dezember 1744 in Hagedorns poetiſchen Werken, V, 255. [2]) Der genaue Titel lautet: Volleingeſchanktes / Tintenfäßl / eines allezeit parat ſeyenden / Brief SECRETARY, gefüllt / mit kohlrueß-rabenpechſchwartzer Tinten wider unſre Feind, / mit rother gegen unſre Freind, / mit gelber voller Neyd, mit grüener voller Freud, / mit brauner und mit blauer, wies d'willſt, ſüeß und ſauer. / Das iſt / gründige und bündige / Anweyßung, / wie man allerhand Sortimenta von netten Briefflen zſammen buechſtebirn kan / . . . . . von / R. D. VITO BLAUROECKELIO / Theol. Mor. & S. S. Can. Candidat. Sacerdot. Kuffſteinienſi. / Kuffſtein auf Koſten des erwürdigen Herrn Authoris 1745. Bei dieſem Titel ſcheint es ſich um eine Nachahmung von einer beſtimmten Art damals gebräuchlicher Bücher zu handeln; wenigſtens finde ich in der Berlin. Privileg. Zeitung 1741 Nr. 90 folgendes angezeigt: „Das wohl eingerichtete Dinten-Faß, und die corrigirten Schreiberey-Materialien. Das iſt: Wie mit Menage allerhand gute dauerhaffte ſchwarze, rothe, grüne und andere Dinte und Farbe zu machen." Wegen der Verfaſſer des „Tintenfäßls" vgl. Eugen Wolff, Gottſcheds Stellung im deutſchen Bildungsleben, II, 140. [3]) Waniek, Gottſched, S. 486/87.

werden. Neben Dreyer, Pyra, Lamprecht war auch Zötſche in dem „Tintenfäßl" arg mitgenommen worden, das jedoch gewiß nicht, wie Waniek annimmt, als Anlaß zur Loslöſung der Bremer Beiträger in Betracht kommen kann, da es erſt ein halbes Jahr nach der Herausgabe des erſten Stückes der „Neuen Beyträge" erſchienen iſt. Indes erregte das Pamphlet mit Recht bei den Getroffenen den größten Unwillen, der jedoch noch allgemeiner wurde, als kurz darauf zu Oſtern 1745 die einaktige Literaturkomödie „Der Witzling" von der Frau Gottſched erſchien[1]). Darin nahm die „geſchickte Freundin" Rache für den Schlag, der ihren Gatten durch die Losſage der Beiträger getroffen hatte. Gottſched will zwar aus dem Vorſpiel des ihm angeblich unbekannten Verfaſſers alle Züge getilgt haben, die den Anſchein perſönlicher Gehäſſigkeit hätten erregen können; trotzdem bleibt noch genug, um die Originale der drei Antigottſchedianer Vielwitz, Sinnreich und Jambus zu erkennen, die ſich zu einer „denkenden Sprachſchnitzer-Geſellſchaft" zuſammenſchließen und ein neues Wochenblatt anfangen wollen, das der „Luſtigmacher" heißen ſoll. Außer Ebert, Roſt, Elias Schlegel und anderen dient eigentümlicherweiſe auch Käſtner als Modell für Herrn Sinnreich oder Rhomboides, der als Hallerverehrer und Mathematiker geſtriegelt wird.

So fanden demnach zu jener Zeit bei Gottſched weder die Beluſtiger noch die Bremer Beiträger Schonung oder Gnade; ſie galten ihm alle als undankbare Witzlinge, ſo ſehr er ſich auch anderſeits noch bemühte, ſie wenigſtens äußerlich wieder an ſich zu feſſeln.

Durch das „Volleingeſchankte Tintenfäßl" und den „Witzling" waren alſo auch die beiden eifrigſten Mitarbeiter an den „Beluſtigungen", Cramer und Käſtner, getroffen worden. Erſterem war es nun nicht mehr zu verdenken, daß er offen in das Lager ſeiner Freunde überging, und Käſtner mag über die Behandlung, die ihm in der dramatiſchen Satire der Gottſchedin zuteil geworden war, auch mißmutig genug geweſen ſein.

Somit ſtand die Auflöſung der „Beluſtigungen" unmittelbar bevor. Im Juni 1745 gab Schwabe das achtundvierzigſte Stück ſeiner Monatsſchrift heraus, das mit Kleiſts ſchönem elegiſchen Gedicht „Sehnſucht nach Ruhe" begann, fünf Aufſätze und Gedichte der drei letzten Getreuen, Käſtner, Mylius und Cramer, enthielt und mit

[1]) Waniek, Gottſched, S. 511 ff.

einem fingierten „Schreiben an den Herausgeber bey dem Beschlusse der Belustigungen des Verstandes und Witzes" das achtbändige Werk beschloß.

Kein Wort über die Veranlassung des Endes, kein Wort über die Möglichkeit einer Fortsetzung! Die Prophezeiung, man wolle mit der Monatsschrift aufhören, wenn das Verlangen danach am größten wäre, konnte jetzt nicht mehr Erfüllung finden; dazu war es nun zu spät. Noch einmal rechnet Schwabe in aller Kürze mit seinen Feinden, den verhaßten Kunstrichtern, ab, die sich ein Gesetz gemacht hätten, von anderen Gelehrten und gelehrten Arbeiten allezeit Böses und nur von sich selbst und ihren Freunden und ihren gelehrten Ausarbeitungen Gutes zu reden. Und mit innerer Genugtuung begeht er einen verzeihenswerten Selbstbetrug, wenn er an sich selbst schreibt, wieviel Freunde er verliert, falls er mit den „Belustigungen" aufhöre, und wie sehr man ihren Beschluß bedauern wird.

Bissig und unsachlich wie immer künden die „Freymüthigen Nachrichten" der Schweizer am 2. März 1742 das Ende der viel befehdeten Monatsschrift an[1]):

> Die Göttin Eris hat endlich ihren Endzweck erreichet, nachdem sie den Zankapfel unter die Belustiger geworffen; die Gesellschaft hat sich getrennet, und die beliebten Belustigungen haben den fatalen Zeitpunct ihrer Endschaft mit dem Brachmonat erreichet. Verschiedene Umstände haben zu diesem Ende Anlaß gegeben, welche zu erzehlen wir eben keine Lust haben, ob uns gleich die Haupturſachen davon bekannt sind. Sobald in einer Gesellschaft ein jeder das Oberhaupt seyn, und an der Regierung mit gleichem Ansehn und Einsicht Antheil haben will, so ist ihre Trennung nicht mehr weit. Vielleicht ist es so mit den Belustigern ergangen. Die Mitglieder haben an der Wahl der Stücke gleichen Antheil haben wollen, und manche Kleinigkeit höher getrieben, als sie es würdig gewesen. Und da der Herr Sammler nicht einem jeden so geneigt und willfährig seyn können, so haben sie sich von ihm getrennet. Vielleicht hat zu ihrer Endschaft auch etwas beygetragen, daß ein anderer Buchhändler seit langer Zeit die Belustigungen mit andern Augen angesehen hat, als das zehnte Gebot erlaubet.

So viel war also von den Vorgängen unter den Belustigern und von ihrer Abzweigung in die Öffentlichkeit gedrungen.

Schwabe begann nach dieser von lautem Streit erfüllten Periode seines Daseins ein stilles, zurückgezogenes Gelehrtenleben. An die

[1]) Freymüthige Nachrichten 1746, 9. St., S. 68.

ruhmvolle, bewegte Zeit seiner Redakteurtätigkeit für die „Belustigungen" mag er aber mit Wehmut zurückgedacht haben, als er dreißig Jahre später in das Stammbuch eines gewissen Johann Heinrich Söermann aus Danzig die Worte schrieb:

Hoc est
Vivere bis, vita posse priore frui.

C. Die Bedeutung der „Belustigungen" für ihre Zeit.

Das erste Erscheinen der „Belustigungen" hatte auf das Literaten- und Laienpublikum ihrer Zeit überraschend gewirkt. In der Tat sah man darin etwas Neues. Man rechnete das Schwabesche Journal nicht zu den althergebrachten Wochenschriften, wie schon daraus hervorgeht, daß das im elften Bande des „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" veröffentlichte „Verzeichniß der in deutscher Sprache herausgekommenen sittlichen Wochenschriften" die „Belustigungen" nicht mit aufzählt, während sie in späteren Registern mit Recht darunter angeführt werden.

Und trotzdem waren die „Belustigungen" in den ersten drei Jahren ihres Bestehens ohne Nachahmungen geblieben. Wir wissen aber, daß die Verlagsbuchhändler Sauermann, Martini und andere schon lange das Ende des Schwabeschen Journals erwarteten. Daß nichtsdestoweniger die „Belustigungen" so lange unbestritten das Feld behaupteten, kann demnach als der beste Beweis dafür angesehen werden, wie durchschlagend und andauernd ihr Erfolg gewesen ist. Erst als der Bremer Verleger ihre besten Mitarbeiter für ein neues Unternehmen gewonnen hatte, entschloß er sich, dem Leipziger Buchhändler die Spitze zu bieten. Damit bestätigt sich ein gewisser Mangel an Selbstvertrauen in anderen Literatenkreisen, die nicht wagten, eine wenigstens ebenbürtige, gleichwertige Sammelzeitschrift zu verfassen. Das meint wohl auch Christlob Mylius, wenn er das erste Stück der „Bremer Beiträge" also ankündigt[1]):

> Wir haben uns gewundert, daß sich so lange Zeit niemand unter den Deutschen durch die Belustigungen zur Eifersucht bewegen lassen, eine gleiche Sammlung von sinnreichen und muntern Aufsätzen heraus zu geben. Endlich zeigen die Niedersachsen, daß sie auf den Ruhm der Obersachsen auf eine rühmliche Weise eifersüchtig sind.

[1]) Hallische Bemühungen, Bd. II, St. 11, S. 242.

Dadurch, daß Sauermann die „Neuen Beyträge" erscheinen ließ, war der Bann gebrochen, alle Vorrechte der Schwabeschen „Belustigungen" plötzlich erloschen und der Konkurrenz Tür und Tor geöffnet. Mit einem Schlage erschienen in Dresden, Leipzig und Hamburg Belustigungen und Ergötzungen aller Art.

Zunächst blieb der Verlag Breitkopfs selbst mit einer neuen Monatsschrift auf dem Plan, nämlich mit den „Ergetzungen der Vernünftigen Seele aus der Sittenlehre und der Gelehrsamkeit überhaupt"[1]), deren erstes Stück sofort noch im Juli 1745 herausgegeben wurde. Zwar lehnt der anonyme Leiter, Johann Heinrich Justi, ein Mitarbeiter des Gottschedschen „Büchersaals", den Verdacht ab, daß die vier Verfasser der „Ergetzungen" frühere Mitarbeiter der „Belustigungen" gewesen seien, oder daß Breitkopf das Schwabesche Journal nur unter einem anderen Titel fortsetzen wolle, bittet die Leser sogar inständig, sie nicht für die Belustiger zu halten; aber Mylius hatte ganz recht, wenn er in den „Bemühungen"[2]) bissig versicherte, daß die nur einigermaßen gescheuten Leser auch ohne diese Bitte niemals die ehemaligen Verfasser der „Belustigungen" mit den Herausgebern der „Ergetzungen" verwechseln würden. Jedoch scheint Justi ungemein viel daran gelegen zu haben, die Unterschiede der beiden Monatsschriften recht scharf hervorzuheben. Deshalb will er keine poetischen Abhandlungen aufnehmen, und zwar unter dem recht unhaltbaren Vorwande, daß Liebhaber und Gegner der Dichtkunst geradeso wie der größte Teil des schönen Geschlechts die meisten Gedichte in den Monatsschriften zu überschlagen pflegten, wenn sie ungefähr zehn Zeilen gelesen hätten. Mit dem gleichen Rechte konnte Mylius in seiner geharnischten Besprechung der Vorrede Justis das Gegenteil behaupten. Nur Fabeln und kleine feurige Oden sollen veröffentlicht werden, doch dürfen sie, wie man verständnislos fordert, im Druck nicht über zwei Oktavseiten ausmachen; der Inhalt der Verse soll vorher in ungebundener Rede abgehandelt und das Gedicht „gleichsam zur Erläuterung" beigefügt werden.

Mit diesen Auffassungen tat man gegenüber den „Belustigungen" im Grunde genommen einen Schritt rückwärts in die Nähe der moralischen Wochenschriften. Indessen bleiben die durch Schwabes

---

[1]) Es erschienen von Juli 1745 bis Mai 1749 sechs Bände zu je sechs Stücken. [2]) Hallische Bemühungen, Bd. II, St. 13, S. 438.

Monatshefte erreichten Errungenſchaften doch in ihrem Rechte. In den nüchternen pädagogiſchen Ton, wie ihn die meiſten früheren Sittenſchriften angeſchlagen hatten, fallen die „Ergetzungen“ denn doch nicht wieder zurück[1]). Der Vorgang iſt eher der, daß man die in den „Beluſtigungen“ noch vereinten, aber in immer ſtärkeren Widerſpruch geratenen Elemente der freien dichteriſchen Produktion und der moraliſchen Pädagogik hier noch halb unbewußt zu trennen ſucht, geradeſo wie Gottſched der Vermiſchung äſthetiſcher Kritik und poſitiver Produktion, die in ſeinen moraliſchen Wochenſchriften noch beſtand, ein Ende machte. Indeſſen laſſen ſich dieſe Vorgänge noch nach einer anderen Richtung verfolgen. Wie Juſti in den „Ergetzungen“ den moraliſchen Abhandlungen ein Übergewicht einräumte, ſo hatten die Halliſchen „Bemühungen“ vorwiegend einen polemiſch-kritiſchen Charakter angenommen, und den naturwiſſenſchaftlichen Intereſſen, die in den beiden letzten Bänden der „Beluſtigungen“ noch friedlich neben lyriſchen und dramatiſchen Schöpfungen Platz gefunden hatten, wird jetzt von Mylius eine eigene neue Zufluchtsſtätte bereitet, indem er 1745 ſeinen „Freygeiſt“ herausgab, an dem auch Käſtner mitarbeitete[2]), ferner 1747 bis 1748 eine phyſikaliſche Wochenſchrift „Der Naturforſcher“ verfaßte und noch 1751 in Berlin die bis 1757 beſtehenden „Phyſikaliſchen Beluſtigungen“ begründete. Auch andere Gebiete begann man jetzt von dem der rein dichteriſchen Produktion abzutrennen; ſo hatten Cramer und Mylius ſchon ſeit 1744 in Leipzig ihre „Philoſophiſchen Unterſuchungen und Nachrichten von einigen Liebhabern der Wahrheit“[3]) veröffentlicht, wie der Titel verrät, im Dienſte der Alethophilen,

---

[1]) Man vergleiche hierfür nur die Schilderungen, die Juſti in der Vorrede zu den „Ergetzungen“ von ſeinen drei Mitarbeitern gibt. Von dem einen heißt es S. 8: „Die andre Perſon iſt ein Mann, der in den ſogenannten ſchönen Wiſſenſchaften eine große Vollkommenheit erlangt, und ſich zugleich eine richtige Kenntniß der Welt erworben hat. Seine muntre Seele neiget zum Scherz, und dieſerhalb iſt er in allen Geſellſchaften überaus beliebt. Das Frauenzimmer leidet ihn ungemein gerne, ungeachtet ſie ſelbſt vornehmlich der Stoff ſeiner Spöttereyen und ſeines Scherzes werden. . . . . Er wird muntre und ſcherzhafte Abhandlungen ſchreiben; und es iſt zu vermuthen, daß er auch in ſeinen Schriften die Schwachheiten des ſchönen Geſchlechts nicht verſchonen werde.“ [2]) Der Freygeiſt, 1745, Leipzig bei Crull. 41. und 42. Blatt: „Lob der Freygeiſterei“ von A. G. Käſtner. [3]) Schwabes „Brevis Notitia“ nennt ausdrücklich auf Seite 111 als Verfaſſer der „Philoſophiſchen Unterſuchungen“ M. Johann Andreas Cramer und Chriſtlob Mylius.

und Cramer edierte unter Beihilfe Giſekes und Adolf Schlegels eine „Sammlung zur Kirchengeſchichte und theologiſchen Gelehrſamkeit“ [1]) von 1748 bis 1752. So vollzog ſich alſo dieſe ſeit Gottſcheds Zeiten mit den „Critiſchen Beyträgen“ und den „Beluſtigungen“ begonnene Spaltung des Journalismus, die jetzt zu den eben genannten und anderen erſten Fachzeitſchriften führte.

Indeſſen fehlt es auch nicht an Neugründungen, die ſich in Form und Inhalt ganz an die „Beluſtigungen“ anſchloſſen. Dahin gehören vor allem die ſeit dem Juli 1745 im Verlag von Johann Adolf Martini zu Hamburg und Leipzig erſchienenen „Neuen Beluſtigungen des Gemüths“, die ſich geradezu als eine Fortſetzung der alten „Beluſtigungen“ aufſpielten. Der Herausgeber war Nicolaus Chriſtian Naumann, nicht etwa Gleim, wie Kleiſt vermutete. Die Vorrede iſt unterſchrieben: Dresden, den letzten Mertz, 1745. Das darin aufgeſtellte Programm iſt das gleiche wie das der „Beluſtigungen“ Schwabes, verſpricht aber, ähnlich den „Bremer Beiträgen“, die Geduld der Leſer durch keine kritiſchen Klag- und Verteidigungsſchriften auf die Probe zu ſtellen. Dieſer Parteiloſigkeit angemeſſen finden ſich denn Sendſchreiben an Haller, an Hagedorn, an Gleim und an Gellert, ja ſogar eine poetiſche Epiſtel der Dichtkunſt an Seine Magnifizenz den Herrn Profeſſor Gottſched [2]) und ein Alexandrinerbrief von Opitz, dem Vater der Dichtkunſt, an den Reichsgrafen von Manteufel [3]). Im Dezember 1745 lieſt man ein Huldigungsgedicht „An den Herausgeber der Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes“, aus Jena eingeſchickt und bereits im Chriſtmonat 1744 entſtanden, das den Magiſter Schwabe am Schluß folgendermaßen apoſtrophiert:

Der Wahrheit ferner hold, ſollſt du auch mich nicht ſchonen.
Dein redliches Bemühn wird dir die Nachwelt lohnen.
Und übſt du fernerhin mit Luſt Verſtand und Witz:
So bleibt Germanien der freyen Künſte Sitz.

Aber dabei blieb es nicht. Es werden ſogar einzelne Aufſätze aus der Schwabeſchen Monatsſchrift fortgeſetzt und parodiert. So iſt der „Unterſcheid der männlichen und der weiblichen Schönheit. An den jungen Herrn“ [4]) und das „Schreiben des jungen Herrn von der

[1]) Vgl. Archiv für Litteraturgeſchichte, V, 576. [2]) Neue Beluſtigungen des Gemüths, Hamburg und Leipzig, bei Johann Adolph Martini, Auguſtmonat, S. 112. [3]) Ebenda Herbſtmonat, S. 185. [4]) Ebenda 1. Stück, S. 32.

Mode der Bandſchleifen“ [1]) zweifellos auf Johann Elias Schlegels moraliſche Wochenſchrift „Der junge Herr“ in der erſten Periode der „Beluſtigungen“ zurückzuführen. Ebenſo wird im Auguſt [2]) eine „Parodie der Chloris auf Sylvanders Ode im 7. Bande der Beluſtigungen auf der 557. Seite“ und im Chriſtmonat [3]) eine andere Parodie auf Cramers Ode „Der Ambos“ (VIII. 3. l) unter dem Titel „Der Odendichter. An Herrn Magiſter C.**“ (Cramer) abgedruckt oder im zweiten Stück bereits eine ſcherzhafte Erzählung „Der Mohr. An Herrn Z===ä“, offenbar alſo an Zachariä gerichtet.

Aus all dem verrät ſich das Bemühen Naumanns, den Anſchein zu erwecken, als wären die „Neuen Beluſtigungen des Gemüths“ die eigentliche Fortſetzung der Schwabeſchen Monatsſchrift. So erklärt ſich auch folgende Mitteilung, die ſich in einer Rezenſion der Naumannſchen „Beluſtigungen“ durch die Halliſchen Bemüher findet [4]):

> Wir ſind in einem zuverläſſigen Schreiben, von einigen der geweſenen Mitarbeiter an den Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes, erſuchet worden, diejenigen welche die Schreibart zu unterſcheiden nicht fähig ſind, bey ihrer Ehre, zu verſichern, daß ſie und kein einziger von ihren geweſenen Mitarbeitern, nicht den geringſten Antheil an dieſer Monatſchrift haben, und daß ſie nicht einmal die Ehre haben, die Herren Verfaſſer dieſer neuen Beluſtigungen zu kennen.

Mit dieſer öffentlichen Erklärung war Naumann und ſeinem Verleger das geſchickt eingefädelte Geſchäft verdorben, und nach einem halben Jahr, im Dezember 1745, mußte er die „Neuen Beluſtigungen des Gemüths“ eingehen laſſen, um aber ein Jahr ſpäter mit einer zweiten Monatsſchrift, dem „Liebhaber der ſchönen Wiſſenſchaften“, ans Licht zu treten. Hatte er vorher zwiſchen den „Beluſtigungen“ und den Schweizern zu vermitteln geſucht, ſo will er im „Liebhaber“ außerdem Kritik und Produktion vereinigen, wenn er in ſeiner Vorrede ſagt:

> Die Erfahrung lehret, daß die Deutſchen derjenigen Monathſchriften, die einfach und durch und durch kritiſch ſind, beynahe überdrüſſig zu werden anfangen: Deßwegen ſind wir auf eine wohlgeordnete Vermiſchung der theoretiſchen Stücke mit den practiſchen bedacht geweſen, damit wir die Trockenheit vermeiden.

---

[1]) Neue Beluſtigungen des Gemüths, Hamburg und Leipzig, bei Johann Adolph Martini, 2. Stück, S. 173. [2]) Ebenda 2. Stück, S. 149. [3]) Ebenda 6. Stück, S. 561. [4]) Halliſche Bemühungen, Bd. II, St. 13, S. 448/9.

Aber auch dem „Liebhaber der schönen Wissenschaften" war nur ein kurzes Dasein beschieden; nach einem Jahre ging er ein.

Daneben erschien im Jahre 1746 noch eine ganze Reihe anderer Nachahmungen, so zunächst bei Weidmann in Leipzig sechs Stücke der „Sammlung einiger Schriften zum Zeitvertreib des Geschmacks", als deren Mitarbeiter und Herausgeber Giseke, Gärtner, Adolf Schlegel und andere Belustiger gelten müssen[1]), ferner in Erlangen die „Versuche in den Werken des guten Geschmacks", in Göttingen „Vermischte Beyträge zum Nutzen und Vergnügen", in Hamburg bei G. Christ. Grund „Schriften zum Vergnügen des Geistes" und endlich noch die sonst unbekannten „Sammlungen zu den Belustigungen des Geschmacks". Auch auf die von Mylius und M. Agricola 1747 bei Martini in neun Stücken herausgegebenen „Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüths" sei noch hingewiesen, in denen der junge Lessing seine ersten dichterischen Versuche der Welt vorlegte, die sich aber im übrigen ebensowenig wie die andern Journale von ihrer Stammmutter, den Schwabeschen „Belustigungen", unterscheiden.

Damit ist selbstredend die Zahl der meist sehr kurzlebigen Monatsschriften noch lange nicht erschöpft; man lese nur, was Gleim im November 1746 an Uz schreibt[2]):

> Nun weiß ich schon nichts mehr, das ihrer Aufmerckſamkeit wehrt wäre. Denn von den vielen Monathsſchriften, die, wie Ungeziefer, aus allen Verlagswinckeln, hervorbrechen, und das Land mit ungeſalznem Witz, wie mit einem Strohm überſchwemmen, kan ich ihnen nichts ſagen. Ich habe meinen Augen verbothen, einen Blick weiter hinein zu thun, nachdem ich ſo oft nichts gefunden habe, das mein Verlangen befriediget hätte.

Ist damit deutlich erwiesen, wie fruchtbar die durch Schwabes „Belustigungen" zuerst dargebotenen Anregungen auf die Weiterentwicklung des Journalismus eingewirkt haben, so kann diese Tatsache noch nach einer andern Seite hin erweitert werden. Es ist bei den bisher genannten Monatsschriften, die unmittelbar den „Belustigungen" nachgeahmt sind, vielleicht schon aufgefallen, daß sich ihre Herausgeber und Mitarbeiter häufig aus alten Belustigern rekrutierten. Diese Beobachtung gewinnt noch an Sicherheit, wenn man ein anderes Gebiet des Journalismus, nämlich die moralischen Wochenschriften, heranzieht. Die meisten bedeutenderen Mitarbeiter der „Belustigungen" haben, nachdem sie unter Schwabes Leitung

[1]) Vgl. Archiv für Litteraturgeschichte, V, 41. [2]) Schüddekopf, Briefwechsel zw. Gleim und Uz, S. 130.

die ersten Versuche gemacht hatten, ihre eigene Kraft erprobt und selbständig eine oder mehrere moralische Wochenschriften herausgegeben. Ich will dabei von Mylius, dem geborenen Journalisten, ganz absehen, der allein außer den Hallischen „Bemühungen" und den „Philosophischen Untersuchungen" seinen Zeitgenossen fünf Wochenschriften beschert hat, von denen mehrere, wenigstens die naturwissenschaftlichen, schon genannt wurden. Aber auch andere alte Beluſtiger sind neben ihm auf diesem Gebiete vertreten, so Johann Andreas Cramer mit dem moralisch-satirischen Wochenblatt „Der Schutzgeist" und seinem erst 1758 begonnenen „Nordischen Aufseher", ebenso Johann Elias Schlegel mit einer moralischen Wochenschrift „Der Fremde", die er seit 1745 in Kopenhagen schrieb. Auch Chr. J. Sucro mit dem „Druiden" und Conrad Arnold Schmidt mit dem „Müßigen" wären noch hier zu nennen. Giseke, Gärtner und A. Schlegel gaben gemeinschaftlich die schon einmal erwähnte „Sammlung einiger Schriften zum Zeitvertreibe des Geschmacks" heraus, während sich Ebert, Cramer, Rabener und andere Beluſtiger zur Gründung des „Jünglings" zusammentaten. Anderseits arbeiteten A. Schlegel und Käſtner am „Hamburgischen Korrespondenten", J. M. Herbart, El. Friedr. Schmersahl, Heinrich Johann Carstens, M. Ibbeken und J. F. Bolte eifrig an der „Hamburgischen vermischten Bibliothek" mit, so daß wohl auch diese Tätigkeit für andere Zeitungen als Frucht der „Beluſtigungen" in gewisser Beziehung mit angesehen werden kann. Die Aufsätze und Wochenschriften der alten Beluſtiger behielten immer etwas von dem fortschrittlichen Charakter der von Schwabe gesammelten und für sie in vieler Hinsicht vorbildlichen Abhandlungen und Gedichte. Sie sanken nicht so leicht auf die Stufe des in den dreißiger Jahren gepflegten inhaltlich wie formell trockenen Moralisierens zurück. Hagedorns Lebensluſt und sonnige Heiterkeit, Rabeners oder Käſtners gutmütige Satire, Gellerts gemütliche Geschwätzigkeit waren nicht spurlos vorübergegangen; die Beluſtiger und Bremer Beiträger sorgten für ihr Fortleben und übertrugen die Lebhaftigkeit der ihnen vertrauten bunten Farben auf das nüchterne graue Einerlei des moralischen Zeitungswesens, so daß man die von ihnen begründeten Wochenschriften weit über den Durchschnitt stellen muß, wie sie denn auch eher die Bezeichnung „moralisch-satyrisch" beanspruchen müssen, und Cramer wenigstens seinen „Schutzgeist" mit Recht so benannt hat.

Ist damit ein bedeutungsvoller Einfluß der „Beluſtigungen"

auf den zeitgenössischen Journalismus zu erkennen, so muß anderseits die Wichtigkeit der Schwabeschen Zeitschrift für das Literaten- und Laienpublikum jener Jahre hervorgehoben werden. Denn zweierlei Verdienste werden den „Belustigungen" von früheren Mitarbeitern wie Cramer, Adolf Schlegel und anderen, aber auch von unbeteiligten Personen noch in späteren Jahren hoch angerechnet: einmal, daß sie durch ihre Mannigfaltigkeit sehr viel zur Ausbreitung der Lust zum Lesen angenehmer und nützlicher Schriften beitrugen[1]), zum andern, daß sie vorurteilslos jungen guten Köpfen, mochten sie auch unbekannt sein, Gelegenheit geboten hatten, mit ihren ersten poetischen und prosaischen Versuchen an die Öffentlichkeit zu treten, kurz, daß sie den Eifer der deutschen Leser und Schriftsteller vermehrt hatten.

Zweifellos hatte es bis zu ihrem Erscheinen an einem solchen Organ vollkommen gefehlt. So verwundert es nicht weiter, daß die „Belustigungen" für viele die Wiege des Ruhmes geworden sind; Gellert, Rabener, Kästner, Adolf und Elias Schlegel, Mylius, Cramer, Kleist und Uz, sie alle und noch viele andere haben sich hier zum ersten Male mit ihren poetischen Versuchen den Zeitgenossen vorgestellt. Dazu kam, daß die handliche und bequeme Form des monatlichen Erscheinens in einem dünnen, sechs Bogen starken Heftchen diesen jungen Autoren einen stärkeren Eingang und Erfolg bei dem Leserkreis verschaffte, als sie durch Herausgabe eines eigenen Sammelbandes jemals erreicht hätten. Denn gerade die Mannigfaltigkeit der Beiträge ließ das Interesse der Leser nicht so leicht ermüden und lehrte sie gleichzeitig im engen Rahmen Wertvolles von Wertlosem unterscheiden. Und was J. A. Cramer von Gellert erzählt, daß man in jedem neuen Stücke zuerst nachsah, ob eine Fabel oder Erzählung von ihm darin wäre, daß man sie las und wieder las und auswendig lernte, daß der Beifall, den man ihm gab, von einem Monate zum andern allgemeiner wurde, war eben durch die Erscheinungsform der „Belustigungen" ermöglicht. Was von Gellerts Fabeln und Erzählungen gesagt wird, hat sicher auch für andere Verfasser eine ähnliche Geltung; gewiß haben Elias Schlegels anakreontische Liedchen, Kästners Lehrgedichte oder Cramers und Gärtners Oden ebenso ihre Liebhaber unter den Lesern und Leserinnen gefunden wie die naturwissenschaftlichen Abhandlungen

[1]) Vgl. C. F. Gellerts Sämmtl. Schriften 10. Thl. S. 38.

unter den Fachleuten. Die Debatten, die ſich an manche Aufſätze anſchloſſen, oder die Nachahmungen, die das eine oder andere Gedicht fand, können beweiſen, wie das Erſcheinen der „Beluſtigungen“ in monatlichen Abſtänden den Leſern Zeit zur genaueren Lektüre der Blätter ließ und den Literaten Gelegenheit bot, ihre eigenen Gedanken über die angeſchlagenen Themen auszuarbeiten und einzuſenden.

Darin liegt alſo ein zweifellos anerkennenswertes Verdienſt Schwabes und ſeiner Mitarbeiter, daß ſie das Publikum, das der moraliſchen Wochenſchriften allmählich überdrüſſig wurde, wieder an ſich zu feſſeln verſtanden und damit die „Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften“ in der Tat allgemeiner machten, was um ſo ausſichtsloſer geweſen war, da man von vornherein die Schwierigkeiten kannte, auf die man ſtoßen würde, und die Käſtner in ſeinem „Schreiben an den Herausgeber wegen der Unnützlichkeit ſeines Vorhabens“ ſchon im erſten Stück hervorgehoben hatte. Aber bereits in der Vorrede zum zweiten Bande konnte Schwabe mit Genugtuung verſichern, daß die „Beluſtigungen“ unter Gelehrten und Ungelehrten, Geiſtlichen und Weltlichen, Bürgern und Soldaten, Männern und Frauen von verſchiedenſtem Alter und Stande ihre Liebhaber gefunden hätten. Freilich ſprach bei dieſer günſtigen Aufnahme durch die Leſer nicht überall ein rein ſachliches Intereſſe mit; beſonders mag es an der Pleiße in den Bürgerkreiſen üblich geweſen ſein, in allen Satiren Rabeners, Käſtners und Gellerts ſchadenfroh das dahinter ſtehende Modell zu ſuchen oder in den Liebesgedichten neidiſch die angebetete Dame zu erraten. Man findet die Beſtätigung davon in den „Beluſtigungen“ ſelbſt. In einem Sendſchreiben der Beluſtiger an ihren Pflegevater heißt es[1]):

> Zwo Arten von Leuten haben uns bisweilen übel mitgefahren. . . . . Sie meynten in allen Liebesbriefen und Liebesgedichten etwas wollüſtiges, und in allen Stachelſchriften einen Trieb zur Rachgier, und alſo in beyden, Spuren eines laſterhaften Weſens zu finden. . . . . Wenn ihnen nun ja eins von uns zu gefallen ſchien, ſo fragten ſie ſo gleich: Wer iſt dein Vater? Du biſt gewiß dem oder der zu Gefallen hervor getreten? Du biſt unſtreitig dieſem oder jener zum Poſſen zur Welt gekommen? u. ſ. w.

Aber noch eins muß beſonders die Leipziger Philiſter an den „Beluſtigungen“ gereizt haben: nämlich die Chiffren und Anonyma der Verfaſſer zu löſen. Wenn wir folgender Bemerkung Kratzen-

[1]) Beluſtigungen II. 2. b, S. 103/4.

steins Glauben schenken dürfen, müssen sich ganze Gesellschaften oft statt mit Karten- und Schachspiel mit solchen Untersuchungen die Zeit verkürzt haben. Kratzenstein schreibt nämlich einmal[1]):

> Ist es nicht wahr, daß sie, wertheſter Freund, selbst öfters in Gesellschaft gewesen, wo man z. E. von den Belustigungen geredet, daß man gleich die Unterredung auf die Ausforschung dieses oder jenes mit Sternchen bezeichneten Schriftstellers gewendet hat? Man hat gemuthmaßet, man hat gerathen, und man hat endlich eine beruhigende Zufriedenheit spüren lassen, wenn man etwa aus einigen Umständen auf eine gewisse Person wahrscheinlich hat schließen können.

Damit hängt wohl auch folgende allgemeinere Tatsache zusammen: Nachweislich den größten Absatz haben nicht etwa die literarisch wertvollsten, mittleren Bände der „Belustigungen", sondern die drei ersten gefunden, also die Bände der Periode, da man sich so eifrig in den Kampf mit den Schweizern eingelassen hatte. Zweifellos sind sie, wie Kästner einmal feststellt[2]), am begierigsten gelesen worden, als ihre Gegner am gröbsten auf sie schimpften; und nach Schwabes Ansicht haben die „widrigen Urtheile" zu weiter nichts gedient, als daß sie den Abgang der „Belustigungen" nur noch mehr befördert haben[3]). Dazu kam anfangs jedenfalls auch der Reiz der Neuheit, der die Käufer anlockte.

So äußerlich jedoch diese Erfolge waren, die man nur einer gewissen Sensationslust des Publikums zu danken hatte, so wenig blieben sie, wie schon gezeigt, darauf beschränkt. Denn mit welchen unzweckmäßigen Absichten und ungeläuterten Interessen die Leser auch die Monatshefte oft zuerst durchblättert haben mögen, sie vertieften sich doch einmal unwillkürlich in die eine oder andere Abhandlung, in dieses oder jenes Gedicht, gewannen schließlich an der Lektüre Geschmack und griffen zu dem nächsten „Stück" vielleicht schon mit einer edleren Neugier, um darin etwa eine neue Fabel Gellerts oder die Fortsetzung eines komischen Heldengedichts oder sonst eine Dichtung eines bestimmten Verfassers zu suchen. Und viele mögen überhaupt die „Belustigungen" nicht zur angenehmen Zeitkürzung allein aufgeschlagen, sondern darin praktische Belege für Gottscheds kritische Gesetze und Vorbilder für das eigene Schaffen gesucht haben. Es ist doch recht bemerkenswert, wenn ein Mann

---

[1]) Belustigungen VI. 1. i, S. 59. [2]) Belustigungen VIII. 6. f, S. 537.
[3]) Belustigungen V. 1. a, Vorrede, Blatt 3.

wie Chriſtian Felix Weiße noch Jahrzehnte darnach in ſeiner Selbſtbiographie bekennt[1]):

> Da auch zu dieſer Zeit durch die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, welche einige junge Gelehrte in Leipzig herausgaben, die deutſche Poeſie und Kritik einen beſſern Gang gewann, und Weiße dieſe Schrift mit großer Begierde und Aufmerkſamkeit las, ſo kam er doch nicht ohne alle Bildung und Vorbereitung zu Oſtern 1745 auf die Univerſität Leipzig.

Aber nicht nur für die Verbreitung von Bildung und Geſchmack in Laienkreiſen ſind die „Beluſtigungen" von großem Einfluß geweſen, ſondern ſie haben auch unmittelbar anregend auf das dichteriſche Schaffen der Zeitgenoſſen eingewirkt. Gewiß, man hatte an Gottſcheds „Critiſcher Dichtkunſt" ein Lehrbuch in den Händen, das mechaniſch genug darüber Auskunft gab, wie man Gedichte jeder Art „machte" oder „verfertigte"; aber was wollten alle Regeln und Geſetze neben den lebendigen Vorbildern praktiſcher Produktion bedeuten? In den „Beluſtigungen" hingegen konnte man finden, was man bis dahin vergebens geſucht hatte, beſonders poſitive Proben von den kleineren, leichteren Dichtungsarten, in denen ſich Anfänger zuerſt zu verſuchen pflegen, Erzählungen, Fabeln, anakreontiſche Lieder, Schäfergedichte, Epigramme und ähnliches. Es ließe ſich leicht im einzelnen nachweiſen, wie ſich in beſtimmten Dichtungsarten, die zunächſt nur von einem der Stammmitarbeiter gepflegt werden, nach und nach auch andere Beiträger oder gelegentliche Einſender verſucht haben. Deutlich iſt dieſer Vorgang bei den Fabeln und poetiſchen Erzählungen zu beobachten. Während Gellert ſich anfangs auf dieſem Gebiete allein betätigt hat, findet er allmählich eine immer größere Zahl Nachahmer, ſo bei den Erzählungen in Verſen Adolf Schlegel und Cramer, bei den Fabeln Sucro, Schwabe, Elias und Adolf Schlegel, Cramer, Käſtner, aber auch unbekanntere wie Carſted, Frommann, G. von Holzendorf oder J. J. von Kreuzberg. Als Verfaſſer von anakreontiſchen Dichtungen kommt Elias Schlegel in den erſten Bänden beinahe allein in Betracht; bald aber ſtellen ſich ihm Zernitz, Straube, Käſtner, Gärtner, Holzendorf und andere an die Seite. Ähnliches gilt für die Schäferdichtung und das komiſche Heldengedicht; bei letzterem zeigt ſich ſogar ganz offenkundig, wie eines auf die Anregungen des anderen zurückzuführen iſt. Wird doch manche Dichtung, obwohl ſie dem

[1]) Chriſtian Felix Weißens Selbſtbiographie, Leipzig 1806, S. 10.

Herausgeber nicht gerade sonderlich gefallen hat, nur zur Aufmunterung des Verfassers oder anderer scharfsinnigen Geister, etwas Besseres zu liefern, von Schwabe abgedruckt. Damit ist also ausdrücklich zugestanden, daß man die witzigen Köpfe Deutschlands zu einer Art gemeinsamen dichterischen Wettkampfes herausfordern will. Darin ist unbedingt ein zweites großes Verdienst der „Belustigungen" zu sehen, daß durch das Gebotene die jungen Schriftsteller zur Nachahmung und zum selbständigen Schaffen angespornt und daß dadurch zum ersten Male Gebiete angebaut wurden, die bisher brachgelegen oder nur wenig gepflegt waren, während man anderes, wie die Gelegenheitspoesie, mehr und mehr seinem Schicksal überließ.

Es ist kein Zufall und bezeugt uns die Beliebtheit der Belustiger auch nach dieser Seite hin, wenn für die Kompositionen Johann Friedrich Gräfes und anderer in der „Sammlung verschiedener und auserlesener Oden, zu welchen von den berühmtesten Meistern in der Musik eigene Melodeyen verfertiget worden", die 1737 bis 1743 in Halle erschien, nicht weniger als zwölf Mitarbeiter der „Belustigungen" die Liedertexte geschrieben haben, unter denen drei Gedichte von Pitschel, Kästner und Elias Schlegel der Schwabeschen Monatsschrift selbst entnommen sind [1]).

Nachdem bisher die äußere Bedeutung der „Belustigungen" für die Weiterentwicklung des Journalismus und ihre Wirkung auf die Laien und Literaten ihrer Zeit, soweit uns dies heute überhaupt noch möglich ist, beleuchtet wurde, soll nun im folgenden zusammenfassend die Frage aufgeworfen werden, worin der in den „Belustigungen" erreichte Fortschritt innerhalb der Literatur jenes Jahrzehntes besteht. Denn fraglos ist die Schwabesche Monatsschrift in den Jahren 1741 bis 1745 einer ihrer Hauptträger gewesen.

Nach dem, was im einleitenden Teil meiner Darstellung über die journalistischen Strömungen vor der Begründung der Schwabeschen Zeitschrift gesagt worden war, kann es nicht wundernehmen, daß die „Belustigungen" noch tief in den moralischen Wochenschriften wurzeln, aus denen sie ja hervorgewachsen waren. Hier wie dort gilt als unumstößliches Hauptziel, die Wahrheiten der Philosophie

[1]) Geschichte des deutschen Liedes im XVIII. Jahrhundert von E. O. Lindner. Leipzig 1871. — Die drei komponierten Lieder aus den Belustigungen sind I. 5. c, I. 6. d, VIII. 1. e.

und der Moral den unſtudierten Leuten begreiflich zu machen. Was man dort in trockener proſaiſcher Lehrhaftigkeit verſucht hatte, das beginnt man hier in neue, abwechſlungsreiche Formen zu kleiden, ohne daß man doch imſtande geweſen wäre, die pädagogiſchen Abhandlungen bereits vollkommen zu verdrängen. Denn in den Monatsſtücken findet ſich noch eine anſehnliche Fülle von Aufſätzen, die ebenſo in einem der beſſeren moraliſchen Wochenblätter hätten ſtehen können. Stofflich kommt man nur in den ſeltenſten Fällen zu einer Erweiterung. Die Aufklärung des Volkes im weiteſten Sinne bleibt immer noch beherrſchend im Mittelpunkte ſtehen, ob man ſich nun gegen franzöſiſche Modeeinflüſſe, gegen literariſche Auswüchſe, gegen die in akademiſchen oder bürgerlichen Kreiſen herrſchenden Unſitten wendet oder für die deutſche Sprache und Literatur, für Freundſchaft und ihre Pflichten, für die Genüſſe des Landlebens und ähnliches eintritt. Auch alle die zahlreichen naturwiſſenſchaftlichen, mathematiſchen, mediziniſchen und philoſophiſchen Abhandlungen haben letzten Endes keinen anderen Zweck, als im Sinne der damaligen Modephiloſophie Chriſtian Wolffs für Aufklärung und Bildung gegen Aberglauben und Barbarei zu kämpfen. Innerhalb dieſer Gebiete hatten aber auch ſchon die „Vernünftigen Tadlerinnen", der „Biedermann", die „Discourſe", der „Patriot" und andere Wochenſchriften zumeiſt ihre Aufgaben und Themen gefunden.

Am deutlichſten aber verrät ſich der innere Zuſammenhang der „Beluſtigungen" mit den moraliſchen Blättern in ihrer Stellung zum weiblichen Geſchlecht. Der Gedanke, ſich an die Frauen zu wenden, auch für ihren Sitten- und Bildungsunterricht zu ſorgen, iſt ſo alt wie der moraliſche Journalismus ſelbſt. Käſtner hatte in ſeinem Warnungsſchreiben[1]) an Schwabe ausdrücklich zugeſtanden, daß die Frauen wohl als die einzigen nach der neuen Monatsſchrift greifen möchten, doch würden ſie daran von ihren Männern und Verehrern gehindert werden, die Unſchuld und Dummheit für einerlei hielten und ihnen alſo nicht geſtatten würden, ein aufgewecktes Buch zu leſen, damit das Frauenzimmer unwiſſend bleibe. Trotz dieſer unerfreulichen Ausſichten wagt man nicht nur Beiträge von Frauen wie von der Gottſchedin, der Ziegler[2]), von Dorothea Furk und

[1]) Beluſtigungen I. 1. b, S. 24. [2]) Daß auch Marianne von Ziegler Mitarbeiterin war, geht aus Pitſchels Gedicht „Herrn Sehrklugs Urtheil abgelehnt" (II. 5. p, S. 480) hervor.

andern aufzunehmen, sondern unterfängt sich sogar, eine sehr große Anzahl ausschließlich für das weibliche Geschlecht bestimmter Stücke ernsten und satirischen Charakters zu veröffentlichen[1]). Da finden sich zunächst eine Unmenge fingierter Briefe „an ein Frauenzimmer, welches begehrte, unter die Sterne versetzt zu werden" oder „an ein paar Frauenzimmer, welche ein Liebeslied verlangen"; ferner wird der freundschaftliche Briefwechsel zwischen Sylvander und Calliste abgedruckt, oder Kästner und Steinauer handeln als Phyllis und German die Frage ab, warum man dem schönen Geschlecht nur in einer artigen Kleidung gefiele. Da wird die gelehrte Jungfer Thomasius aus Nürnberg in einem Epigramm verspottet, da verlangt die kluge, geistvolle Cynthia von ihrem ungeschickten Liebhaber eine ähnlich treffliche Dichtung, wie sie ihr Günther aus dem Reiche der Toten zugeschickt habe, oder Kästner erteilt einem Frauenzimmer in satirischem Ton eine Nachricht von einigen Gedichtarten. Ein andermal wird die moderne Schöne mit einer alten Germanin verglichen, oder Julia und Leonore unterreden sich, ob ein Frauenzimmer seine Bekanntschaft mit den Mannspersonen verbergen soll. Aber sicher vermochten auch manche der Satiren Rabeners oder der Fabeln Gellerts, die modische Narrheiten der Frauen, ihre Putzsucht, Eifersucht, Untreue und Klatschsucht geißelten, oder die anakreontischen Liedchen Schlegels und Straubes, die Wein und Weib verherrlichten, oder auch die Schäferdichtungen und Oden, die einer Phyllis oder Doris huldigten, die Neugier und das Interesse der Damen zu erregen, die sich geschmeichelt fühlten, wenn irgendeiner ihrer Kavaliere ihnen vorlog, er habe sie als Calliste oder Chloris in den „Belustigungen" angesungen.

Auch dieses Stoffgebiet ist also durchaus traditionell und eine Erbschaft der moralischen Wochenschriften. Aber wie man mit ihr zu wuchern verstand, darin liegt eben der Fortschritt. Was man an Neuem bot, beschränkt sich in der Hauptsache auf das Formelle der Einkleidung und der Sprache. Gewiß waren auch die vielen fingierten Briefe noch eine Überlieferung der Wochenblätter, sie verfolgten aber jetzt weniger als früher den Zweck, neue Themata anzuregen oder die Leser zu wirklichen Zuschriften aufzumuntern, sondern dienten mehr und mehr, wie auch die poetischen Episteln,

---

[1]) Vgl. Hugo Lachmannski, Die deutschen Frauenzeitschriften des 18. Jahrhunderts. Berlin 1900. S. 23 ff.

als ein bequemes Vortragsmittel für irgendwelche satirisch-moralische Belehrungen.

Die beiden wichtigsten neuen Formen aber, unter denen man in den „Belustigungen" den alten Zielen der Wochenschriften weiter nachging, waren Fabel und Satire, als deren bedeutendste Vertreter Gellert und Rabener gelten müssen. Wie man Gellerts Fabeln die Frucht der Wochenschriftensaat genannt hat, ebenso gewiß trifft die Bezeichnung der Rabenerschen Satiren als Spitze der moralischen Sittenschriften zu. Die unmittelbaren Einflüsse der englischen und deutschen Wochenschriften auf Gellerts Fabelstoffe sowie auch auf Rabeners Satiren sind verschiedentlich nachgewiesen worden.

Man lese nur einmal Gottscheds Rezept für die Fabeldichtung, das auch für Gellert zeitlebens mustergültig geblieben ist, im vierten Kapitel der „Critischen Dichtkunst", wo es heißt:

> Zu allererst wähle man sich einen lehrreichen moralischen Satz, der in dem ganzen Gedichte zum Grunde liegen soll, nach Beschaffenheit der Absichten, die man sich zu erlangen, vorgenommen. Hierzu ersinne man sich eine ganz allgemeine Begebenheit, worinn eine Handlung vorkömmt, daran dieser erwählte Lehrsatz sehr augenscheinlich in die Sinne fällt.

Oder man lese folgende Auffassung Rabeners in seinem Aufsatz „Ueber die Zulässigkeit der Satire und deren Einrichtung", der zuerst in den „Belustigungen" erschienen ist und geradezu als ein Auszug der Gesamtgesinnung aller Mitarbeiter über den Wert und die Absichten alles dichterischen Schaffens gelten kann[1]):

> Wenn ich zum Harpax sagen wollte: schämest du dich nicht, du Geizhals, daß du mit so ängstlicher Sorge, mit so ungerechten Händen, unter so vielem Seufzen der Armen, eine Hand voll Erde, ein beschwerliches, ein vergängliches Gut an dich zu bringen suchest, welches du doch in der Welt lassen mußt, welches dir dein Leben kummervoll, und den Tod erschrecklich machet! was meynest du wohl, daß dieses beym Harpax für Eindruck schaffen dürfte? Spräche ich: bedenke doch, Harpax, was du thust! der Geiz ist ja eine Wurzel alles Uebels, und die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke, und viel thörichte und schädliche Lüste, welche die Menschen ins Verderben, und Verdammniß versenken! Ja, ja, würde Harpax sprechen, unser Pfarrer sagte es am Sonntage auch. Er würde gähnen, und dieses wäre der ganze Nutzen von meiner Sittenlehre. Erzähle ihm aber die Fabel vom kranken Hunde, welcher nur um deßwillen bey seinem Sterben unruhig und ängstlich ist, weil er die verscharrten Beine nicht noch vor seinem Ende fressen, oder mit sich nehmen soll, welcher gegen seinen vertrautsten Freund argwöhnisch ist, welcher sich seine besten Knochen

[1]) Belustigungen III. 2. b, S. 101/102.

herzuschleppen läßt, um solche wenigstens noch einmal anzuriechen, welcher mitten unter Seufzern und Gelübden für ein längeres Leben seine geizige Seele von sich bläst; erzähle ihm, sage ich, diese Fabel; was gilts, Harpax wird sich schämen, und wenigstens eine innerliche Ueberzeugung empfinden, daß seine Leidenschaft thörigt ist.

Gilt diese Auffassung insonderheit für Fabel und Satire, so trifft sie doch in ihrem Kernpunkt auch für andere Dichtungsarten zu. Cramer mit seinen Oden, Kästner mit seinen Lehrgedichten, Straube mit seinen Schäfererzählungen wollten letzten Endes eben auch nur bessern und unterrichten. Aber gerade dadurch, daß man die pädagogischen Absichten nicht mehr offen verriet, sondern sie hinter neuen, reizvollen Verkleidungen zu verbergen und abwechslungsreich zu gestalten suchte, darin liegt neben dem Bestreben nach gewandter Darstellung der Hauptfortschritt, der mit den „Belustigungen" über die moralischen Wochenschriften hinaus getan worden ist. Mit dem Suchen nach neuen Formen war aber plötzlich der erste Schritt zur positiven künstlerischen Produktion getan, war der Nützlichkeitstendenz der Poesie neuerdings in der Forderung, auch das „Ergötzen" als eine Aufgabe der Dichtkunst anzusehen, ein kräftiger Nebenbuhler erstanden. Während aber die Vereinigung des „delectare" mit dem „prodesse" von den Belustigern noch als oberster Grundsatz alles dichterischen Schaffens anerkannt wurde, begann man zuerst in den kleineren Dichtungsarten, vor allem in den anakreontischen und manchen anderen Oden oder in arkadischen Erzählungen das moralisch-didaktische Element über der Freude an Wein und Mädchen, über dem Genuß der Naturschönheit, über der Sehnsucht, sich in eine ideale Ferne zu versetzen, allmählich und noch völlig unbewußt zu vernachlässigen und bereits zu vergessen.

So sieht man also innerhalb des Schwabeschen Journals moralische Abhandlungen noch ganz im Geschmack der Wochenschriften, ferner populärwissenschaftliche Aufsätze im Dienste der Wolffischen Philosophie und alethophilische Bestrebungen, darüber hinaus satirisch gefärbte Charakterbilder, Erzählungen, Abhandlungen und leicht faßliche Fabeln oder tiefsinnige Lehrgedichte, zuletzt aber auch heitere Oden, Lieder und idyllische Schäferpoesien, kurzum die Glieder einer ganzen Entwicklungsreihe nebeneinander auftauchen. Alles in allem erkennt man eine aus den Fesseln traditioneller Formen und Gedanken allmählich sich loslösende Produktion, die für die Geschichte einzelner Dichtungsarten von größter Bedeutung

wurde. So ſind Gellerts Fabeln, wenn er ſie auch ſelbſt noch überarbeitet hat, und Rabeners Satiren von keinem ihrer Zeitgenoſſen überboten worden; ſo wurde das kleine lyriſche und epiſche Schäfergedicht geradezu vorbildlich angebaut, wie auch Oden und Lehrgedichte einzelner Mitarbeiter, etwa Cramers, Käſtners, Gärtners und der Schlegels, die Kaſualpoeſie Gottſcheds und der Mitglieder der deutſchen Geſellſchaft beträchtlich überragten.

Die Pflege der komiſchen Epopöe iſt von den Beluſtigern nicht allein begonnen, ſondern zugleich auf ihre Höhe geführt worden. Die fünf komiſchen Heldengedichte „Der deutſche Dichterkrieg", „Das Meiſterſpiel im Lomber", „Der Dieb", „Der unglückliche Sturm" und „Der Renommiſte" ſind nicht allein ein Beweis dafür, wie fruchtbar die durch die „Beluſtigungen" dargebotenen Anregungen für das produktive Schaffen der Mitarbeiter geweſen ſind, ſondern bezeugen auch im kleinen, daß ſich in der Schwabeſchen Monatsſchrift und durch ſie tatſächlich eine aufwärtsſtrebende Entwicklung vollzogen hat, die in den drei unterſchiedenen Perioden ja auch äußerlich zum Ausdruck gekommen iſt.

Mochte den Monatsheften noch Gottſcheds Geiſt anhaften, mochte man noch auf äußere Richtigkeit und Zierlichkeit der Form das Hauptgewicht legen, die Phantaſie hatte doch in dem Inhalte freiere Bahn, wenn auch die lang Gebundene zunächſt nur zaghaft die Flügel rührte und ſich in leichten, tändelnden Schrittchen verſuchte. Der Bann war gebrochen, noch ehe die „Neuen Beyträge" erſchienen.

Man hat, wie mir ſcheint, in den meiſten literarhiſtoriſchen Darſtellungen jener Epoche die „Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes" als ein erzgottſchedianiſches Organ verſchrien, um ſie dann zugunſten der „Bremer Beiträge" mit Unrecht herabzuſetzen und ſich damit einer ähnlichen Ungerechtigkeit ſchuldig zu machen wie die beiden Schweizer Kunſtrichter Bodmer und Breitinger.

Unter ſo überwiegendem Einfluß Gottſcheds die erſte Periode der Schwabeſchen Monatsſchrift verlaufen war, ſo parteiiſch ſie ſich in den erſten drei Bänden auf deſſen Seite geſtellt hatte, ſo entſchieden fortſchrittlich und ungottſchediſch verhielten ſich Mitarbeiter und Herausgeber in der folgenden, größtenteils auch noch in der letzten Periode. Offener haben auch die Beiträger nie mit dem Leipziger Diktator gebrochen, ihre Abzweigung war ein äußerer Zufall, an dem die Perſönlichkeit des Redakteurs Schwabe die meiſte

Schuld trifft. Innerlich waren die Beiträger über ihren alten Lehrer nicht weiter hinausgewachsen, als in der Zeit, da sie noch für die „Belustigungen" arbeiteten. Wenn man aber die Loslösung der Bremer Beiträger als das wichtigste Ereignis in dem Streit zwischen Zürich und Leipzig angesehen hat, wenn man ihrer stillen, positiven dichterischen Produktion eine durchgreifendere Wirkung beimißt, als den theoretischen Schriften der Schweizer, wozu man jedenfalls allen Grund hat, so muß man diesen Fortschritt nicht einseitig und falsch seit der Entstehung der „Bremer Beiträge" datieren, sondern muß dabei zurückgreifen auf die Zeit, wo Gärtner und seine Freunde unter Hagedorns und Hallers Einflüssen, unter den Zärtlichkeiten einer aufkeimenden innigen Freundschaft sich zusammenschlossen, ihre besten Kräfte in den Dienst der „Belustigungen" stellten, die sie nach und nach unter ihre Leitung brachten. Die meisten hatten schon vor der Gründung der „Neuen Beyträge" ihre wichtigsten Dichtungen geschrieben, wie Gellert, Rabener, Elias Schlegel, Zachariä, und in den „Belustigungen" die Töne angeschlagen, die manche von ihnen später zwar noch vertieft und ausgebildet, manche aber auch nie wieder überboten haben.

Es ist schon nachgewiesen worden, daß das Programm Gärtners in keinem wesentlichen Punkte über die stillschweigend durchgeführten Absichten der „Belustigungen" während der zweiten Periode ihres Erscheinens hinauskommen konnte und auch gar nicht wollte. Und dieser äußeren Tatsache entspricht der Inhalt, wenn man die beiden Monatsschriften miteinander vergleicht. Es muß natürlich anerkannt werden, daß sich so minderwertige Aufsätze und Gedichte, wie sie häufig von Schwabe aufgenommen wurden, in Gärtners Monatsschrift seltener oder gar nicht finden; dafür sorgte schon die vorsichtige Auswahl dank einer gegenseitig geübten, peinlichen Kritik der Freunde. Aber es dürfte anderseits vergebens sein, in den „Neuen Beyträgen" ein von den Belustigern noch nicht betretenes oder geschautes Neuland zu entdecken. Man hat in folgenden Versen mit Recht das dichterische Glaubensbekenntnis der Freunde gesehen [1]):

Der Gottheit Herold sein; der Tugend Ruhm erheben
Dem Schweren unsrer Pflicht ein reizend Ansehn geben:
Das unerforschte Herz und Triebe, die uns fliehn,
Mit glücklicher Gewalt aus ihren Klüften ziehn,

[1]) Danzel, Gottsched und seine Zeit, S. 256.

Das Volk das irre geht, vom falſchen Wahn entfernen,
Nach ſichern Zwecken gehn und edler denken lernen,
In weiſen Lob und Schimpf ermuntern und erbau'n,
Geſchmack und Kunſt verſtehn und auf die Nachwelt ſchau'n:
Dieß muß ein Dichter thun, den Recht und Einſicht adeln
Den die Vernunft erhöht und blinde Schüler tadeln.

Indeſſen hätten dieſe Verſe ebenſogut in den „Beluſtigungen" ſtehen können. Daß aber die erſten drei Geſänge des „Meſſias" in den „Bremer Beiträgen" erſchienen ſind und Klopſtock zu den Freunden in innigen Beziehungen geſtanden hat, iſt doch nur einer mehr zufälligen Veranlaſſung zu danken. Man kennt ja die Bedenken, die man gegen die Dichtung des ſeraphiſchen Sängers hatte; man weiß, daß ſich die Beiträger erſt bei Hagedorn und dann bei Bodmer Rats erbaten, ehe ſie die Geſänge abdruckten, an denen ſie vorher noch herumgefeilt und geſtrichen haben, wie Schwabe einſt in ihren Dichtungen. Ja, es ſteht ſogar feſt, daß ſie ſpäter ihre Veröffentlichung arg bereuten. Soweit blieben ſie eben Gottſcheds Schüler und Beluſtiger, und darüber ſind die meiſten auch zeitlebens nie hinausgekommen.

Exkurse.

1.

Die meisten Mitarbeiter der „Belustigungen“ sind bekannt. Über Theodor Lebrecht Pitschel und Gottlob Benjamin Straube mögen einige dürftige Nachrichten, denn nur solche liegen vor, gegeben werden.

Theodor Lebrecht Pitschel ist 1716 zu Tautenburg im Vogtland geboren, wo sein Vater Prediger war; mit dreizehn Jahren kam er nach Schulpforta, 1735 nach Leipzig, um Theologie zu studieren. Zu Gottsched scheint er bald in engere Beziehungen getreten zu sein. So schickte der Professor am 26. Januar 1740 ein handschriftliches Gedicht Pitschels, die „Uebersetzung von der Stachelschrift des Simon Streius wider die Gegner der Cryptocalvinianer“ an den Grafen Manteufel; im September 1740 bot ihm Gottsched die Stelle eines Amanuensis in der Redaktion der seit 1736 bei Ambrosius Haude erscheinenden „Berlinischen Nachrichten von Staats- und Gelehrten Sachen“ an, die er aber ablehnte, so daß nun Rost der Nachfolger Lamprechts werden konnte. Am 10. September 1740 verteidigte er die philosophische Abhandlung „De necessitate revelationis divinae“ und wurde am 22. Juli 1742 Mitglied der deutschen Gesellschaft. Bald darauf erlag er der Schwindsucht und starb am 8. Mai 1743, von seinen Freunden, besonders aber von Kästner in einer rührenden Elegie (Kästners vermischte Schriften, 2. Auflage, S. 198) tief betrauert. Gottsched stiftete ihm in seinem Briefwechsel ein verborgenes Andenken, indem er unter die vorhin genannte Übersetzung der „Stachelschrift“ nachträglich die handschriftliche Notiz machte: „M. Theod. Leberecht Pitschel aus Tautenburg. fecit. Der über seiner schönen Ausgabe des Pomeyische (!?) Wörterbuches als sie kaum am letzten Bogen war gestorben. In den Belustigung. des Verst. u. Witzes stehen viel schöne Stücke von ihm; sonderl. wider die Züricher“ (vgl. Gottscheds Briefwechsel Bd. VI a, Fol. 33 ff., Brief Nr. 1045 a). — Pitschels Beiträge zu den „Belustigungen“ ersieht man aus meinem Inhaltsverzeichnis. Das im dritten Band der „Schaubühne“ abgedruckte Trauerspiel „Darius“ ist nicht von ihm, sondern von seinem Bruder D. Friedrich Lebegott Pitschel.

Über Gottlob Benjamin Straube liegen die rein biographischen Notizen noch spärlicher vor. Er ist aus Breslau gebürtig, kam frühzeitig nach Leipzig, wo er ganz in Gottscheds Fahrwasser geriet. Sein Streit mit Johann Elias Schlegel über die gereimte Komödie in den „Critischen Beyträgen“ ist bekannt. Für die „Schaubühne“ übersetzte er Dufresnys „Spielerin“. An seinem Geburtstage, dem 13. Januar 1742, verließ er Leipzig und folgte seinem Freunde Rost

nach Berlin, deſſen Nachfolger er eine Zeitlang in der Redaktion der „Berliniſchen Nachrichten von Staats- und Gelehrten Sachen“ war. Mit Gottſched blieb er in einer regen Korreſpondenz (Gottſcheds Briefwechſel enthält neun Briefe von ihm), und er ſcheint ihm zeitweilig als Kundſchafter und Zwiſchenträger gedient zu haben. Im März 1742 erhält er eine Stelle als Sekretär bei dem Wirkl. Geheimen Staats- und Kriegsminiſter von Happe. Im Frühjahr 1743 trifft er mit Schlegel bei deſſen Durchreiſe nach Hamburg zuſammen. Noch immer aber ſchwört er feſt auf ſeinen Lehrer, iſt empört über den „critiſchen Ungeiſt junger Wildfänge“ und bedauert, „daß ſolches Geſchmeiße gegen den Sommer anfängt wieder fruchtbar zu werden“. Im Herbſt 1743 reiſt er in ſeine Vaterſtadt zurück, von wo aus er am 18. April 1744 ſeinen letzten vorhandenen Brief an Gottſched richtet und ihm mitteilt, daß ſeine Hoffnung, Profeſſor zu werden, fehlgeſchlagen iſt. Gleichzeitig erſucht er ihn, ſeinen jüngeren Bruder zu befördern, ihm eine Stelle „im Convictorio“ zu verſchaffen und ihm den Beſuch der Lektionen über Redekunſt, „welche ſein Hauptzweck ſeyn und alſo bey dem größten Meiſter gelernt werden muß“, zu geſtatten. Demnach hat ſich der von Gottſched gegen Elias Schlegel geäußerte Verdacht, Straube werde ſich den Feinden zuwenden (Danzel, Gottſched und ſeine Zeit, S. 151), zunächſt nicht bewahrheitet. Allerdings ſcheint Straube kein ganz aufrichtiges Spiel geſpielt zu haben. Denn wir ſehen ihn in Berlin mit Roſt, Gleim, Dreyer und anderen im Verkehr, finden ihn auch unter den abgefallenen Mitarbeitern der „Bremer Beiträge“. Übrigens verrät eine Bemerkung Gleims in einem Schreiben an Uz, daß Straube in der preußiſchen Reſidenzſtadt einen ziemlich lockeren Lebenswandel geführt haben muß. In demſelben Brief (vgl. Schüddekopf, Briefwechſel zwiſchen Gleim und Uz, S. 54) ſchildert ihn Gleim eingehender wie folgt: „Ich wolte ihnen gern den Caracter dieſes Poeten, bekant machen, aber ich fürchte, er werde mir nicht gerathen. Die Caractere, welche ſo ſelten anzutreffen ſind, ſind ſchwerer, als die gewöhnlichen. . . . . Stellen ſie ſich einen magern Körper vor mit einem noch magerern Geſichte, deſſen Haare ſo weit von den angenehmen entfernt ſind, welches die Locken an ſich haben, wie die wilden Haare der Huſaren von dem ordentlichen Putz der preußiſchen Grenadiere. 2. Schwarze Augen, einen Schwartzen Bart, der täglich ſo ſtark wächſt wie — — — — ich habe nicht Farben genug mein Gemählde zu ſtande zu bringen, und ich bin auch zu ungeduldig dazu. Ein Menſch, der nichts will, was ſie wollen, würde ihnen der ſehr angenehm ſeyn?“ — Ungefähr zehn Jahre ſpäter muß Straube doch noch eine Stelle als Gymnaſiallehrer in Breslau erhalten und ſich innerlich von Gottſched losgeſagt haben. So ſchreibt ein gewiſſer G. E. Scheibe am 8. Mai 1753 an den Leipziger Profeſſor: „Beſonders habe ich an Herrn Strauben meinem nächſten Collegen, den ſtärkſten Widerſacher, denn er iſt der größte Verehrer der Meſſiade! Seitdem dieſe zum Vorſchein gekommen, ſo glaubt er, daß er mehr keine Verſe machen könne, weil er keine ſolche hohe Gedanken haben möchte“ (Danzel, S. 363). Als Meſſiasanhänger endete alſo auch dieſer Alte von der Beluſtigerkerngarde.

2.

„Neuer | critiſcher | Sack- Schreib- und -Taſchen- | Allmanach | auf das Schaltjahr | 1744 | geſtellt durch | Chryſoſtomum Mathanaſium. Winterthur im Canton

Zürich. Auf Koſten der critiſchen Geſellſchaft.“ Ich führe die Stelle aus dem ziemlich ſeltenen Buch auch deshalb weitläufiger an, weil ſie eine nette und beinah chronologiſch getreue Erzählung der literariſchen Fehde bietet:

„Bey dießem Kriege graußamlich
Ein crit'ſch Scharmütz'l ergiebet ſich
Die Beluſtigungen fürwahr
Im 1741ſten Jar
In den Hundstag'n den Anfang nahm'n.
Vnnd ohn Verzug nach Zurich kahm'n /
Da ſetzt Maiſtr Erl'nbach hübſch vnnd fein
Das erlich Zurch'r Schulmaiſterlein
In die Sammlung'n der Zurcher Herrn
Daß ſie ein Irrwiſch g'weſen wärn /
Die Herrn Sammler nach ihrem Ampt
Thatn den Anfall alle insg'ſampt
Auf die Kunſtricht'r in Sachſenland
Beſonderſt auf die Laiptzger g'nannt /
Sie ſchlug'n nach Ehr vnnd G'wiſſen zahrt /
Da war die Schlacht ſer hitz'g vnnd harth /
Der Tichterkrieg der Sachßen gar
Vberviel der Herrn Schwaitzer Schar /
Die drücken das Ergäntzungsſtück /
Wie ſchon geſagt ohn alle Tück /
Beglaitet'n ſie mit Noten fein /
Mercks wol / o lieber Leſer mein!
In Laipz'g man keck vnnd wolgemuht
Anmerckung'n dazu machen thut /
Drauf bracht der herrſchend'n Tich't'r Complot
Die Sachß'n in groß'n Jamm'r vnnd Not
Sie macht'n ein gar g'waltig Geſchrey
Vnnd bracht'n Spieß / Schwerdt und Stang'n herbey.
Schlugn die Herrn Schwaitz'rn mit Sturm vnnd Grauß
Bald zum crit'ſchen Territori naus /
Aber Maiſtr Zötſche der brav Mann
Aus Laiptzig ihn'n z' Hülffe kahm
Stritt mit Maiſtr Erlebachs Parthey /
Als obs der Herr Confrat'r ſelbſt ſey.
Drey mal hat er den Anfall gthon /
On allen Spott und allen Hon
Er hat geſtritt'n wie ein Huſar /
Die Feind der Schwaitz'r erleget gar /“

uſw.

3.

Offenbar hat für den Druck der Ode in den „Beluſtigungen“ (Juli 1744) nicht die Handſchrift M[1] (von Kleiſts Hand ohne Datum unter den Halberſtädter

Papieren; Februar oder März 1744 entſtanden) zugrunde gelegen, wie Sauer behauptet (E. v. Kleiſts Werke, 1. Teil, S. 22 Anm.); das beweiſt ſchon die Strophenzahl: M^1 hat 19 Strophen, der Abdruck in den „Beluſtigungen“ nur 17; aber ebenfalls nur 17 Strophen weiſt M^3 (Handſchrift vom 5. April 1744, bei Sauer als Nr. 3 gedruckt) auf. Ich möchte darum annehmen, daß Kleiſt an Schwabe eine zwiſchen M^1 und M^3 liegende Bearbeitung eingeſchickt hat, die aber mehr der Faſſung M^3 als der M^1 angenähert war. Leider iſt mir M^2 (Abſchrift ohne Datum auf der gräflich Stollbergiſchen Bibliothek zu Wernigerode) nicht zugänglich geweſen. Sauer, der M^2 eingeſehen hat, nimmt M^1 für das Druckmanuſkript der „Beluſtigungen“ an; offenbar kommt alſo auch M^2 nicht in Betracht, ſondern eben eine andere, die außer M^2 zwiſchen M^1 und M^3 entſtanden iſt. Man vergleiche nur die Strophen 3, 6, 7, 10, 11 in den „Beluſtigungen“, in dem Abdruck von M^3 bei Sauer (als Nummer 3) und in der Halberſtädter Handſchrift M^1, dann wird es ſofort erſichtlich, daß unmöglich M^1 die Vorlage für den Text in den „Beluſtigungen“ war, trotz aller Übergriffe und Korrekturen Schwabes. Hätte dieſer wirklich M^1 in den Händen gehabt, ſo wären ja ſeine Verbeſſerungen in der Ode für Kleiſts ſpätere Umarbeitungen entweder muſtergültig geweſen, oder vielmehr hätte Schwabe unabhängig von Kleiſt gleichzeitig in dem Beluſtigungstext dieſelben Änderungen wie Kleiſt in M^3 angebracht; das wäre doch ein etwas ſeltſamer Vorgang. Zur näheren Beleuchtung will ich die Strophe 3 der in Frage kommenden Texte anführen:

M^1 (nach dem Halberſtädter Manuſkript):

Herr wer kañ durchs tiefſte Forſchen Deines Weſens Meer ergründen?
weñ wir Dich betrachten wollen, muß Vernunft und Siñ verſchwinden,
ja der Abriß Deines Weſens blendet ſchon den kühnen Blick,
man erſtaunt für ſeiner Wunder, und man fält verſcheucht zurück!

Beluſtigungen (Juli 1744):

Ja, ſie ſtammlet; Schöpfer, ſieh! meines Herzens Altar brennet.
Könnt ich mich den feurigſten unter hohen Dichtern neñen:
Würde doch von deinem Weſen kein dir ähnlich Lied gemacht;
Dir ward ſelbſt von Davids Munde nur ein ſchwaches Lob gebracht.

M^3 (5. April 1744; bei Sauer Nr. 3):

Ja, ſie ſtammlet; ſieh, o Schöpfer, meines Herzens Altar rauchen!
Könnt' ich gleich den blöden Pinſel in der Sonne Flammen tauchen,
O, ſo wär' von Deinem Weſen noch kein Zug, kein Strich gemacht!
Dir ward ſelbſt von David's Munde nur ein ſchwaches Lob gebracht.

Regiſter.

Agricola, M. 209.

Bayer, Gottl. Siegfried 1.
Bayle 11, 83, 137, 139.
Behr, Georg Heinrich 129.
Behrndt, Gottfried 64.
Benemann 87.
Bock, Johann Georg 15.
Bodmer, J. J. 6, 18, 21, 70, 103, 105 ff., 110, 112 ff., 116, 119 ff., 124, 128, 131 f., 134 ff., 138, 150, 155, 161, 170, 189, 195, 199 f., 220, 222.
Bolte, Joachim Friedrich 157, 197, 210.
Bouhours, Dominicus 18, 57.
Breitinger, J. J. 6, 18, 21, 103, 106 ff., 110, 112 f., 116, 118 f., 123 f., 128, 135, 138, 220.
Breitkopf, Bernhard Chriſtoph 56, 63, 72 ff., 86, 111, 113, 118, 120, 124, 129, 144, 152, 173, 176 f., 183, 190, 196, 198 f., 205.
Brockes 111.
v. Brühl 125, 131.
Burg, Johann Friedrich 158.

Carpzov, J. B. 99.
Carpzov, J. S. 91.
Carſted, J. A. 164, 214.
Carſtens, Anton Paul Ludwig 148, 157.
Carſtens, Heinrich Johann 210.
Cramer, Johann Andreas 21, 92 f., 97, 138 f., 143 f., 152 f., 155 ff., 162 ff., 175, 177, 181, 185, 187 ff., 192 f., 195 ff., 200 ff., 206 ff., 210 f., 214, 219 f.

Decker 147.
Delius, Heinrich Friedrich 147, 157, 165, 197 f.
Denſo 201.
Dommerich, Johann Chriſtoph 92, 94, 147, 158, 197.
Dreyer, Johann Matthias 105, 128, 171 f., 202, 224.
Drollinger, K. F. 116.
Duſch, Johann Jakob 22.

Ebert, Johann Arnold 131, 136 ff., 141 ff., 151 f., 155, 164, 169, 174 ff., 181, 184 ff., 188, 201 f., 210.

Fevre, H. A. le 97.
Fontenelle 11.
From, Samuel Ephraim 99.
Frommann, C. G. 191, 214.
Furk, Dorothea 216.

Gade, Johann Gottfried 197.
Gärtner, Karl Chriſtian 21, 79, 81, 92 f., 100, 121, 130, 136 ff., 143, 159, 161, 163, 166 f., 169, 174 f., 177 f., 183 ff., 188 ff., 193, 198 f., 209 ff., 214, 220 f.
Gebhardi, Karl Auguſt 93, 148, 161 f., 165, 197.
Gellert, Chriſtian Fürchtegott 9, 14, 21, 79, 81, 83, 92, 94 ff., 99, 103, 134, 137, 139 ff., 142, 159, 162 f., 165, 168, 170, 175, 181, 188 f., 192 f., 196, 198, 200, 207, 210 ff., 217 f., 220 f.
Giſeke, Nikolaus Dietrich 83, 142, 207, 209 f.
Gleim 146 f., 161, 163, 165 f., 172, 178, 180, 182 f., 192, 207, 209, 224.
Gottſched, Johann Chriſtoph 1 ff., 7 ff., 14, 15 ff., 55 ff., 62 ff., 69 ff., 77, 80, 82, 84 ff., 87 ff., 93 f., 96, 98 ff., 103, 105, 109 ff., 116 ff., 120, 122 ff., 125, 128, 130 ff., 134, 137 f., 143 f., 147 f., 152 ff., 156, 159 ff., 166 f., 171 f., 176 f., 179, 184, 188 f., 192, 194, 196, 201 f., 206 f., 213 f., 217, 220, 224 f.
Gottſched, C. A. V. 69, 71 f., 77, 86 f., 96, 102, 111, 113, 137, 167 f., 192, 201 f., 216.
Gräfe, Johann Friedrich 68, 215.
Gries, Johann Adolf Peter 148.

Grimm, Friedrich Melchior 122, 185, 201.
Grund, G. Chriſt. 209.

Hagedorn, Chriſtian Ludwig von 125 f., 134.
Hagedorn, Friedrich von 15, 82, 94, 102 f., 111, 123, 125, 127, 130 f., 134 ff., 139, 141 f., 148, 150 f., 155, 159 ff., 162, 176, 181, 184, 186, 199 ff., 207, 210, 221 f.
Haller, A. von 93, 101 ff., 110, 123 f., 132 ff., 140 ff., 148, 153, 159 ff., 207, 221.
Hamann, Johann Georg 7.
Harboe, Johann 75.
Harrer, J. G. 160.
Harting 94, 147.
Hartwehr, Wolf von 154.
Haupt, J. Th. 162.
Heinecke, Karl Heinrich 111, 119, 125, 128.
Heinze, Johann Michael 180, 197.
Hemmerde, Carl Hermann 152.
Herbart, Johann Michael 98, 179, 210.
Holzendorf, G. von 214.
Hommel, C. F. 96, 167.

Ibbeken, Georg Chriſtian 158, 179, 210.

Joachim, M. 197.
Juſti, Johann Heinrich 205 f.

Kaiſer 158, 193.
Käſtner, Abraham Gotthelf 21, 79 ff., 91, 93, 96 ff., 99 f., 103, 121, 130, 132 ff., 137 ff., 141 f., 155, 157 f., 161 ff., 166, 169 f., 172, 175, 188 f., 192 ff., 198, 200 ff., 206, 210 ff., 215 ff., 224.
Kleiſt, Ewald von 146, 182 f., 192, 198, 202, 207, 211, 225 f.
Klopſtock 84, 140, 162 f., 169, 188, 222.
König, Johann Ulrich 111, 125 f., 128.
Kopp, Johann Friedrich 78 f.
Kratzenſtein, Chriſtian Gottlieb 147, 157, 197, 213.
Krauſe, Johann Gottlieb 3.
Kreuzberg, Johann Joachim von 164, 214.
Kühne, Joh. Chriſt. 96.

Lamprecht, Jacob Friedrich 12, 128, 202, 224.
Lange, Samuel Gotthold 180, 195.
Lengnich, Gottfried 65.
Leſſing 11, 138, 140, 157, 161, 188, 209.
Leyſer, A. v. 87.
Liscow, Chriſtian Ludwig 111, 119, 125 ff., 134, 149 f., 153 f., 170, 176.
Liscow, Joachim Friedrich 11 f.

Manteufel, von 86, 118, 176, 207, 224.
Marperger 125.
Martini, Johann Adolf 204, 207.
Maskov, Johann Jakob 1.
Mattheson, Friedrich 5.
Mauvillon, Eleazar 18, 56 ff., 100 f., 107, 109.
May 8.
Menke, Johann Burkhard 1 f.
Menke, Otto 1 f., 70.
Mosheim 16.
Mylius, Chriſtlob 13, 138 ff., 142 ff., 152 f., 155 ff., 161, 173, 178, 185, 187 f., 193, 195 ff., 202, 204 ff., 209 ff.

Naumann, Chriſtian Nicolaus 147, 183, 207 f.
Naumann, Gottlob 147.
Naumann, S. B. 147, 166, 192.
Neander, C. F. 147, 162.
Neuber, Caroline 17, 76, 80, 89, 100, 124, 128.

Orell 106 f.
Overbeck, Johann Daniel 148, 156, 173.

Pamer, Georg Ferdinand 159.
Picander 181.
Pietſch 72.
Pitſchel, Friedrich Lebegott 224.
Pitſchel, Theodor Lebrecht 79 ff., 89, 92 f., 96 f., 101, 104 f., 108, 116, 121, 125, 127 f., 132 f., 137, 141, 159, 167, 215, 224.
Portmann, Johann Samuel 91, 93.
Pyra, J. J. 150, 153, 161, 170, 188, 190, 195, 202.

Rabener, Gottlieb Wilhelm 9, 14, 79, 81 f., 95 ff., 99, 121, 130, 136 f., 139 f., 158 f., 174 f., 185, 187 f., 193, 210 ff., 217 f., 220 f.
Richey 6.
Roſt, Johann Chriſtoph 79, 96, 111, 124 f., 128 ff., 131, 149, 170, 180, 182, 187, 202, 224.
Rudnick, Paul Jacob 98, 133, 146, 182.

Saint-Evremont 10.
Sanders, Nic. Chriſt. 162, 198.
Sauermann 78, 184 f., 190, 204 f.
Scheibe, G. E. 224.
Schilling, Johann Jacob 99, 122.
Schlegel, Johann Adolf 21, 83, 131 f., 137 ff., 143, 161 ff., 165, 174 f., 185 ff., 192 ff., 200, 207, 209 ff., 214, 220.

Schlegel, Johann Elias 21, 57, 78 ff., 88, 91, 93, 97 f., 100, 112, 131 ff., 135 ff., 141 f., 163, 165 f., 183, 187 ff., 192 ff., 198, 202, 208, 210 f., 214 f., 217, 220 f., 224.
Schmerfahl, Elias Friedrich 157, 210.
Schmidt, Conrad Arnold 82, 92 f., 136 ff., 143, 162 f., 174, 187 f., 201, 210.
Schönemann, J. F. 171.
Schumacher, P. 198.
Schuster, Jakob 10.
Schwabe, Johann Joachim 12, 16, 20, 63 ff., 77 ff., 83, 85 ff., 88 ff., 92, 94 f., 103, 111, 113 ff., 116 ff., 119 ff., 122 ff., 126 f., 129, 132, 137, 141, 144 f., 148 ff., 154 ff., 165 f., 169, 172 ff., 175 ff., 180 ff., 184, 186, 188 ff., 194, 196, 199 ff., 203 f., 207, 209, 212 f., 214 ff., 220 ff., 226.
Schwarze, Joh. Christ. 111, 113.
Soermann, Joh. Heinr. 204.
Spalding, Johann Joachim 179.
Steinauer, Joh. Christ. 97 f., 217.
Steinbach 72.
Steinwehr 70.
Stoppe 15.
Straube, Gottlob Benjamin 79 ff., 93 f., 100, 116, 137, 187, 214, 217, 219, 224 f.
Stübner, Friedrich David 157.
Sucro, Christoph Joseph 92, 95, 134, 146, 210, 214.

Thomasius, Christian 3 f., 8.
Triller 101, 103, 108 ff., 111.

U3, Joh. Peter 146 f., 164 ff., 178, 180, 209, 211, 224.

Walther, Johann Georg 99, 132.
Weichmann, Christian Friedrich 102.
Weidlich, Carl Gottlob 179.
Weidmann 209.
Weiße, C. F. 175, 188, 199, 214.

Zacharia, Just Friedrich Wilhelm 138, 143, 167, 175, 179, 185, 208, 221.
Zernitz, Christian Friedrich 92 ff., 97 ff., 117, 134, 148, 156, 161 f., 166, 172, 214.
Ziegler, Marianne von 72, 216.
Zink 135.
Zötsche, J. F. 117, 119, 202.